ZUM

ANIMISMUS

DER

SÜDAMERIKANISCHEN INDIANER

VON

THEODOR KOCH

LEHRAMTSASSESSOR AUS GRÜNBERG IN HESSEN.



ZUM ANIMISMUS DER SÜDAMERIKANISCHEN INDIANER

VON

THEODOR KOCH

Lehramtsassessor aus Grünberg in Hessen.

Supplement zu Band XIII von „Internationales Archiv für Ethnographie".

LEIDEN,
BUCHHANDLUNG UND DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL.
1900.

MEINEN

LIEBEN ELTERN.

INHALT.

I. DIE SEELE DES MENSCHEN IM LEBEN UND IM TOD.

VERZEICHNISS DER BENUTZTEN WERKE.

Allerhand So Lehr — als Geist — reiche Brieff, Schriften und Reise — Beschreibungen, welche von denen Missionariis etc. in Europa angelanget sind. Wien. 1748. Bd. IV.
R. Andree: Ethnogr. Parallelen und Vergleiche. Stuttgart. 1878.
Appun: Unter den Tropen. Jena. 1871.
Aufsätze zur Kunde ungebildeter Völker. Weimar. 1789.
Aus allen Welttheilen.
Ausland.
F. v. Azara: Reise nach Süd-Amerika. — Deutsch v. Walkenaer a. d. Span. Berlin. 1810.
I. Amadeo Baldrich: Las Camarcas Vírgenes. El Chaco Central Norte. Buenos Aires. 1890.
E. Bancroft: Naturgeschichte von Guiana. Frankfurt a/M u. Leipzig 1769.
Bartels: Die Medizin der Naturvölker. Leipzig. 1893.
Adrian van Berkel: Beschreibung seiner Reise nach Rio de Berbice und Surinam. 1789.
A. Bastian: Der Mensch in der Geschichte. Leipzig. 1860. 2 Bde.
H. Bolingbroke: Reise nach dem Demerary etc. A. d. Engl. Leipzig. 1812.
Brett: The Indian Tribes of Guiana. London. 1868.
F. de Castelnau: Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. Paris.
J. Chaffanjon: L'Orénoque et le Caura. Paris. 1889.
Congrès International des Américanistes. Compte-Rendu de la VII. Session. Berlin. 1888 (1890).
H. Coudreau: Voyage au Tapajoz. Paris. 1897.
— —: La France Équinoxiale. Paris.
I. Crevaux: Voyages dans l'Amérique du Sud. Paris. 1883.
R. Cronau: Amerika. Leipzig. 2 Bde. 1892.
P. Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin.
Ethnographisches Archiv. Bd. 23.
D. Ph. Fermins: Ausführliche historisch-physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam. Berlin. 1775.
Freyreiss: Beiträge zur näheren Kenntniss des Kaiserthums Brasilien. Frankfurt a/M. 1824.
Globus: Geographische Zeitschrift.
I. L. Gottfriedt: Newe Welt und Amerikanische Historien. Frankfurt a/M. 1655.
Gumilla: Histoire de l'Orénoque. A. d. Span. 1758.
Hassaureck: Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. A. d. Engl. Dresden. 1887.
A. Z. Helms: Voyage dans l'Amérique méridionale commençant par Buénos Ayres et Potosi jusqu'à Lima. Paris. 1812.
A. v. Humboldt: Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents. 1823.
Kappler: Surinam. Stuttgart. 1887.
Joh. de Laet: Americae utriusque descriptio. 1633.
Lafitau: Moeurs des sauvages Amériquains. 2 Bde.
Petri Martyris: Decades. Köln. 1574.
— —: Histori von der Newen Welt.
v. Martius: Reise in Brasilien.
— —: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. Leipzig. Bd. I.
Molina: Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach d. Ital. Leipzig. 1791.
Müller: Die Amerikanischen Urreligionen.
Mustens: Unter den Patagoniern. Deutsch v. Martin. Jena. 1877.
C. Ochsenius: Chile, Land und Leute. Leipzig. 1884.
d'Orbigny: L'homme américain. Paris.
O. Peschel: Völkerkunde. VI. Aufl. Leipzig. 1885.
Petermanns Mittheilungen.
E. Pöppig: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome. Leipzig. 1835. 2 Bde.
K. Th. Preuss: Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Totentrauer in Amerika. Berlin. 1896.
Ratzel: Völkerkunde. II Aufl. Bd. I.

Revista trimensal. T. XV. 1892.
Robinsohn: Psychologie der Naturvölker. Leipzig.
C. de Rochefort: Historische Beschreibung der Antillen-Inseln. A. d. Franz. Frankfurt a/M. 1668. Bd. II.
Sammlung wissenschaftl. Vorträge. X Serie.
Rich. Schomburgk: Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig. 1848.
Rob. Schomburgk: Reisen in Guiana und am Orinoko.
D. v. Schütz-Holzhausen: Der Amazonas. Freiburg. 1883.
W. Sievers: Reise in der Sierra Nevada de Santa Martha. Leipzig. 1887.
J. Squier: Peru. Deutsch v. Schmick. Leipzig. 1883
K. v. d. Steinen: Die Bakaïri-Sprache. Leipzig. 1892.
— —: Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin. 1894.
— —: Durch Central-Brasilien. Leipz. 1886.
S. R. Steinmetz: Ethnographische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Leipzig. 1894. Bd. I und II.
A. Thouar: Explorations dans l'Amérique du Sud. Paris.
L. G. Tippenhauer: Die Insel Hayti. Leipz. 1893.
P. Treutler: Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika. Leipzig. 1882.
E. B. Tylor: Die Anfänge der Cultur. 2 Bde.
Le Tour du Monde: Geographische Zeitschrift.
Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte. Jahrg. 1891.
Waitz: Die Anthropologie der Naturvölker.
A. R. Wallace: A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro. London. 1889.
v. Wied-Neuwied, Prinz Max: Reise nach Brasilien. 2 Bde. Frankfurt a/M.
Zeitschr. für Ethnologie. Bd. 19 & 26; 1887 und 1894.

I. WAS VERSTEHEN DIE INDIANER UNTER SEELE.

Es giebt wohl kaum ein Volk der Erde, das sich nicht zu gewissen Vorstellungen von dem Wesen dessen, was in unserem Körper wohnt, ihn belebt, ergänzt und der Natur nach von ihm verschieden ist, aufgeschwungen hätte. Dass der Glaube an dies seelische Etwas, mag man es nun Seele, Geist, Athem, Hauch, Schatten oder wie immer nennen, und an dessen Fortbestehen nach der Vernichtung des Leibes vorhanden ist, erfahren mir einerseits aus den Angaben des betreffenden Volkes selbst, andererseits erkennen wir es aus einer Reihe von Gebräuchen, denen Seelenvorstellungen zu Grunde liegen. Mit Recht hat BASTIAN darauf hingewiesen, dass „die Naturvölker im Durchschnitt eine äusserst complicierte Psychologie ausgebildet" haben, und dass die Seelenlehre „bei den Naturstämmen sorgsamer entwickelt ist als bei den Kulturvölkern" [1]. Bei den Betrachtungen über die Seelenlehre der Naturvölker, die wir auf einen geographisch streng abgegrenzten Bezirk, den südamerikanischen Continent und Westindien, beschränken wollen, tritt uns zunächst die Frage entgegen: „Welche Umstände haben den Naturmenschen zu dem Glauben an das Vorhandensein der Seele geführt?"

Ansichten der Ethnologen über die Entdeckung der Seele. — Die früher allgemein herrschende Ansicht, die besonders von BASTIAN u. a. vertreten wurde, lehrt, dass der Tod die Veranlassung zu den Seelenvorstellungen gegeben habe. Gerade in der engen, allen ablenkenden, äusseren Einflüssen verschlossenen Dorfgemeinschaft, der der Wilde angehört, muss der Tod eines lieben Angehörigen auf ihn einen starken, nachhaltigen Eindruck machen. Der Freund, mit dem er sonst täglich verkehrte, auf die Jagd, zum Tanz u. s. w. ging, liegt nun kalt und starr da; er redet nicht mehr, bewegt sich nicht mehr. Er ist ein anderer geworden. Jetzt erst fällt es dem Naturmenschen ein, über das, was ihm früher selbstverständlich erschien und ihn nicht weiter befremdete, nachzudenken, die Ursache, den Urheber der früheren Beweglichkeit des jetzt leblosen Körpers zu erspähen. Früher muss etwas im Körper gewesen sein, das ihn belebte und lenkte; jetzt ist der Leib bewegungslos geworden, folglich hat ihn jetzt jenes seeliche Etwas verlassen.

Der Weg, auf dem man zu dieser Ansicht gelangt ist und die Art der Beweisführung lassen manche Zweifel zu. — Welche Gründe sollen den Naturmenschen veranlassen, an ein Fortbestehen der Seele nach dem Tode zu glauben? Zwar sagt BASTIAN: „Dass ein jedes Volk an dem Fortleben der Seele nach dem Tode festhält, ist ein natürliches Produkt des Denkprozesses und muss Jedem so erscheinen, der sich auf den natürlichen Standpunkt stellt. Schon die Schöpfung aus dem Nichts war es unmöglich zu denken, wieviel mehr die Vernichtung?" [2]) Der Mensch nimmt im lebenden Körper die Wirkungen der Seele wahr, empfindet aber die letztere nicht als etwas Besonderes, vom Leib Verschiedenes. Er identifiziert unwillkürlich Leib und Seele, d. h. für ihn giebt es eigentlich keinen seelischen, sondern nur einen körperlichen Menschen. Stirbt nun der körperliche

[1]) Ad. BASTIAN, Die Vorstellungen von der Seele; (Sammlung wissenschaftl. Vorträge. X Serie S. 301 ff. S. 308.)

[2]) Ad. BASTIAN: Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860, Bd. II, S. 305.

Mensch, so stirbt für den Naturmenschen auch seine Seele, da ja beides eins ist. — Der todte Leib — das wusste der Wilde aus täglicher Erfahrung — verwest mit der Zeit, verschwindet in ein Nichts. — Warum sollte er glauben, dass etwas Seeliches übrig bleibt, dessen Wirkungen doch unsichtbar geworden sind und dessen Dasein er vorher nicht erfasste? Man überschätzt wohl hier die geistigen Fähigkeiten des Naturmenschen. Er ist kein Grübler. Was geschehen ist, ist eben geschehen. Um die Ursache kümmert er sich nicht weiter, besonders wenn er, wie wir gesehen haben, gar keine Veranlassung zum Nachdenken hat. Als ein grosser Egoist lässt er sich nicht zu mitfühlender Sentimentalität Anderen gegenüber hinreissen und hat bald in seinem rasch dahinfliessenden Leben das Geschehene, das nicht seine eigene Person angeht, vergessen, auch wenn es sich um den Tod eines nächsten Angehörigen handelt. Nein, es müssen schon andere Umstände hinzutreten, die ihm unmittelbar und auf deutliche Weise zeigen, dass in ihm ein seelicher Bestandtheil existirt, der von seinem leiblichen Wesen grundverschieden ist.

Ansicht des Verfassers. — Versuchen wir nun im Folgenden auf einem anderen Wege mit Vermeidung aller unrichtigen Folgerungen zu demselben Ziel, den Vorstellungen des südamerikanischen Naturmenschen über das Seelenleben nach dem Tode, zu gelangen.

Oskar Peschel war der Erste, der darauf hinwies, dass es wohl immer „Traumerscheinungen gewesen sind, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen."[1] E. B. Tylor hat in seinem trefflichen Werk: Die Anfänge der Kultur, Bd. 1 u. 2, diesen Gedanken verfochten und an zahlreichen Beispielen näher erläutert. Durch die eingehenden Forschungen von den Steinen's und Ehrenreich's über eine Reihe südamerikanischer Naturvölker ist diese Annahme im vollen Maasse bestätigt worden. Ohne der Ansicht eines so verdienstvollen Gelehrten, wie Bastian, irgendwie zu nahe zu treten, möchten wir doch mit Peschel von den Traumerscheinungen, die sich eng an reale Erlebnisse anschliessen, als einer näherliegenden und mächtigeren Ursache der Seelenentdeckung ausgehen, um allmählich zu dem dem Schlafe nahe verwandten Todeszustand überzuführen und zum Schlusse zu zeigen, dass beide Momente, Schlaf bezw. Traum und Tod in einander überleitend bei dem Seelenglauben der südamerikanischen Naturvölker mit im Spiel gewesen sind. Wir werden dann sehen, dass sich aus den Traumgesichtern manche Vorstellungen der Indianer von dem Wesen der Seele und manche Todtengebräuche erklären lassen.

Trennung der Seele vom Körper. — Wer hätte wohl noch nicht nach einem besonders lebhaften Traum einige Augenblicke an die Wirklichkeit des Geträumten geglaubt? Die stark erregten Sinne stehen nach dem Erwachen noch unter dem unmittelbaren Eindruck des scheinbar soeben Erlebten, dessen man sich oft bis ins Einzelne erinnert, und können sich nicht so rasch von den Fesseln des Traumzustandes befreien. Freilich, sobald diese Befangenheit völlig gewichen ist und einer kühleren Erwägung Platz gemacht hat, erkennt der Verstandesmensch, dass er es nicht mit etwas wirklich Geschehenem, sondern mit einem durch die Erregung seiner Sinne hervorgerufenen Traumbilde zu thun gehabt hat. Der naive Naturmensch, der sich nicht zu dieser nüchternen, verstandesgemässen Erklärung des Traumgesichtes emporgeschwungen hat, hält alle Traumerlebnisse für Wirklichkeit. Für ihn ist „der Traum ein Leben." Er träumt, er sei auf der Jagd gewesen, habe in einem entfernten Dorfe getanzt u. s. w. Beim Erwachen erzählt er es

[1] O. Peschel, Völkerkunde. VI Aufl. Leipzig 1885, S. 272.

seinen Freunden; er selbst glaubt fest daran, denn er hat ja alles selbst erlebt, mit seinen eigenen Augen gesehen. Auch seine Stammesgenossen zweifeln nicht an der Wahrheit seiner Erzählung, haben sie doch schon ähnliche Erlebnisse während des Schlafes gehabt. Sein Körper kann nicht fort gewesen sein, denn er hat die ganze Zeit über ruhig in der Hütte gelegen. Deshalb muss ein anderer Bestandtheil, dem menschlichen. Auge unsichtbar, den Leib des Schafenden verlassen und ohne Rücksicht auf räumliche Entfernung in kürzester Zeit alle möglichen Erlebnisse gehabt haben.

a) Während des Traumes. — Auf diesem Wege gelangte der Indianer zu der Ueberzeugung, dass der Mensch aus zwei dem Wesen nach grundverschiedenen Theilen sich zusammensetze, aus dem sichtbaren, unbeholfenen Leib und einem unsichtbaren, leicht beweglichen Etwas: Seele, Geist, Schatten oder, wie wir es immer nennen wollen. — Die Schingú-Indianer glauben, dass sie im lebhaften Traum Wirklichkeit erleben; man geht auf die Jagd, schiesst Fische, fällt Bäume, wenn man schläft, während der Körper in der Hängematte bleibt. Die Bakairi lassen den Schatten des Menschen im Traum umher wandern. [Nach persönlichen Mittheilungen des Herrn Prof. Dr. W. Sievers herrscht in den unteren Volksschichten Venezuelas noch heute dieser Glaube]. Der Bakairi Antonio, der Begleiter von den Steinen's, hatte die Besorgnis, dass es gefährlich sei, einen Schlafenden plötzlich zu wecken. Der Schatten, der vielleicht in fernen Gegenden wandert, könne nicht schnell genug zurückkehren; und der Schlafende werde in einen Todten verwandelt. Durch das Abhetzen des zurückeilenden Schattens erklärte er auch die Kopfschmerzen, die man nach zu kurzem nächtlichen Schlummer bekomme.[1]) Die Paressi haben nach demselben Gewährsmann ähnliche Vorstellungen von der Seele, die sie *niakó* nennen. Während des Schlafes wandert das *niakó* umher, es kehrt zurück, und man erwacht. Der Häuptling erzählte dem Reisenden, sein *niakó* sei in der vorigen Nacht bei seiner Frau und seinem Kind gewesen; er glaubte durchaus, das Dorf wirklich besucht zu haben. Das *niakó* geht weit weg und tritt aus dem Körper am Nacken aus. Ruft man den Schlafenden an, und das *niakó* ist noch in der Ferne, „so thut der ganze Kopf weh."[2]) Umgekehrt giebt es bei dem Wachenden eine Wirkung in die Ferne, die an unsern Glauben vom Ohrenklingen erinnert. Am Kulisehu sagte mir, erzählt von den Steinen, Tumayaua, als ich einmal nieste, meine Frau rufe mich, die traurig sei, weil ich noch nicht zurückkehre. Bei gleicher Gelegenheit wurde von den Bororó genau dasselbe behauptet; ein andermal, da ich neben einer Indianerin stand und nieste, stellte sie sofort Fragen nach den Namen meiner Verwandten. Wie heisst deine Mutter? Dein Bruder? Dein Schwager? Bei den Bororó heisst die Seele *búpe*. Im Traum verlässt sie den Körper. Die Furcht, Schlafende zu wecken, findet sich auch bei ihnen deutlich ausgesprochen. Fest wird an das geglaubt, was der Erwachende berichtet. Wenn die im Dorf zurückgelassene Frau, während der Mann auf dem Jagdausflug abwesend ist, die halbe Nacht allein in der Hütte sitzend, ein paar Stunden laut geklagt und gejammert habe und sich dann zum Schlafen niederlege, so finde ihre Seele mit Sicherheit die Jäger und nach dem Erwachen machten die Frauen stets richtige Angaben, wo sie jetzt seien und wann sie wieder eintreffen würden. Die Nähe des Feindes werde im Traum errathen, man fliehe, und er komme in ein verlassenes Dorf.[3]) Während der Anwesenheit v. d. Steinens bei den Bororó trug es

[1]) K. v. d. Steinen, Unter dem Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin, 1894, S. 340.
[2]) Ebenda, S. 435. [3]) Ebenda, S. 510 f.

sich zu, dass das ganze Dorf fliehen wollte, weil Einer im Traum heranschleichende Feinde gesehen hatte. [1])

Auch bei den Karayá findet sich der Glaube, dass im Traume der Geist den Körper des Schlafenden verlässt, um umherzuschweifen und mit anderen Personen oder mit anderen Geistern in Verkehr zu treten. [2])

b) Während der Narkose des Zauberarztes. — Die Trennung der Seele vom Körper und ihre Erlebnisse während des Schlafes sind für den Indianer natürlich eine wunderbare Erscheinung. Wer sich aber willkürlich in einen Zustand versetzen kann, in dem sich die Seele vom Leib loslöst, grosse Entfernungen im Raume im Nu zurücklegt und alle möglichen Hindernisse mit Leichtigkeit überwindet, der vermag mehr wie andere Menschen, er ist ein grosser Zauberer. Mit Hülfe dieser übernatürlichen Kraft kann er die unglaublichsten Thaten ausführen und sich seiner fernen Feinde ohne Mühe entledigen. Diesen Glauben haben sich die Zauberärzte, die wir hier mit dem über einen grossen Theil Südamerikas verbreiteten Karaibenwort *Piajes* bezeichnen wollen, zu Nutzen gemacht und üben durch ihre unheimliche Kunst auf die naiven, leichtgläubigen Indianer einen grossen Einfluss aus. Da der Zustand von dem *Piaje* willkührlich herbeigeführt wird, so kann er darin auch alles ausführen, was er will, hat eine unbeschränkte Macht. Er versetzt sich meist durch unmässiges Tabakrauchen oder Einnehmen starker Gifte in eine Narkose, in der er wie „todt" daliegt. Dass der Medizinmann — von Anfang an wenigstens — mit Vorsatz seine Stammesgenossen betrogen habe, brauchen wir gar nicht anzunehmen, da er wohl häufig in seinem narkotischen Schlaf, bei der starken Erregung seiner Sinne, in Traumbildern das Gewünschte ausführt und dies beim Erwachen nach dem herrschenden Glauben für Wirklichkeit hält. Freilich wird er im Laufe der Zeit durch absichtliche Täuschung auf die Phantasie seiner Zuhörer gewirkt haben, um seinen eigenen Vortheil zu wahren und seine hervorragende Stellung in der Gemeinde zu sichern.

Der Zustand, in dem sich der menschliche Körper während der narkotischen Betäubung befindet, hat eine grosse Aehnlichkeit mit dem Todeszustand, was auch dem Indianer nicht entgangen ist. Der Mensch, der während des gewöhnlichen Schlafes leicht zu wecken ist, liegt jetzt in einer todesähnlichen Erstarrung und kann für eine geraume Zeit weder durch Lärm noch durch Rütteln u. s. w. zum Erwachen gebracht werden. Deshalb bezeichnen einige Stämme die Narkose des Zauberarztes mit demselben Wort, wie den „Tod." Der *Piaje* ist „todt", d. h. seine Seele hat den Körper — wenn auch nur zeitweise — verlassen und kann in diesem Zustand alles erreichen, was ein gewöhnlicher Sterblicher nicht vermag. Die Vorstellungen von dem Wesen der Seele während der Narkose sind also dieselben wie beim natürlichen Schlaf.

Schon die alten Tupi scheinen auf Traumerscheinungen und künstlich hervorgerufene Hallucinationen grossen Werth gelegt und häufig ihre Unternehmungen davon abhängig gemacht zu haben. — Wenn sie in den Krieg ziehen wollten, „erkundigen sie sich bey jhren Weissagern / ob sie auch Sieg haben werden / die befehlen jhnen / sie sollen wohl Achtung auff jhre Träume geben / wenn der meiste Hauff träumt / sie sehen jhrer Feinde Fleisch braten / das deutet Sieg / dann rüsten sie zu / machen in allen Hütten gross Geträncke / trincken und tantzen mit den Abgöttern *Tammaraka* [den Zauberrasseln] / ein

[1]) Ebenda, S. 340.
[2]) P. Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin, 1891, S. 33.

jeder bittet den seinen / dass er jhnen helff einen Feind fangen / aber wann sie sehen jhr eygen Fleisch braten / das bedeutet nichts guts / dass sie dann daheim bleiben." — „Sie pflegen auch auss jhren Weibern Weissagerin der Gestalt zu machen / dann es gehen die Warsager erst in ein Hütten / zu denen kommen alle Weiber / da beräuchern sie eine nach der anderen / darnach müssen sie so lang schreyen / springen und umblauffen / biss sie für Müdigkeit auff die Erde niederfallen / und gleichsamb todt werden / darnach sagt der Warsager / sie werde bald widerumb lebendig werden / wann sie nun widerumb zu sich selbst kommet / sagt er / sie sey begabet zukünftige Ding zu sagen / wann die Wilden nun zum Krieg ziehen / so müssen jhnen die Weiber über denselben weissagen." [1])

Bei den Schingú-Indianern „tödtet" sich der Medizinmann selbst durch Gift, um sich in andere Gestalt verwandeln zu können, eine Auffassung des Todes, die, wie wir sehen werden, „in unmittelbarster Übereinstimmung mit dem Leben des Schattens während des Schlafes steht." Der Auetö-Häuptling war schon, „todt" gewesen. — Wenn der Medizinmann die starken Gifte einnimmt, so „stirbt" er. Er liegt „todt" in der Hängematte, bis sein Schatten zurückkommt. Während seiner Narkose kann sich der Zauberarzt in jede beliebige Thiergestalt verwandeln und jeden beliebigen Ort sofort erreichen. Der *Piaje* der Bakairi am Paranatinga war schon im Himmel gewesen: „Er trank Schlingpflanzengift und „starb." Er war dann nicht mehr wie Menschen, er konnte in einen Jaguar, oder eine Cobra-Schlange oder einen Geier hineingehen. Er stieg zum Himmel, kehrte zurück, erwachte als ein Mensch und war wieder wie vorher." Der Schatten, so erzählte der Bakairi Antonio, stieg ein wenig über den Himmel empor, sah gut nach dem Loch aus, wo man aus den Himmel herauskommt und flog hierher. . . . . Da der Leib nicht geht und nicht steigen kann, da er „todt" ist, so geht der Schatten!" [2]) Der Medizinmann der Paressi „weiss Alles." Er kennt auch den Weg zum Himmel, während „die andern Leute ihn nicht kennen." [3]) Diese Vorstellungen zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Angaben, die im vorigen Jahrhundert ein *Piaje* am Orinoko dem Pater Gilij machte: „Ich erhebe mich alle Tage (offenbar in der Narkose) zum Himmel und sehe zu, wie Gott den Tigern ihr Futter giebt . . . . Die *Piaci* springen unter Gesang und Gebet . . . . über die Hölle weg und landen jenseits derselben." [4]) Erscheint am Himmel ein Meteor, so versenkt sich der Zauberer der Jipurina durch Tabakschnupfen in narkotischen Schlaf und erklärt nach dem Erwachen, er sei zum Himmel aufgestiegen und habe das Feuer gelöscht, das sonst die ganze Welt verzehrt hätte. [5])

Die Ottomaken gebrauchen den Tabakrauch, um sich in einen Zustand von Gefühltödtung zu versetzen, den sie „mit offnen Augen träumen" „am Tage träumen" nennen. [6])

Von den Karayá sagt Ehrenreich: „Zauberarzt kann jeder werden, der sich den dazu nothwendigen Kasteiungen unterzieht; nervös angelegte Individuen, Epileptiker u. s. w. sind natürlich besonders dazu geeignet." [7])

Auch bei den Manáos bedient sich der *Pajé* wie bei den Tupi unter feierlichen

---

[1]) Joh. Ludw. Gottfriedt: Newe Welt und americanische Historien. Frankfurt, 1655, Seite 121/122. (Nach Hans Staden).
[2]) Karl v. d. Steinen, a. a. O., S. 343 ff.
[3]) Ebenda, S. 435.
[4]) Aufsätze zur Kunde ungebildeter Völker. Weimar, 1789, S. 103.
[5]) Ehrenreich, a. a. O., S. 69.
[6]) A. von Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. 1823, IV, S. 579 f.
[7]) Bartels, Die Medizin der Naturvölker, S. 79.

Anlässen einer besonderen Form der *Maracá* (Zauberklapper) zu seinen Prophezeihungen. Ein ausgehöhlter runder Flaschenkürbis mit einem Menschenantlitz bemalt, mit einem Kranze von Haaren versehen und an der Stelle der Nase, des Mundes und der Ohren durchbohrt, wird mit trockenen Tabakblättern gefüllt, auf einem Pfeile aufgestellt. Schweigend schliesst die abergläubische Menge einen Kreis um das Orakel, der *Pajé* nähert sich ihm unter geheimnisvollen Bewegungen, indem er mit verschränkten Zähnen halbverstandene Worte singt. Er zündet den Tabak an, empfängt den aus den Öffnungen der *Maracá* hervordringenden Dampf und bricht endlich, unter häufigen Libationen berauschender Getränke in einen Zustand wilder Aufregung versetzt, in Prophezeihungen aus. Ebenso wird von dem Inkavolke berichtet, dass seine Priester durch den Qualm verbrennenden Tabaks in prophetische Hallucinationen versetzt worden seien. [1])

c) Nach dem Tode. — Während des natürlichen Schlafes verlässt die Seele leicht den Körper, vermag in diesem Zustande alle möglichen Thaten auszuführen und kehrt auch wieder leicht nach kurzer Zeit in den Leib zurück. Diese Trennung kann zu jeder Zeit und bei jedem Menschen eintreten. In der Narkose geht die Seele schon weit weg, viel weiter als während des täglichen Schlummers und vereinigt sich erst nach verhältnismässig geraumer Zeit wieder mit dem Leib. Die narkotische Betäubung, aus der man wieder erwacht, kann nur auf künstliche Weise herbeigeführt werden und zwar nicht von einem gewöhnlichen Sterblichen, sondern nur von dem Zauberarzt, der mehr kann wie andere Menschen. Dieser trinkt „die starken Gifte", „tödtet" sich selbst und zwingt dadurch seine Seele, sich vom Körper zu trennen. Die Seele des *Piaje* ist natürlich auch in der Narkose viel mächtiger als die Seele des gewöhnlichen Menschen während des Schlafes. Sie vermag Wunderdinge zu leisten und die unglaublichsten Entfernungen rasch zu durcheilen. Wie aber die Trennung der Seele vom Leib nur mühsam und erst nach Anwendung gewaltsamer Mittel vor sich geht, ebenso vermag auch die Seele nur mühsam und nach längerer Zeit und nur mit Hülfe der übernatürlichen Kraft des Medizinmannes in ihre alte Behausung zurückzukehren.

Wird nun die Seele des gewöhnlichen Menschen durch fremde, feindliche Mächte genöthigt, den Leib zu verlassen, d. h. mit anderen Worten: Wird der Mensch von einem Feinde durch Gift etc. getötet — denn keinen Todesfall führt der Indianer auf natürliche Ursache zurück — so ist eine Rückkehr der Seele in den Leib und eine Wiederbelebung des letzteren unmöglich geworden. Denn wie in der tiefen, narkotischen Betäubung, so ist auch im Tod die Trennung der Seele vom Leib viel nachdrücklicher, durchgreifender als während des Schlafes; die Seele enteilt in weite Ferne und vermag den Heimweg nicht mehr rechtzeitig zu finden, da sie einerseits zu schwach ist, andererseits durch starken, feindlichen Zauber daran gehindert wird. Der Tod ist also eine Narkose, die von fremder Seite an dem Menschen ausgeübt wird, und aus der es kein Erwachen giebt; er ist die endgiltige Trennung des „Schattens" vom Körper. Die Seele hat zwar auch nach dem Tod, solange noch etwas vom Leib übrig ist, das Bestreben, von Zeit zu Zeit in die Gebeine zurückzukehren oder wenigstens manchmal deren Nähe aufzusuchen, vermag sich aber nicht mehr dauernd mit ihnen zu vereinigen, sie infolge dessen auch nicht mehr zu beleben.

Dass die vom Körper während des Schlafes losgelöste Seele alle möglichen Thaten vollbringt, die der wachende Mensch nicht zu leisten vermag, weiss der Indianer aus eigner

[1]) Martius, Beiträge, I, S. 588.

Erfahrung. Das Geträumte ist für ihn Wirklichkeit. Deshalb setzt er auch keinen Augenblick Zweifel in die wunderbaren Erzählungen, die der Zauberer von seinen Erlebnissen in der Narkose macht. Der *Piaje*, der sich schon im gewöhnlichen Zustande durch übernatürliche Kräfte auszeichnet, kann naturgemäss auch während des künstlichen „Todes" mehr wie andere Menschen. Vom narkotischen „Tod" des Medizinmannes, der nur éine Zeit lang dauert, bis zum wirklichen Tod, bei dem eine Wiederlebung des Leibes ausgeschlossen ist, ist nur ein kleiner Schritt. Die eigenen Erlebnisse während des täglichen Schlafes, die Angaben des Zauberarztes und endlich die Geister der Verstorbenen, die dem Indianer im Traume erscheinen, zeigen ihm einerseits das Vorhandensein eines seelichen Etwas im Leib, das diesen gelegentlich verlässt und dem körperlichen Auge unsichtbar umherschweift, andererseits die Existenz einer Geisterwelt, in der die Seelen der Verstorbenen unter einander und mit den vom schlafenden Körper getrennten Schatten in ständigem Verkehr stehen. In diesem Glauben begraben manche Stämme am unteren Tocantins die Todten in ihrer Hütte, weil sie Träume von denen erwarten, welche bei Lebzeiten ihnen lieb gewesen sind. [1]) Der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tod beruht also, wenn wir von den Traumerscheinungen ausgehen, nicht auf einem blossen Ahnen, sondern auf einem positiven Wissen.

Verschiedenheit der Seele vom Körper. — Um hier nur einige der deutlichsten Beweise für den Seelenglauben der Indianer vorweg zu nehmen, so scheinen die Orinokostämme nach den Angaben des Pater Gilij einen ziemlich klaren Begriff zu haben, dass die Seele ein von dem Körper verschiedenes Wesen sei. Die Tamanaken nennen dieses Wesen *nando*. So sagen sie z. B. wenn einer stirbt; „Er ist ohne Seele geblieben", oder „Seine Seele hat sich entfernt." [2])

Die Unsterblichkeit der Seele wird von den Araukanern durchgehends geglaubt. Sie nehmen ferner an, dass der Mensch aus zwei sehr verschiedenen Wesen bestehe, nämlich einem zerstörbaren Körper, den sie *anča* nennen und der Seele, die bei ihnen *am* oder *pulli* heisst; von letzterer sagen sie, dass sie *ančanolu*, d. i. unkörperlich oder *mùgealu*, ewig, immerwährend sei. Obwohl aber die Araukaner den Unterschied, der zwischen dem Körper und der Seele ist, kennen, so sind doch die Begriffe, die sie von der Geistigkeit der letzteren haben, nicht sehr klar. [3]) Der Indianer, wie überhaupt der Naturmensch, ist eben unfähig, sich das Unkörperliche der Seele vorstellen zu können. Verschiedene Todtengebräuche, auf die wir später näher eingehen werden, besonders aber die Vorstellungen von dem Leben der Seele nach dem Tod beweisen dies zur Genüge. „Ich glaube, sagt mit Recht Karl von den Steinen, wir thun leicht des Guten ein wenig zu viel, wenn wir von dem Treiben der „Seele" bei den Naturvölkern reden. Ich wenigstens habe nur den Eindruck gewonnen, dass die Indianer betreffs der Seele bald an den Schatten, bald an den Atem denken, sich aber über alle genauere Einzelheiten gar keine Rechenschaft geben, sondern immer die Vorstellung der ganzen „leibhaftigen" Persönlichkeit behalten." [4])

Wie nun die Indianer das Wesen der menschlichen Seele auffassen, wollen wir im Folgenden etwas näher untersuchen.

Die Seele als Hauch. — Wie viele Naturvölker, so glauben auch die Südamerikaner, dass die menschliche Seele in dem Athem, dem Hauch enthalten sei. Der Athem, den man

[1]) Globus, Bd. 25, S. 297. [2]) Aufsätze u. s. w., S. 153.
[3]) Molina: Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach d. Ital. Leipzig, 1791, S. 72.
[4]) A. a. O., S. 364.

beim lebenden Menschen deutlich spüren kann, fehlt dem Leichnam vollständig. Von dem Augenblick an, wo der letzte Hauch den Menschen verlassen hat, ist der Mensch todt. Wenn ein Abiponer im Sterben liegt und seine umstehenden Freunde hören ihn nicht mehr athmen, so erhebt sich sofort ein grosses Klagegeschrei und alles ruft: „Er ist todt." [1]) Der Athem ist es also, der den Leib belebt. Deshalb kann nach dem Glauben der Indianer ein Kranker, dessen Athem den Körper verlassen will und zum Theil schon verlassen hat, dadurch wieder neu belebt und gesund gemacht werden, dass ihm der Athem eines gesunden Menschen mitgetheilt wird. Ja, ein Todter kann durch Anblasen, zum Leben erweckt werden.

Schon bei schwächlichen Neugeborenen wendet man diese Kur an, um dem Körperchen Gesundheit und Kraft und damit ferneres Leben zu verleihen. Als von den Steinen auf seiner zweiten Schingu-Reise in einem Bakairi-Dorfe am Kulisehu weilte, besuchte er ein Haus, das zwei Familien und darunter zwei Frauen mit Neugeborenen, beherbergte. „Die Säuglinge waren *kurápa*, krank, schwach, wie die Eltern klagten. Die Mütter und Väter waren unausgesetzt thätig sie anzublasen und zwar in hohlklingenden Geräuschen mit festgeschlossenem Mund, die auch während der ganzen folgenden Nacht kaum einen Augenblick unterbrochen wurden. [2])

Einen analogen Vorfall berichtet Appun von den Serekong, die hauptsächlich im Quellgebiet des Massaruni wohnen: „Bei ihnen gilt der Hauch als ein Ausfluss der innersten Seelen- und Geisteskräfte, und bei einem Besuche, den mir eine grosse Parthie derselben in dem Makuschi-Orte Tarinang machte, brachten die Frauen derselben ihre kranken Kinder bald nach ihrer Ankunft zu mir, damit ich ihnen Gesicht und Körper anhauchen möge, um ihnen dadurch, wie sie glaubten, die Gesundheit wiederzugeben. [3]) Bei den Bewohnern der grossen Antillen bestand die Heilung eines Kranken durch die Zauberärzte (*Butios*) u. a. darin, dass sie ihm Stirn, Schläfe und Hals anbliesen. [4]) Die Zauberer der Tupinambas bliesen an besonderen Festen den Kriegern Muth ein, indem sie sagten: „Empfanget alle den Geist der Tapferkeit, durch den ihr Eure Feinde besiegen werdet." Auch besassen sie die Fähigkeit, anderen Menschen den Lebensodem zu nehmen. [5]) Bei dem Todtenfeste der Bororó, das von den Steinen ausführlich beschreibt, kurierten zwei als Todte verkleidete Indianer eine kranke Frau, indem sie sie anbliesen. [6]) Die Bakaïri schreiben dem menschlichen Hauch eine starke Kraft zu. Sie glauben fest daran, dass einerseits ein Todter, andererseits ein Ding durch Anblasen lebendig werden könne. Dem Todten wird der Athem, der ihm fehlt zurückgegeben, dem Ding wird erst Athem und damit Leben mitgetheilt. [7]) Diese Auffassung tritt besonders in den Legenden deutlich hervor. So wird mehrmals der „dumme" Kame, dem alle möglichen Unglücksfälle zustossen, von seinem Zwillingsbruder Keri, dem Nationalheros der Bakairi, durch Anblasen vom Tode auferweckt. Einst war Kame von einem grossen *Iahú*-Fisch verschluckt worden; Keri fing drei *Iahus*: „Als er einen geschwollen sah, heisst es wörtlich in der Legende, riss er den Bauch auf. Als er ihn aufgerissen, sah er den todten Kame. Er legte ihn auf grüne Blätter. Nachdem er ihn gelegt, blies er. Nachdem er geblasen, erhob sich Kame." [8]) In einer anderen

[1]) Aufsätze etc., S. 81. [2]) von den Steinen, a. a. O., S. 335. [3]) Ausland, 1871, S. 548.
[4]) Müller: Urreligionen, S. 182. Peter Martyr, S. 334. [5]) Müller, Op. cit., S. 277/278.
[6]) A. a. O., S. 507. [7]) Ebenda, S. 362.
[8]) Karl von den Steinen: Die Bakairi-Sprache. Leipzig, 1892, S. 219. Vergl. auch: Unter den Naturvölkern, S. 374, 377, 383.

Sage schafft der Heros *Kamuschini* Frauen, indem er Maisstampfer schnitzt, aufrecht an den Mörser stellt und ihnen durch Anblasen den Lebenshauch mittheilt.[1])

Der Hauch macht also lebendig. Auf demselben Glauben beruht die eigenthümliche Sitte der Bororó, alle grösseren und wohlschmeckenden Jagdthiere, in die nach ihrer Meinung die Seelen der *Bari*, ihrer Medizinmänner, nach dem Tode gern eintreten, durch den *Bari* des Stammes „einsegnen" zu lassen. Diese „Einsegnung" besteht hauptsächlich darin, dass der *Bari* das erlegte Thier von oben bis unten anbläst, um sich zu überzeugen, dass es durch den Athem nicht mehr lebendig gemacht werden, und die möglicherweise darin steckende Seele des verstorbenen Zauberarztes den von dem Fleisch Essenden nicht mehr schaden kann.[2])

Bei allen angegebenen Fällen findet ein einfaches Anblasen ohne Tabakrauch statt. Da nun, wie wir gesehen haben, durch den menschlichen Hauch nach dem Glauben der Indianer Kranke geheilt und Todte auferweckt werden können, so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir mit Steinen[3]) annehmen, dass die über ganz Südamerika verbreitete Sitte, dass der Zauberarzt die Kranken mit Tabakrauch anbläst, wohl auf dieselben Voraussetzungen zurückzuführen ist, wie das einfache Anblasen ohne Tabakrauch. Der Tabakrauch hatte ursprünglich nur den Zweck auf den Zauberarzt zu wirken, ihn in Narkose zu versetzen; das Anblasen sollte auf den Patienten wirken, ihn neu beleben. Besonders deutlich wird dieser Unterschied in der Legende, in welcher *Keri* dem *Sawari*, dem Wickelbären, *Cercoleptes caudivolvulus*, den Tabak abnimmt, mit dem er Leute kurirt: „*Keri*... nahm den Samen weg und gab ihn den Bakairi. Wenn man eine Cigarre von diesem Taback macht und Leute anbläst, so sterben sie; [d. h. wohl „sie fallen in Narkose"] kommen dann jedoch andere Leute und blasen den Todten an, so wird er wieder lebendig und geht weiter[4]). Hier haben wir also noch beide Vorgänge getrennt neben einander. Zuerst das Narkotisiren durch Anblasen mit Tabakrauch, dann die Wiederbelebung durch einfaches Anblasen. „Erst in der Praxis, sagt mit Recht von den Steinen, sind die beiden Methoden in einander übergegangen. Zu dem Rauchen des Arztes ist das Anblasen des Patienten mit dem Tabaksqualm erst durch Uebertragung hinzugetreten"[5]).

Da man sich die Seele des Menschen in dem Hauch enthalten denkt, so glauben offenbar die Purecamecrans, ein Gêsvolk, die Nähe der Abgeschiedenen durch ein leises Säuseln zu vernehmen[6]).

Die Seele als Schatten. — Wenn sich der Indianer die Seele, oder sagen wir lieber: den Geist eines Verstorbenen, vorzustellen sucht, so wird er ihm wohl immer die menschliche Gestalt geben. Dabei spielt vor allem die Erinnerung eine grosse Rolle. Fast alle Erscheinungen, die der Mensch im Traum, und alle Visionen, die er in einem Zustand starker Erregung hat, sind Erinnerungsbilder. Der Indianer sieht also den Geist des Abgeschiedenen in der Gestalt, die dieser bei Lebzeiten gehabt hat. Beim Erwachen glaubt der Naturmensch natürlich, dass der Geist ihn wirklich besucht habe. Der körperliche Mensch kann nicht dagewesen sein, davon konnte sich der Indianer einerseits selbst überzeugen, andererseits erhielt er die Bestätigung von den gerade anwesenden Stammesmitgliedern. Deshalb muss es eine Art ätherischen Wesens sein, das zwar das Aussehen

[1]) von den Steinen: Naturvölker, S. 363, 373. Bakaïri-Sprache, S. 225 ff.
[2]) — — Naturvölker, S. 492. [3]) A. a. O., S. 362.
[4]) — — a. a. O., S. 380. [5]) Ebenda, S. 362. [6]) Martius: Beiträge, I, S. 291.

des Verstorbenen, aber nicht dessen körperliche Dimensionen hat. Daher rührt die Gewohnheit mancher Stämme z. B. der Insel-Karaiben[1], Bakairi u. a., — die sich überhaupt bei vielen Naturvölkern findet — die menschliche Seele mit demselben Namen zu bezeichnen, wie den menschlichen Schatten. So bedeutet das arawakische *ueja* „Schatten, Seele, Bild". Die Abiponer haben nur ein Wort, *loákal*, für „Schatten, Seele, Echo, Bild"[2].

Die Körperlichkeit der Seele. — Indessen kommt dem Indianer die Unkörperlichkeit der Seele nicht recht zum Bewustsein; da ihm der Geist des Todten in menschlicher Gestalt erscheint, so identifiziert er doch immer wieder Körper und Geist und schreibt deshalb auch dem Geist des Verstorbenen alle Thätigkeiten, Bedürfnisse und Gebrechen zu, die der lebende Mensch gehabt hat.

Die Seele lebt nach ihrer endgiltigen Trennung vom Leib an einem anderen Orte, dem körperlichen Auge unsichtbar, weiter fort, kann verwundet, getödtet werden und ist überhaupt allen menschlichen Schwächen unterworfen. Ehe die Seele eines Dahingeschiedenen Araukaners das Jenseits erreicht, muss sie einer bösen Alten, die sich ihr in einem engen Weg entgegen stellt eine Art Zoll bezahlen; weigert sie sich dessen, so sticht die Alte ihr ein Auge aus[3]. Die Seelen der verstorbenen Ottomaken gehen gen Westen an einen herrlichen Ort. Doch begegnet ihnen, ehe sie dorthin kommen, der grosse Vogel *Fichitigi*, der ein Feind des ganzen Menschengeschlechts ist. Dieser missgönnt ihnen das westliche Paradies, greift deshalb die Todten an, tödtet sie, wenn sie sich nicht tapfer wehren, und frisst sie[4].

Nach dem Glauben der Manacicas muss die Seele auf ihrem beschwerlichen Weg ins Jenseits, mit Hülfe des Gottes *Tatutiso*, über einen grossen Fluss setzen. Wenn sich die Seelen ihm widerspänstig zeigen, stürzt er sie in den Fluss und ersäuft sie[5].

Bei den Paressi dringen die Seelen der bösen Menschen nicht bis zum Himmel vor. Ein kleines Feuer auf dem Wege dahin, flackert hoch empor wenn ein Sünder erscheint und verzehrt ihn. Mit ihm ist es zu Ende, er stirbt zum zweiten Mal, wird gänzlich vernichtet. Sünder aber, die dem Feuer entrinnen, fallen in die Gewalt eines Ungeheuers halb menschlichen, halb thierischen, hundeähnlichen Aussehens mit gewaltigen Ohren, das zu dem Wanderer sagt „komm hierher mein Sohn" und ihm die Augen ausreisst, sodass er nun eigentlich erst „stirbt". Im Himmel sind die ältesten Paressi, die den Ankommenden begrüssen und mit *Urukú* bemalen, eine gewiss körperlich gedachte Seele[6].

II. DIE SEELE GEHT IN THIERKÖRPER ÜBER.

Im Vorhergehenden haben wir dargelegt, wie der Indianer durch Traumerscheinungen, besonders Verstorbener, zu dem Glauben an das Vorhandensein einer Seele im menschlichen Körper gelangt ist. Wenn er nun in seinen Vorstellungen über das Wesen dieser Seele

[1]) Bastian: Der Mensch in der Geschichte, II, S. 351.
[2]) E. B. Tylor: Die Anfänge der Cultur. (Deutsch von Spengel und Poske). Bd. I, S. 423. Leipz. 1873.
[3]) Molina, S. 74. [4]) Aufsätze u. s. w., S. 155.
[5]) Allerhand so Lehr- als Geistreiche Brieff, Schriften und Reisebeschreibungen, welche von denen Missionariis etc. in Europa angelanget sind. Wien, 1748. Bd. IV. N. 557, S. 25.
[6]) K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 345.

noch nicht völlige Klarheit gewonnen hat und immer wieder geneigt ist, Seele und Leib zu identifizieren, so ahnt er doch schon die grosse Verschiedenheit zwischen beiden, was sich besonders in dem Glauben an eine zeitweilige Trennung der dem menschlichen Auge unsichtbaren Seele vom Körper ausspricht.

Während des Schlafes. — Ueber die Wanderung der menschlichen Seele in die verschiedensten Körper und über die übernatürliche Macht, die sie in diesem Zustand der Trennung hat, wollen wir im Folgenden handeln. Der Glaube, dass die Seele, wenn sie den Leib verlassen hat, geneigt ist in Thierkörper überzugehen, muthet uns auf den ersten Anblick sehr seltsam an, beruht jedoch wohl lediglich auf den Vorstellungen welche die Indianer von dem Wesen der Seele nach der Trennung vom Leibe haben.

Die Seele löst sich im Schlaf, in der Narkose und im Tod von dem Körper, sie ist nicht mehr an dessen Schwerfälligkeit gebunden und kann weite Strecken in kurzer Zeit durcheilen. Der Mensch im wachenden Zustand vermag nur verhältnismässig langsam vorwärts zu kommen, er ist im bedeutenden Nachtheil gegen das behende Thier, das rasch dahin eilt oder die Luft mit grosser Geschwindigkeit durchfliegt. Dies konnte der Indianer als Jäger täglich zu seinem eigenen Schaden erfahren. Was ist nun natürlicher, als dass er sich das flinke Thier als Träger der vom Leib getrennten Seele dachte? Die Seele geht in das Thier hinein und wird dadurch befähigt rasch umherzuschweifen. Dass der Indianer die menschliche Seele gerade in Thiere übergehen lässt, darf nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, dass der Naturmensch im beständigen Verkehr mit den Thieren „eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Thier nicht kennt". „Wir müssen uns die Grenzen zwischen Mensch und Thier vollständig wegdenken". Jedes beliebige Thier ist in den Augen des Indianers „eine Person genau so wie er selbst, die Thiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die menschlichen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Reh, Vogel, Fisch, es sind alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften"[1]. Diese Auffassung wird besonders deutlich in der Folklore einzelner Indianerstämme, z. B. der B a k a i r i, die uns K. v. d. Steinen in seinem oft citierten Werk und seiner Grammatik der Bakairi-Sprache in verdienstvoller Weise überliefert hat.

Auch von den Mythen der K a r a y á sagt Ehrenreich: „Ueberall tritt die echt indianische Anschauung von der Gleichartigkeit des Menschen und der Thierwelt deutlich hervor. Das Thier erscheint hier nur in seiner äussern Erscheinung vom Menschen verschieden, daher beide ihre Gestalt fortwährend verwandeln. In der Regel setzte der Erzähler in dem Verlauf seiner Darstellung bei der Einführung eines neuen Thieres in die Handlung ausdrücklich die Bemerkung hinzu, dasselbe sei eigentlich auch ein Karayá gewesen"[2].

Um die rasche Behendigkeit der umherschweifenden Seele auszudrücken, wählt man naturgemäss meistens die Thiere als Träger derselben, die in kürzester Zeit von einem Ort zum anderen gelangen können, die Vögel. Häufig spielt auch die Vorliebe des betreffenden Stammes für manche Thiere eine Rolle, was wir im Folgenden an mehreren Beispielen nachweisen werden.

Wie wir schon oben kurz erwähnt haben und noch weiterhin beleuchten werden, wird der Uebergang der menschlichen Seele in Thiere sowohl beim Schlaf als auch bei der Narkose des Zauberarztes und besonders beim Tod angenommen; ein neuer Beweis für

[1]) K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 351. [2]) Beiträge, S. 39.

unsere Ansicht von der Aehnlichkeit der Vorstellungen, welche der Indianer von dem Wesen der Seele in diesen drei Zuständen hat.

Besonders klar ergiebt sich diese Uebereinstimmung aus der Seelenlehre der Bororó. Nach dem Glauben dieser Indianer fliegt die Seele während des Traumes in Gestalt eines Vogels von dannen. Sie sieht und hört dann Vieles, woran nach dem Erwachen fest geglaubt wird. Nach seinem Tod wird der Bororó, Mann oder Frau, ein rother Arara, also ein Vogel wie die Seele im Traum, „der Tod selbst", sagt daher mit Recht K. VON DEN STEINEN, „ist nichts anderes als eine Verwandlung in Thiere, ein Traum, dessen Wirklichkeit für alle sichtbar geworden ist." Die rothen Araras sind verstorbene Bororó; ja die Bororó gehen noch weiter und sagen: „Wir sind Araras". Dies ist wohl so zu verstehen, dass der Seelenvogel, der den Körper des Schlafenden verlässt, als rother Arara gedacht wird. „Sie essen Araras niemals, sie tödten zahme niemals, sie wehklagen wenn einer stirbt; nur wilde werden um des Federschmucks willen getödtet und um dessentwillen müssen sich auch die zahmen Brüder ein systematisches Ausrupfen gefallen lassen." — Die Vorstellungen vom Schlaf und Tod gehen hier in einander über. Im Schlaf trennt sich die Seele vom Körper und fliegt in Gestalt eines Arara umher. Jeder Bororó hat seinen Arara, in den die Seele zeitweilig hineingeht. Wird nun die Seele eines Tages durch feindliche Einflüsse verhindert, in ihre alte Behausung, den menschlichen Leib, zurückzukehren, so ist sie gezwungen, den Leib des Arara als ständigen Aufenthaltsort zu nehmen und der Mensch ist todt. Dass die Bororó gerade einen Arara als Seelenvogel gewählt haben, erklärt sich wohl aus der besonderen Vorliebe, die sie für diesen Vogel haben, der ihnen mit seinem prächtigen Gefieder den Hauptschmuck für ihre schöne Federarbeiten liefert. Auch die Farbe spielt dabei eine Rolle, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Die todten Bororó werden rothe Araras, die Verstorbenen anderer Stämme werden andere Vögel. Die Neger werden schwarze Urubús; auf die Frage, was er nach seinem Tode werde, erhielt STEINEN von einer Bororó-Indianerin die Antwort ein weisser Reiher[1]).

In der Narkose. — Wie der Zauberarzt schon von Natur mehr leisten kann als andere Menschen, so ist er auch in der Narkose nicht an eine Thiergestalt gebunden, sondern vermag sich in diesem Zustande willkürlich in alle möglichen Thiere zu verwandeln, um seine Zwecke auf die rascheste Weise zu erreichen.

In den meisten Fällen narkotisiert er durch einfaches Tabakrauchen, öfters auch durch Einnehmen stärkerer Pflanzengifte. Hier nur einige Beispiele: Wenn ein Indianer *Piaje* werden will, so lässt er sich von einem erfahrenen Zauberarzt die nöthige Anleitung dazu geben. Er zieht sich monatelang in die Einsamkeit des Waldes zurück, legt sich hier, fern von den Augen seiner Stammesgenossen alle möglichen Entbehrungen auf und hält strenge Fasten. Eine Brühe aus Tabakblättern ist sein Trank, ein Stückchen Cassavebrod seine Nahrung[2]). So sucht er sich auf seinen künftigen schweren Beruf, besonders auf sein häufiges Operiren mit Narkotika genügend vorzubereiten. Bei der öffentlichen Prüfung und Einweihung in seine Würde muss der Novize bei den Arawaken in Britisch Guayana eine grosse Trinkschale voll starken Tabaksaftes trinken, ohne dass sein Gesicht den geringsten Abscheu dagegen verräth oder seine Natur gegen dieses scheussliche Getränk sich empört[3]). Einem ähnlichen Probetrunk müssen sich nach CREVAUX die zukünftigen Zauberärzte der Galibis unterziehen[4]).

[1]) K. v. d. STEINEN, a. a. O., S. 511 ff.
[2]) APPUN, im Ausland, 1872, S. 684. — MARTIUS, Beiträge I, S. 585. — Globus 46, S. 25 (nach IM THURN).
[3]) APPUN, im Ausland, 1871, S. 159. [4]) Globus, Bd. 40, S. 17.

Bei den Schingu-Stämmen kann sich der Zauberarzt während seiner Narkose in jede beliebige Thiergestalt verwandeln und jeden beliebigen Ort sofort erreichen. Die Verwandlung findet so statt, dass er in das Thier, — Jaguar, Schlange, Geier u.s.w. — hineingeht. Der *Piaje*, d. h. seine Seele, steckt also in dem Thier oder nur in einem Theil desselben. So geht in der Sonnensage der Bakairi *Kame* in einen kleinen gelben Singvogel, *Keri* aber in den Vorderfuss des Tapirs, packt von da aus den rothen Geier und zwingt ihn, die Sonne herauszugeben, die er verwahrt [1]. Nach dem Glauben der Karayá sind ihre Zauberärzte mit höheren Kräften begabt und können sich willkürlich in einen Schlafzustand versetzen, in welchem ihre Seele Verborgenes ergründet, in Thiere einfährt um als „Wehrwolf" Feinde zu schrecken und zu schädigen, kurz alle jene Dinge ausführt, durch die sich der Schamanismus seinen Einfluss zu sichern weiss [2].

Der Zauberer der Jipurina vermag sich nach Belieben in Thiere zu verwandeln, ist aber in dieser Thiergestalt gewöhnlichen Menschen unsichtbar, kann vielmehr nur von einem anderen Zauberer darin gesehen werden [3]. Die Abiponer trauen ihren Priestern zu, dass sie alles wüssten und vermöchten, dass sie ihnen Krankheit und Tod verursachen, dass sie in die Zukunft sehen, Gewitter, Regen und Hagel erwecken und sich, in was sie wollten, verwandeln könnten [4], so z. B. in einen Tiger [5]. Die Tupi glaubten, dass es Menschen gebe, die die Fähigkeit besässen, sich in andere Wesen zu verwandeln. Noch vor wenigen Jahrzehnten lebte in Cameta am linken Ufer des unteren Tocantins ein Mann Namens Honoratio, der sich, wie die dortigen Indianer behaupteten, in einen Fisch oder in eine Schlange verwandeln konnte, er machte angeblich auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme [6]. Die Bororó behaupten, man könne Stunden lang, wenn man gewisse Blätter kaut — eine offenbare Narkose — unter der Oberfläche des Wassers verweilen und Fische fangen [7]. Martius hörte an den Ufern des Yapurá von einem grossen Zauberer, dessen die Indianer mit grösster Verehrung gedachten. Er sollte auf den von Gold und Silber glänzenden Bergen am Flusse Uaupés wohnen, blos von einem Hunde begleitet, der ihn beim Herannahen einer Sonnenfinsternis davon durch sein Gebell in Kenntnis setzt. Dann verwandle sich der Zauberer in einen grossen Vogel und flöge unter den Völkerschaften umher, bis er, sobald die Sonne ihren Glanz erneuerte, in seinen alten Aufenthalt zurückkehren dürfte [8].

In den Calchaquí-Thälern der Provinz Catamarca, ebenso wie in Salta, flösst der Tiger den Eingebornen deshalb eine so abergläubische Furcht ein, weil es unter ihnen *Uturuncos*, d. h. in Tiger verwandelte Menschen gäbe, weshalb die Tigerjäger mit scheelen Augen angesehen werden [9]. Die Guayanas von Villa Azara glauben, dass es Menschen giebt, die noch bei Lebzeiten sich von Zeit zu Zeit in Tiger verwandeln können. So meinen sie von dem in oben erwähnter Niederlassung wohnenden Don Pedro Anzoategui, dass er nebst anderen Zauberstückchen auch sich in einen Tiger zu verwandeln wisse. — Unter *Yaguareté-Aba* versteht man in Paraguay alte, aber getaufte Indianer, welche in der Nacht sich in einen Tiger verwandeln, um dann auf Menschenfrass auszugehen [10].

Nach dem Tod. — Von der Narkose des Medizinmannes gehen wir über zum wirklichen Tod, bei dem wir dieselben Vorstellungen über die Gestalt der Seele haben.

[1] K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 343, 345, 346, 364, 375. [2] Ehrenreich, Beiträge, S. 33.
[3] Ebenda, S. 68. [4] Aufsätze etc., S. 28. [5] Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 256.
[6] Globus, Bd. 25, S. 297. [7] K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 352.
[8] Martius, Beiträge I, S. 79. [9] Globus, Bd. 70, S. 272. [10] Ebenda.

Während bei den Bororó die Seelen der gewöhnlichen Menschen in rothe Araras hineingehen, werden die Medizinmänner in leicht verständlicher Erweiterung nach ihrem Tode auch andere Thiere als Vögel, und zwar Fische, Wels, *Jahú* und besonders *Dourado*, Fische, die sämmtlich gross und wohlschmeckend sind. Werden nun solche Thiere, in denen Medizinmänner stecken, unglücklicher oder thörichter Weise getödtet, so rächen sie sich, indem sie den Lebenden holen. Ein Bororó hatte einstmals einen grossen breiten *Dourado* getödtet und starb bald darauf. „Seht ihr" sagten seine Stammesgenossen, „der *Dourado* war ein Medizinmann und hat ihn auch getödtet"; der Tod eines der ihrigen ist also der Racheakt eines Getödteten. Der Jäger erlegt ein Thier und beraubt dadurch die Seele eines verstorbenen Zauberarztes der Wohnung. Letzterer rächt sich, indem er seinerseits den Jäger tödtet. Um dieser Gefahr vorzubeugen, muss der Medizinmann des Dorfes stets dabei sein, wenn die Thiere getödtet werden, und muss sie „einsegnen". Dann erst kann jeder unbeschadet von dem Fleisch essen. Die Einsegnung besteht im Anblasen, Anspucken und Anschreien der Jagdbeute, also in dem Versuch, ob das erlegte Thier nicht mehr lebendig gemacht werden und später einem Bororó Schaden bringen kann [1]).

Vögel als Seelenträger. — Am häufigsten findet sich der Glaube, dass die Seele nach dem Tod in einen raschen Vogel übergeht. Dabei wählt man mit Vorliebe solche Vögel als Seelenträger, die ein Nachtleben führen und durch ihre klagende Stimme auf den Indianer einen unheimlichen Eindruck machen, so vor allem gewisse Ziegenmelker und klagende Geierarten: *Caracari* (*karakára*), Geisterfalk: *Poliborus vulgaris* [2]) und *Caoha* (?) [3]).

Der Grund zu dieser Wahl ist wohl folgender: der Verstorbene hat nur ungern, und gezwungen von einem Feinde das schöne irdische Leben und seine Freunde verlassen; er sehnt sich vergeblich dahin zurück. Klagend irrt deshalb seine Seele umher und schreckt durch ihre Rufe die Hinterbliebenen besonders zur Nachtzeit, wenn die Phantasie des Indianers aussergewöhnlich erregt ist, und ihm in Traumbildern, die er ja für Wirklichkeit hält, die Geister der Verstorbenen erscheinen.

Die Chaimas-Indianer in Cumana betreten die Höhle von Caripe, in der Tausende von *Guacharo*-Vögeln, einer Ziegenmelkerart, (*Steatornis Caripensis*) nisten, nur mit ehrfurchtsvoller Scheu. Sie verbinden mystische Vorstellungen mit dem von diesen Nachtvögeln bewohnten Raum und glauben, die Geister ihrer Vorfahren, deren Stimmen sie im Geschrei der Vögel hören, hielten sich im Hintertheil der Grotte auf. „Zu den *Guacharos* gehen", bedeutet „zu seinen Vätern gehen" oder „sterben". Auch nehmen die Zauberer, *Piaches*, und die Giftmischer, *Imorons*, ihre nächtlichen Gauklerkünste am Eingang der Grotte vor, um die bösen Geister zu beschwören [4]).

Die Ma-kuschi in Britisch Guayana betrachten die seltsamen Rufe des Ziegenmelkers, die gleich dem ängstlichen Hilfeschrei eines in äusserster Todesgefahr befindlichen Menschen, mit einem darauffolgenden, laut schallenden, höhnischen Gelächter klingen, als die Stimmen der *Kanaimas*, der bösen Nachtgeister — die Seelen der Verstorbenen werden wie wir späterhin nachweisen werden, allgemein für böse Geister gehalten — und fürchten sich sehr davor [5]). Auf gewisse Zeichen und Vorbedeutungen wird von den Tehuelchen abergläubisch geachtet, ein besonders gefürchtetes Omen ist das Geschrei des Ziegenmelkers,

---

[1]) K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 492, 511 ff. [2]) v. d. Steinen, Die Bakairisprache, S. 40.
[3]) Müller, a. a. O. S. 256. [4]) Humboldt, Reise in den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, II, S. 113. — Bastian, Der Mensch in der Geschichte, II, S. 319; Aus allen Welttheilen, 20er Jahrgang, S. 36. [5]) Appun, im Ausland, 1870, S. 829.

der an den Abhängen der Cordillera gemein ist; lässt er sich über einem Lager oder *Toldo* hören, so bedeutet es Krankheit oder Tod irgend eines Insassen. Sie verehren diesen Vogel hoch und lassen ihm durchaus nichts zu Leide thun,[1]) um den Geist des Verstorbenen, der in ihm steckt, nicht zu kränken. Die nach dem Tod umherschweifende Seele, die mehr weiss wie im Leben und in die Zukunft schauen kann, sagt den Tod eines Indianers voraus. Bei einigen Stämmen Brasiliens wird der *Caracari* als Unglücksvogel angesehen, vielleicht seines kläglichen Geschreies wegen. Aus seinem Rufe können die Zauberer vernehmen, wer von der Horde sterben werde. Er wird vom bösen Geist abgeschickt, um die Leute zu belauschen, daher er so dreist in ihrer Nähe sich niedersetzt[2]). Dies letztere beruht wohl auf einem Misverständnis, zumal da der treffliche brasilianische Forscher Dr. Couto da Magalhães bei den Indianern Südamerikas den Glauben an eine Art „Teufel" entschieden in Abrede stellt. „Sie wissen nichts von einem übernatürlichen Wesen, dessen alleinige Obliegenheit es wäre, nur Böses zu thun"[3]). Der „böse Geist" d. h. die Seele des Verstorbenen, fliegt vielmehr selbst als *Caracari* an den alten Wohnplatz zurück und beunruhigt die Hinterbliebenen. — Die Nachts mit traurigem Gezische umherflatternden Enten, *kulili*, werden von den Abiponern für die Seelen der Verstorbenen gehalten, die sie als *lokal* (Schatten oder Widerhall) in dem Echo reden zu hören glauben[4]). — Der prophetische Vogel der Tupinambas, der Sendbote der verstorbenen Freunde und Verwandten, der wohl auch als Träger ihrer Seelen gedacht wurde, trug den Namen *Macanhan.* Ihn frugen und auf ihn hörten die Zauberer. Ueberhaupt weissagten die Zauberer der Tupi-Guarani aus dem Gesange der Vögel[5]). Die Goyatacás in den ostbrasilianischen Küstengegenden glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Wanderung derselben in den Leib des krähenartigen Vogels *Sacy* oder *Ganambuch*[6]).

In Chile fürchtet man einen kleinen Ziegenmelker, den *Chinchon.* Er soll ein Bote der unterirdischen Mächte an ihre lasterhaften Verbündeten unter den Menschen sein und von diesen beauftragt werden, das unsichtbare Gift der Seuchen und des Todes auf den gehassten Feind herabzuträufeln. Auch glaubt der Indianer, dass die Seelen seiner Vorfahren in den *Chinchon* gebannt seien[7]). Nach dem Glauben der Feuerländer wandern die Seelen Verstorbener in den Wäldern; ein Vogelschrei, den sie sich nicht erklären können, ist Geisterruf[8]). Wie Darwin erzählt, weigerte sich ein Eingeborner, Landvögel zu essen, da er meinte, dass diese „todte Männer" wären[9]). Die Isannas am Uaupés nehmen an, dass die Seelen der Tapferen in schöne Vögel fahren und gute Früchte geniessen. Die Feiglinge werden Reptilien. Gleiches wird von den Zaparos am Rio Napo berichtet[10]). Eine eigenthümliche Sitte aus alter Zeit hat sich bei den heutigen christlichen Indianern von Peru erhalten. Sie streuen Asche um die Leiche des Verstorbenen, schliessen die Thüre und beobachten am nächsten Morgen die Fusstritte der Thiere, welche darauf erschienen. Die von Hühnern zeigen Verdammnis, die von Lamas günstige Aufnahme an[11]). Die Thiere werden wohl auch hier ursprünglich als Träger der Seele angenommen.

Andere Thiere als Seelenträger. — Auch andere Thiere als Vögel wählt nach dem

[1]) Musters, a. a. O., S. 195. — Andree, Parallelen 1878, S. 16. [2]) Müller, a. a. O., S. 256. (nach Spix).
[3]) Globus Bd. 25, S. 296. [4]) Bastian, a. a. O., II. S. 319. — Waitz III, S. 497.
[5]) Waitz, a. a. O., III. S. 418. — Müller, a. a. O., S. 256. [6]) Martius, Beiträge I. S. 303.
[7]) R. Andree: Ethnographische Parallelen, S. 16. [8]) Ratzel, Völkerkunde II. Aufl. I, S. 525.
[9]) Steinmetz, Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Leipzig, 1894. I, S. 164.
[10]) Martius, a. a. O., S. 602. [11]) Bastian, a. a. O. II. S. 325.

Glauben mancher Stämme die Seele des Abgestorbenen als ihren Wohnsitz: Die Kamakan in Ostbrasilien legen frisches Fleisch auf das Grab ihrer Verstorbenen, und wenn dasselbe von einem Thiere gefressen wird, so glauben sie, es sei dem Verstorbenen willkommen gewesen, und hüten sich lange Zeit, von demjenigen Thier zu essen, welches es lieferte [1]. Die Seele des Todten steckt also in dem Thier und hat leibliche Bedürfnisse. Sie würde die Lebenden bestrafen, wenn diese sie ihrer Lieblingsnahrung berauben würden.

Die Tekuna nehmen an, dass die Seele nach dem Tode in andere Leiber, auch unvernünftiger Thiere, übergehe [2]. Von den Puri werden gewisse Thiere für Boten von Verstorbenen gehalten und sind deshalb hoch geehrt [3]. Die Meinung, dass die Seelen der Menschen nach dem Tode in Thiere übergehen, hat der Reisende Osculati bei den Yumbos in Quijos gefunden [4]. Auch die Jivaros glauben an ein Leben nach dem Tode und eine Seelenwanderung in Thiere [5]. Die Chiriguanos sind überzeugt, dass die Verstorbenen öfters in Thiergestalten wieder erscheinen. „Als ich einstens, erzählt [6] ein Jesuitenmissionar des vorigen Jahrhunderts, mit einer (Chiriguano) Indianerin, deren Tochter in einem anderen Dorf ware, mich unterredete und unvermuthet ein Fuchs vorüberlieffe, erschracke sie heftig und schreye voll der Furcht: Vielleicht ist meine Tochter gestorben, und ihre Seele in den Leib dieses Thiers übergetretten?" [7]

Böse Thiere als Seelenträger. — Der Glaube an den bösen Charakter und die übernatürliche Kraft der vom todten Körper getrennten Seele, auf dessen psychologische Motive wir später noch näher eingehen werden, hat den Indianer offenbar bewogen, häufig besonders gefährliche und starke Thiere als Seelenträger auszuwählen, so z. B. die verschiedenen Tigerarten.

Nach dem Glauben der Guaycuru gehen die Seelen der bösen Menschen nach ihrem Tod in wilde Thiere über, und je schlechter sie waren, in um so grössere; deshalb werden solche Menschen öfters an weit entfernten, einsamen Stellen bestattet [8]. Die Kamakan nehmen an, dass ihre Verstorbenen, wenn sie im Leben nicht gut behandelt worden sind, als Unzen wiederkehren, um ihnen zu schaden. Um dies zu verhindern, geben sie ihnen ins Grab Lebensmittel und alle mögliche Geräthschaften mit [9].

Die Chiriguanos glauben, dass sie sich nach ihrem Tod an einen auf der Erde gelegenen Ort, Namens: „*Iguihoca*" oder „*Iboca*" begeben, wo ihnen alle Genüsse des diesseitigen Lebens in verstärktem Maasse geboten werden. In diesem irdischen Paradies bleiben sie mehrere Jahre und verwandeln sich dann in einen Fuchs oder einen Tiger [10]. Die Puri sind von der Existenz böser Geister überzeugt, die in allen möglichen Thiergestalten ihnen erscheinen, sie irre führen, necken, in Schaden und Gefahr bringen oder gar tödten [11].

Die Kainguá des oberen Paraná glauben, dass ein Tiger, der in der Nähe einer Grabstätte sich herumtreibt, nichts anderes sei, als der in dieses Thier verwandelte Begrabene. Hat man demnach einen Tiger in der Nähe eines Grabes erblickt, so suchen die alten Weiber durch Schreien und Beschwörungen das Thier zu verscheuchen [12]. Einen ähnlichen Glauben findet man in der Provinz Entre-Rios, die früher von den Minuana-Indianern (Guarani?) bewohnt wurde [13].

[1] Martius, Reise II, S. 695. — Bastian, a. a. O., S. 338. [2] Martius, a. a. O., III, S. 1196. — Martius, Beiträge I, S. 446. [3] Ebenda, I, S. 379. [4] Waitz, IV, S. 466. [5] Ebenda, III, S. 544. [6] Ebenda, III, S. 419. [7] Allerhand u. s. w. N⁰. 562, S. 73. [8] Steinmetz, a. a. O., I, S. 164. [9] Prinz Max von Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien II, S. 222. [10] A. Thouar, Explorations dans l'Amérique du Sud, p. 50. [11] Martius, Reise I, S. 379. [12] Globus, Bd. 70, S. 272. [13] Ebenda.

Von den alten Tupinambas wird uns berichtet, dass sie häufig von schrecklichen Geister-Visionen geängstigt wurden. „Es werden diese armselige Wilden auch in diesem Leben von dem Teufel, den sie auch *Kaagerre* nennen [sonst gewöhnlich *Anjang*, *Aygnan;* das Wort *Kaagerre* bezeichnet wohl auch nur wie *Anjang* einen Schatten, Geist] jämmerlich geplaget / dann es haben die Christen in acht genommen / und selbst gesehen / wenn sie bissweilen mit jhnen geredt / dass sie unter dem Gespräch angefangen / jämmerlich zu schreijen / und wie hirntobige Leut zu ruffen: Hei, hei, helffet uns / dann der *Aygnan* schläget uns / sie sagten auch darzu / dass sie den Teufel bissweilen sehen unter der Gestalt eines Tiers / bissweilen eines Vogels / dann sonsten unter einer anderen erschrecklichen Gestalt [1]).

Die Inselkaraiben dachten sich die bösen Geister gern in Gestalt von Thieren. Und nicht blos stellte man sie sich in der Phantasie als solche Geister vor, sondern auch die lebendigen Thiere waren Geister, welche, wie z. B. die Fledermäuse des Nachts Wache hielten [2]). Den Abiponern erscheinen die bösen Geister öfters in Thiergestalt [3]). Die Paravilhana fürchten als böse Geister, die ihnen allerlei Widerwärtigkeiten bereiten, vor allem reissende und giftige Thiere [4]).

Thiere bringen die Seele ins Jenseits. — Aus dem Glauben, dass die Seele nach ihrer Trennung vom menschlichen Körper den Leib eines Thieres aufsucht, um in diesem rasch von einem Ort zum andern gelangen zu können, entwickelt sich im Lauf der Zeit die Vorstellung, dass die menschliche Seele im Leib eines Thieres ins Jenseits übergeht.

Bei den Araukanern wird der Todte in einem feierlichen Leichenzuge zum Begräbnisplatz gebracht und dort unter einem Steinhaufen zur ewigen Ruhe bestattet. Sobald die Leichenbegleiter den Körper verlassen haben, soll ein altes Weib, *Tempulcague* genannt, unter der Gestalt eines Walfisches erscheinen und denselben in das Jenseits überführen, wo er dasselbe Leben führt, wie auf der Erde [5]).

Einige Stämme Colombias nahmen an, dass die Seelen der Verstorbenen in den Bauch einer im Kreise aufgerollten Schlange wanderten. Diese Schlange brächte sie dann in das Land der Glückseligkeit, wo sie in Tanz und Rausch ihre Zeit zubrächten [6]). Diesen Glauben haben noch heute die Guajiros: In den Bauch irgend eines Ungeheuers, einer Wasserschlange oder eines Raubthiers gebannt, tritt durch dieses die Seele nach dem Tod die Wanderung in die elyseischen Gefilde an, dort geniesst sie in vollen Zügen alle jene Herrlichkeiten, die hier auf Erden der Leib des Sterblichen nur in verkümmertem Maass vertragen kann [7]).

Verkehr des Zauberarztes mit Thiergeistern. — Infolge seiner übernatürlichen Kraft, mit der er alles ausführen kann, was er will, ist der Zauberarzt befähigt, mit den Dämonen, den Geistern der Verstorbenen, die ihm oft in Thiergestalt erscheinen, in Verkehr zu treten. Er gilt dem Indianer als der gefürchtete Vermittler mit der Geisterwelt. Die Geister, die einerseits das Zukünftige vorauswissen, andererseits stets bestrebt sind, den Lebenden Böses zuzufügen, können mithin von dem Medizinmann zum Nutzen, wie zum Schaden der Menschen gebraucht werden. Besonders setzt er sich bei Krankheitsfällen mit den Dämonen in Verbindung, bespricht sich mit ihnen über den Ausgang der Krank-

[1]) Gottfriedt, a. a. O., S. 133 (nach Lery). [2]) Müller: a. a. O., S. 207. [3]) Ebenda, S. 256. [4]) Martius, Beiträge, S. 632. [5]) Molina: a. a. O., S. 74. [6]) Ethnographisches Archiv, hgg. Dr. Friedr. Alex. Bran. Jena. 1824. Bd. 23: Gemälde von dem Freistaat Columbia. Nach d. Engl. S. 354 ff. [7]) Frz. Engel, Die Gojiros. Ausland 1865, S. 838.

heit und holt sich bei ihnen Rath. Durch seine Beschwörungen ist er im Stande, den bösen Geist, der — bisweilen in Thiergestalt — in den Körper des Menschen geräth und ihn krank macht, zu bestimmen wieder auszufahren und dadurch dem Patienten Heilung zu gewähren. Umgekehrt vermag er einem Feinde Krankheit und Tod zu bringen, indem er den bösen Geist veranlasst, von dessen Leib Besitz zu nehmen. Um den Glauben an diesen übernatürlichen Verkehr mit der Geisterwelt bei seinen Stammesgenossen zu unterhalten und zu verstärken, versteht es der Zauberarzt bei seinen Beschwörungen, die er meist in einem abgesonderten Raum und zur Nachtzeit vornimmt, geschickt alle möglichen Thierstimmen nachzuahmen und so den Anschein zu erwecken, als hielte er mit den Dämonen, die in Thiergestalt ihn besuchen, eine Berathung ab.

Schon beim Eintritt in das ärztliche Studium muss der Candidat beweisen, dass er von der Geisterwelt eines intimen Verkehrs für würdig gehalten wird.

Bei den Jipurina wird der junge Mann von seinem Lehrmeister in den Wald geschickt und harrt dort so lange aus, bis ihm die grosse Unze erscheint. Von dieser wird er entweder verschlungen, oder sie giebt ihm die vollständige Unterweisung in der ärztlichen Kunst, so dass er als ein fertiger Medizinmann in sein Heimathdorf zurückkehrt [1]). Unter dem Thier, das dem angehenden Zauberarzte im Walde begegnet und ihn mit Rath und That in sein Fach einführt, ist, wie hier, so auch bei anderen Stämmen offenbar der Geist eines verstorbenen Medizinmannes verstanden, der sich des zukünftigen Collegen annimmt.

Der *Piaje* bei den Manáos muss sich schon von Jugend auf in sein finsteres Gewerbe einüben, durch Einsamkeit an einem unzugänglichen Orte, durch jahrelanges Fasten, Stillschweigen und Abstinenz. Erscheint er dann geschwärzt, vielleicht gar mit Narben, die bezeugen, dass er den Kampf mit einer Unze bestanden, d. h. im Verkehr mit Thieren gewesen ist, unter seinem Volke, so wird er nach einigen weiteren schmerzhaften Proben gefeit, tüchtig mit Schlangen und anderen giftigen Thieren umzugehen, fähig die ärztliche Praxis auszuüben und in schwierigen Fällen Rath zu ertheilen. Es giebt von diesen Schamanen viele Sagen, die ihre Gewalt über Thiere und Menschen und ihre Wunderthaten verherrlichen [2]). *Caypora*, ein Waldgeist der Tupi, erscheint besonders als Unze oder ein gefährliches Thier des Waldes [3]), die Zauberer der Moxos haben die Probe zu bestehen, dass sie von einem Tiger verwundet und seinen Klauen entgangen sind. Man hält dann dafür, dass sie von dem unsichtbaren Tiger geliebt werden, der sie vor dem sichtbaren beschützt habe. Aehnlich ist es am La Plata [4]). Das Thier, das nach der Ansicht der Yuracarés an den Himmel versetzt wurde, war ein Jaguar; er wurde vom Monde umfangen [5]). Auch in diesem Thiere ist offenbar die Seele eines todten Zauberarztes verkörpert. Der Glaube, dass die Seelen der verstorbenen Medizinmänner, nicht wie die der gewöhnlichen Sterblichen auf der Erde umherschweiften sondern zum Himmel gingen, findet sich bei vielen Stämmen Südamerika's so bei den Jipurina [6]), den Bororó wo sie Sternschuppen werden [7]) u. a.. Bei den Rukuyennen oder Wayana herrscht offenbar die Vorstellung, dass die Seele des *Piaje*, dessen Leichnam nicht wie die übrigen Menschen verbrannt, sondern in einem offenen Grab beigesetzt wird, in den Leib eines Tigers übergingе, der das Grab bewache und vor Profanirung schütze. Auf seiner zweiten Reise

[1]) Bartels, a. a. O., S. 78 (Nach Ehrenreich). [2]) Martius, Beiträge I, S. 585 & 586. [3]) Ebenda, S. 468. [4]) Müller, a. a. O., S. 256. [5]) Ebenda, S. 258. [6]) Ehrenreich, S. 70. [7]) K. v. d. Steinen, S. 514.

den Parú abwärts, kam Crevaux an einem verlassenen Dorfe vorüber, in dem ein berühmter *Piaje* begraben lag. Stillschweigend und eilends ruderten die Indianer vorüber. Erst nach zwei Stunden, als man schon weit entfernt von der Stelle war, gab der indianische Führer des Botes dem Reisenden Aufklärung über ihr Benehmen und machte ihn darauf aufmerksam, dass sie im Fall einer Landung in Gefahr gekommen wären, in die Gewalt des Tigers-*Piay* (*caïcouchi piay*) zu gerathen, der sich in der Nähe des Grabes aufhalte. [1]) Die Zauberärzte der Manaos werden in Verbindung mit den bösen Geistern gedacht, welche ihnen unter der Gestalt eines schädlichen Thiers, als Frosch, Kröte, Moskito, Schlange, Unze erscheinen. Sie erhalten durch sie Kunde von künftigen Begebenheiten und sagen den Einzelnen, wie der Gemeinde Tod, Missgeschick oder Glück voraus [2]). Ueberhaupt geniessen bei den meisten brasilianischen Stämmen, die Zauberärzte in den verschiedensten Fragen eine grosse Autorität. Auch bei Verträgen, Krieg, und Frieden ertheilen sie ihnen Rath. Zu diesem Behufe geben sie vor, nächtliche Erscheinungen gesehen, furchtbare Stimmen gehört, mit abgeschiedenen Seelen Zwiesprache gepflogen zu haben. Die Erscheinung irgend eines Thieres, z. B. des sogenannten Laternenträgers (*Fulgora laternaria*), gewisser Eulen und Sperber, oder die Bewegungen einer abgerichteten Schlange, werden als Zeichen ihrer Verbindung mit einem übernatürlichen Wesen aufgefasst [3]). Dieser Glaube giebt dem Medizinmann zu manchen Täuschungen Anlass, mit denen er die leicht bethörten Sinne der naiven Indianer gefangen hält.

In einem Wayanadorf am Parú hatte Crevaux Gelegenheit, einer Krankenbehandlung beizuwohnen. Im Beginn der Kur kletterte der Zauberer in einen kleinen käfigartigen Verschlag aus Palmblättern, und nun entstand für einige Augenblicke eine lautlose erwartungsvolle Stille, bis der Insasse des Käfigs seine Zauberrufe ertönen liess. Auf ein schrilles Geräusch, das er durch heftiges Aneinanderreiben harter Blätter hervorbrachte, folgten Nachahmungen der verschiedensten Thierstimmen des Waldes. Das Geheul des Tigers, das Pfeifen der Affen, das Zischen der Schlangen, das Schreien der Eule und anderer Vögel erschallte gellend und unermüdlich aus dem Käfig. Der Zauberer berief seine Genossen unter den Thieren, um mit ihnen über die Heilung des Kranken zu berathen; damit sie seinem Ruf ohne Furcht folgen könnten, hatte man vor dem Beginn der Ceremonie sämmtliche Feuer im Dorfe ausgelöscht [4]).

III. DIE SEELEN DER VERSTORBENEN WERDEN GEISTER.

Die Seele kann also auf verschiedene Weise den menschlichen Leib verlassen und in die verschiedensten Körper besonders von Thieren übergehen und hat in diesem Zustand eine unbeschränkte Macht. Diese Macht benutzt sie nach dem Glauben der Indianer, wie wir im Folgenden beweisen werden, meist zum Schaden der Menschheit.

Der Mensch im Naturzustande glaubt sich überall von Geistern umgeben, die auf sein ganzes Leben einen bedeutenden, bald nützlichen, bald schädlichen Einfluss ausüben. Unter diesen Geistern sind wohl meistens die Seelen der Vorfahren zu verstehen, die nach

---

[1]) J. Crevaux, Voyages dans l'Amérique du Sud. Paris, 1883, p. 298.
[2]) Martius, a. a. O. I, S. 588. [3]) Ebenda, S. 78. [4]) Globus, Bd. 40, S. 274.

dem Tode frei umherschweifen und, wie sich der Naturmensch in Traumbildern überzeugen kann, für die Hinterbliebenen ein reges Interesse zeigen.

Die Feuerländer nehmen an, dass die Seelen der Verstorbenen in den Wäldern wandern; ein Vogelgeschrei, ein Krach im Gletschereis, jeder unerklärliche Ton ist Geisterruf[1]. Nach der Meinung der Puri bewohnen die abgeschiedenen Seelen, dem Auge unsichtbar, noch ferner die Waldungen und Gegenden, in denen sie während ihres Lebens herumschwärmten[2]. Von den Verschiedenen glauben die Guajajara, dass ihre Geister sie fortwährend in unsichtbarer Gestalt umschweben[3]. Auch die christlichen Indianer von Chiloë sind noch in der Vorstellung befangen, dass zahlreiche Seelen in der Luft umherschweben[4].

Die Menschlichkeit der Todtengeister. — Diese Geister, die in Gestalt und Wesen eine grosse Aehnlichkeit mit dem lebenden Menschen haben, dem Indianer im gewöhnlichen wachenden Zustande aber unsichtbar sind, erscheinen den Schlafenden im Traum und suchen oft mit ihnen in intimsten Verkehr zu treten.

Die Uaraicú glauben an einen Teufel, der nur dem *Pajé* unter menschlicher Gestalt erscheint[5]. Die Iagans auf Feuerland nehmen die Existenz von Geistern an, welche die Form von Menschen, aber nicht deren Wesen haben. Diese leben, wie sie sich einbilden, in Höhlen in den Wäldern und hassen und tödten ihrer Meinung nach jeden, der ihnen zu nahe kommt[6]. Den Peruanern erschien bisweilen der böse Geist in des verstorbenen Fürsten Gestalt und erzählte ihnen von seinem Aufenthalt im Jenseits[7]. Ein Coroado erzählte dem Reisenden Martius, dass eine seiner Frauen, welche kurz vorher gestorben war, ihm in der Nacht öfters erschienen, seiner Umarmung aber immer ausgewichen sei[8], ein deutliches Beispiel eines lebhaften Traumgesichtes, das beim Erwachen verschwindet. Nach der Vorstellung der Araukaner giebt es zahlreiche Genien, männliche und weibliche, die aber nicht die Fähigkeit der Kindererzeugung besitzen. Sie verrichten bei den Menschen den Dienst der Haus- oder Schutzgötter, und jeder Araukaner rühmt sich, einen solchen Schutzgeist in seinem Dienste zu haben[9]. Unter den Genien sind also wohl die Geister verstorbener Vorfahren verstanden, die den Hinterbliebenen, wenn diese sich wohl betragen, mit Rath und That zur Seite stehen. Dies scheint auch noch aus den folgenden Vorstellungen der Araukaner über das Leben der Seelen nach dem Tode hervorzugehen. „Die von den Körpern getrennten Seelen führen in ihrem neuen Aufenthalt dieselbe Lebensart, als auf der Erde, doch mit dem Unterschied, dass die Ausübung derselben durchaus mit keiner Mühe verknüpft ist. Die ehedem verheiratheten Männer werden dort mit denselben Weibern verbunden sein, doch werden letztere keine Kinder gebären, weil die Zeugung einen Körper voraussetzt, dieser Aufenthalt dagegen nur für abgeschiedene Seelen und geistige Wesen bestimmt ist. Auch die ehemaligen Leidenschaften und Neigungen behalten diese Geister, daher, so oft sie auf die Erde kommen, welches ziemlich häufig geschieht, so raufen und schlagen sie sich mit den Geistern ihrer Feinde und wenn sie denselben in der Luft begegnen, so entstehen aus diesen Schlägereien Ungewitter, Donner und Bitze. So oft auf den Cordilleren oder der

[1] Ratzel: a. a. O., S. 525.
[2] Freyreiss, G. W.: Beiträge zur näheren Kenntniss des Kaiserthums Brasilien. Frkfrt. a/M. 1824 S. 123, & 124.
[3] S. Petermanns Mittheilungen 1857, S. 206. — Plagges Reise in das Gebiet der Guajajara-Ind. in d. bras. Provinz Maranhão.
[4] Ratzel: a. a. O., S. 582. [5] Martius: Reise III. S. 1190. [6] Globus: Bd. 47. S. 332.
[7] Gottfriedt: a. a. O., S. 274. [8] Martius: a. a. O., I, S. 384. [9] Molina, a. a. O., S. 70.

See ein Ungewitter bemerkt wird, so bilden die Araukaner sich ein, dass zwischen den abgeschiedenen Geistern ihrer Landsleute und den Geistern der Spanier eine förmliche Schlacht statt habe. Das Rollen des Donners in den Wolken erklären sie sich durch das Stampfen der Pferde, den Widerhall durch den Schall der Trommeln, den Blitz für die Wirkung des Geschützes. Ziehet das Ungewitter nach den spanischen Besitzungen zu, so sind sie fest überzeugt, dass die Geister der ihrigen die spanischen in die Flucht schlagen; daher rufen sie ihnen zu:.... „verfolget sie, verfolget sie, Freunde, erschlaget sie". Geschieht das Gegentheil, so betrüben sie sich und rufen gemeiniglich:.... „auf Freunde, wehrt euch, stehet still!"[1])

Die Manacicas fürchten sich vor bösen Geistern und denken Donner und Blitz durch die Seelen der Todten verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber mit ihnen im Kampf gerathen[2]). Bei starkem Unwetter pflegen die Guaycurus zu lärmen und gegen die bösen Geister in der Luft zu kämpfen, die es erregten[3]).

Da unmittelbar nach dem Tod die Erinnerung an den Abgeschiedenen bei den Hinterbliebenen noch sehr lebhaft ist, so ist es eine natürliche Folge, dass in dieser Zeit die Angehörigen viel mehr durch Geistererscheinungen geplagt werden, als später, wenn das Bild des Todten verblasst, sein Andenken erloschen ist. Man denkt dann nicht mehr an ihn, man fürchtet ihn nicht mehr, folglich ist er nicht mehr da. Daher der Glaube, dass der Geist des Verstorbenen sich nur einige Zeit in seiner früheren Behausung aufhält und allmählich verschwindet. Nach der Meinung der Guajiros kehrt die Seele zunächst nach dem Tode gern dahin zurück, wo ihr Körper im Leben gewandelt hat; mit Grauen vernimmt die Familie das nächtliche Geräusch, wie der Heimgegangene die Pferde im wilden Galopp tummelt, die Waffen führt, Holz spaltet und sich im Chinchorro schaukelt; früh vor Sonnenaufgang hebt sich daher alltäglich ihr Klagegeheul mit nach Osten gerichtetem Auge an, um den Todten zu versöhnen und zu der Behausung seines Schattens zurückzutreiben, bis er immer seltener erscheint und endlich ganz ausbleibt[4]).

Die Inselkaraiben verehrten die Seelen der Vorfahren als ihre Geister und glaubten, dass diese menschliche Bedürfnisse hätten. Wenn sie etwas von den Geistern erreichen oder wenn sie diesen für gewährte Hülfe in Krankheit u. s. w. danken wollten, brachten sie ihnen Kassave und die Erstlinge der Früchte dar. Auch nahmen sie kaum je Speise oder Trank zu sich, ohne davon den Geistern zu opfern. Nach ihrer Meinung verzehrten die Geister die Opfer, darum warf man auch beim Fahren über das Meer die Lebensmittel den Geistern der ertrunkenen Vorfahren zu, ja die Karaiben glaubten ganz deutlich die Gefässe in denen die Opfer, die sie *Anacri* nannten, dargebracht wurden, in ihren Hütten sich bewegen zu hören und die Töne der Kinnladen der schmausenden Geister zu vernehmen. Aus demselben Grunde setzte man auch Speisen bei die Gräber der Verstorbenen. Man dachte sich diese Geister in menschlicher Gestalt und suchte deshalb Bilder von ihnen aus Stein, gebrannter Erde, aus Kreide, Holz oder aus Baumwolle menschlich zu gestalten. An diese Fetische waren nach der Meinung der Karaiben die Geister, die sich nach einem Leib sehnten, gebunden[5]).

Während die Araukaner den Geistern der Verstorbenen die Fähigkeit der Zeugung

[1]) Molina, a. a. O., S. 74. [2]) Waitz, III. S. 531. [3]) Waitz, III, S. 472.
[4]) Ausland: 1865, S. 838 (Frz. Engel: Die Guajiros).
[5]) Müller, a. a. O., S. 209 ff. — Rochefort, a. a. O., II. S. 342, 511.

absprechen, schreiben einige Stämme ihnen geschlechtlichen Umgang unter einander und sogar mit Lebenden zu und glauben, dass dieser Verbindung Kinder entspriessen können.

So unterschieden die Inselkaraiben Geister zweierlei Geschlechts, die sich auch wieder selbst fortpflanzten [1]). Nach den Vorstellungen der Paressi gehen die Seelen der Verstorbenen zum Himmel, wo sie schöne Häuser bewohnen, wie auf Erden leben und viele Kinder zeugen [2]). Die Salivas pflegten missgebildete Kinder umzubringen, weil sie dieselben auf den Einfluss böser Geister zurückführten [3]). Am meisten waren die Bewohner der grossen Antillen im Anthropomorphismus vorgeschritten. — Den Seelen der Vorfahren, ihren Geistern, gaben sie den Namen: *Zemes*, *Chemes*, etc.. Diesen *Zemes* schrieben sie sowohl das Gute, als auch das Böse zu. Sie waren also Schutz- und Plagegeister. Jeder Einzelne, jede Familie und jeder Staat hatte einen solchen *Zemes*, der in schwierigen Fällen angerufen, befragt und verehrt wurde. Besonders erschienen diese Nachtgeister den Insulanern häufig im Traume in menschlicher Gestalt und suchten die Weiber zum Beischlaf zu verführen, um dann plötzlich zu verschwinden [4]).

„Sie halten und glauben gewisslich darfür / dass die Todten und abgestorbenen des Nachts hin unnd wieder lauffen oder wandern / und essen von der Frucht *Guannaba*. — — — Sie sagen unnd glauben / das sie under den Menschen wohnen / unnd bey jhnen in den Betthern ligen / fürnemblich haben sie grosse Gemeinschafft mit den Weibern / dann sie sich in Mannsgestalt verwandlen / unnd stellen sich als wolten sie mit den Weibern eyn Beyschlaff halten / wann es aber zum Werck kompt / verschwinden sie urplötzlich vor Angesicht der Augen. [also ein lebhaftes Traumgesicht, das beim Erwachen verschwindet]. So aber jemandts vielleicht traumet oder sonst vermeynet / es lige ein Todter bey jhm / wann es etwas seltzames im Betth empfindt / greifft er jhm allein nach dem Nabel / unnd probiert auss dem angreifen ob dem also seye oder nicht. Dann sie sagen / das die Todten unnd abgestorbene alle Glieder des Menschlichen Leibes mögen unversehrt annemen / aussgenommen den Nabel. Derowegen so eyner am Nabel empfindet / das es eyn Todter unnd abgestorbener seye / verschwindet er von stundt auss dem Beth / und last sich nicht mehr anrühren [5]). Auch wird von einem *Zemes* berichtet, der „im Brauch hatte / dass er zum öfftermahl aussspazieret / hie unnd her geschweiffet auf den Dörffern und nechstgelegenen Gegent, — — — und mit den Weibern allerley kurtzweil und Freudenspiel getrieben. Dassgleichen mit jhnen gessen, getrunken und andere unzüchtige Werk gleich wie die Satyri oder Nachtgeister mit jhnen begangen. So sichs dann begabe das nach volgender Zeit etwan eyn Indianisch Weib / die mit solchen unreinen Geistern gemeinschafft gehabt / eyn missgeburt mit eyner zweyfachen Kronen oder sonst eyner seltzamen und wunderbaren Gestalt gebare / hielte es mänigklich darfür das solche Geburt auss des Abgotts Stammen und Geblüt ware entsprungen" [6]). In derselben — menschlichen — Gestalt, in welcher die Geister erscheinen, suchte man sie auch, so gut es ging, als Fetische abzubilden oder anzudeuten und gab ihnen denselben Namen, *Zemes*, wie jenen.

Die Schutzgeister waren so sehr an ihre Bilder gebunden und mit ihnen identifiziert, dass mit dem vertauschten oder gestohlenen Bilde zugleich auch der Schutzgeist selbst auf den neuen Besitzer überging [7]). Wenn sie in den Krieg zogen banden sie die Bilder an die Stirn, um Sieg zu erlangen, auch glaubten sie Trockenheit oder Regen von den *Zemes*

[1]) Müller, S. 209. [2]) v. d. Steinen, a. a. O., S. 435. [3]) Waitz, III. S. 394; Humboldt, a. a. O., IV. S. 27 f. [4]) Müller, a. a. O., S. 171. [5]) Petri Martyrs, Histori von der Newen Welt, S. 333.
[6]) Ebenda, S. 82, 336 f. [7]) Müller, S. 172.

erbitten zu können [1]). Sie meinten „es merke eyn jeder *Zemes* auff sein Anligen unnd Bekümmerniss / unnd mögen jhnen auss allen Nöthen helffen" [2]). Zur Verfertigung der Bilder, die aus Holz, Kreide, Stein, Gold oder Silber gearbeitet waren, wurden die Indianer häufig, „bey Nächtlicher weil under den Bäumen von den Nachtgeistern und Gespänsten" selbst „vermahnet unnd angereitzet" [3]). Auch hat man *Zemes* aus Baumwollgewebe gefunden, die als Kopf den wirklichen Schädel eines Vorfahren trugen [4]). „Sie halten steiff und gentzlich darfür / es leide das Bildt bissweilen Hunger und Durst / und wann es nicht Speiss oder Tranck stetig vor jhm habe / werde es darüber erzürnt / unnd straffe die Einwohner höchlich / gleich als wenn sie seiner vergessen und jhm die gebürliche Ehr nicht bewiesen" [5]). Seit der Ankunft der Spanier hätten alle diese *Zemes*, die Schutzgeister, die Inseln verlassen [6]); ein Glaube der wohl infolge der unsäglichen Leiden entstanden ist, welche die schutzlosen Insulaner von ihren Unterdrückern zu erdulden hatten.

Wie die Geister der Verstorbenen nach dem Glauben der Indianer in Gestalt und Neigungen eine grosse Aehnlichkeit mit den lebenden Menschen haben, so sind sie auch allen menschlichen Leidenschaften unterworfen.

Die Seelen der Verstorbenen als böse Geister. — Wir haben bereits kurz angedeutet, dass die Seelen der Verstorbenen als böse Geister betrachtet werden, die, beständig umherschweifend, bemüht sind die Hinterbliebenen zu quälen, ja sogar ihren Tod herbeizuführen, und deshalb von Jedermann auf das Aeusserste gefürchtet werden. Wie ist dieser eigenthümliche Glaube entstanden? Der Tod hat für jeden Menschen, so besonders auch für das naive Naturkind etwas Unheimliches. Das irdische Leben mit seiner Jagd, seinem Tanz und seinen anderen Freuden bietet dem Naturmenschen so viele Annehmlichkeiten, so viele Zerstreuungen, dass der Indianer den Tod, der ihn alles dessen beraubt und ihn unerbittlich aus dem Kreis seiner Freunde reisst, als einen unheimlichen, heimtückischen Feind fürchtet, gegen den er sich nicht einmal wehren kann. — Von dem Tod übertrug sich naturgemäss dies Gefühl der Furcht auf den Todten selbst. Der Indianer muss nach seinen eignen Neigungen annehmen, dass der Verstorbene nur ungern aus dem Leben scheidet und deshalb die Hinterbliebenen um ihr Loos beneidet. Neid erzeugt Hass gegen den, der es besser hat. Die Seelen der Verstorbenen, die auch noch als Geister selbstständig handelnde Wesen sind und nach ihrer Trennung vom Leib eine unbegrenzte Macht haben, suchen den Hinterbliebenen, gegen die sich ihr Neid richtet, auf alle mögliche Weise zu schaden, sie zu martern und zu peinigen.

Zwei weitere Motive spielen offenbar bei der Furcht vor dem bösen Charakter der Todten eine grosse Rolle. Da ein Todesfall von dem Indianer fast nie auf natürliche Ursachen zurückgeführt, sondern der bewussten Zauberei eines Feindes oder dem unbewussten Einfluss eines Freundes zugeschrieben wird, so nimmt man an, dass die Seele des Verstorbenen bemüht ist, sich an dem Mörder zu rächen. Wie Preuss (in seiner Abhandlung in der Bastianfestschrift: „Menschenopfer und Selbstverstümmelung bei der Totentrauer in Amerika [Berlin, 1896] und im Globus: Die Totenklage im alten Amerika [Globus, Bd. 70 S. 342 ff. und 368 ff.] ausdrücklich betont, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Hinterbliebenen selbst sich nicht ganz frei von der Schuld am Tode fühlen, denn irgend eine Handlung, ein unbewusster Zauber ihrerseits

---

[1]) Petri Martyr, S. 330. [2]) Ebenda, S. 335. [3]) Ebenda. [4]) Rud. Cronau, Amerika I. S. 263 (Abbildung). [5]) Petri Martyr, S. 399. [6]) Ebenda, S. 82.

könnte vielleicht die Ursache des Todes gewesen sein, der Todte aber heischt Rache. Die nächsten Verwandten und nach ihnen die übrigen Dorfbewohner haben deshalb allen Grund sich vor dem bösen Geist des Verstorbenen zu fürchten.

Ausserdem ist es auch möglich, dass die Hinterbliebenen irgend etwas versäumt, vielleicht etwas von seinem Eigenthum zurückbehalten oder ihm nicht genügend Lebensmittel mitgegeben haben. Diese Vernachlässigung erzürnt den Geist; er hat keine Ruhe im Grab, sondern kommt heraus, verlangt das, was ihm gehört und straft die Angehörigen für ihre Lieblosigkeit. Das wirkliche Vorhandensein und die zeitweilige Rückkehr der Todtengeister wird dem Indianer durch lebhafte Traumbilder genügend bestätigt.

Diesen über die ganze Welt verbreiteten Glauben an einen beständigen Connex der Todtengeister mit den Lebenden, an ihr belohnendes oder häufiger strafendes Eingreifen in die Geschicke der Menschen und an ihre furchtbare Rache, wenn sie sich von den Hinterbliebenen vernachlässigt fühlen, hat Steinmetz im ersten Bande seines trefflichen Werkes: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe (Leiden, 1894) überzeugend dargelegt und an zahlreichen Beispielen erläutert.

Portugiesische und spanische Schriftsteller, besonders die alten Missionäre, deren Urtheil in Bezug auf Religion der Wilden naturgemäss stark partheilich getrübt ist, wollen bei den Eingebornen Südamerikas den Glauben an einen Teufel gefunden haben. Der vorzügliche Kenner südamerikanischer Ethnologie Dr. Couto da Magalhaes, dem wir in dieser Beziehung ein durchaus glaubwürdiges Urtheil zutrauen dürfen, stellt dies entschieden in Abrede. Der Indianer wisse ursprünglich nichts von einem Teufel in unserem Sinn, von einem bösen Prinzip, einem übernatürlichen Wesen, dessen alleinige Obliegenheit es wäre nur Böses zu thun. Durch die neueren Forschungen v. d. Steinen's und Ehrenreich's ist diese Ansicht im vollen Umfang bestätigt worden. Die „Religion" der südamerikanischen Naturvölker beschränkt sich im Wesentlichen auf eine Dämonologie, eine durch die Furcht diktirte Verehrung der Vorfahren. Sie kennen nur eine Geisterwelt, gebildet aus den Seelen der Verstorbenen, die nach ihrer Trennung vom Leib überall umherschweifen, den Hinterbliebenen Rath und Hülfe ertheilen, sie aber auch auf alle Weise quälen und strafen, wenn sie ihnen nicht die gewünschte Ehre erweisen. Es ist, wie Ehrenreich sagt[1]) eine Art animistischer Religion die noch jeder ethischen Grundlage entbehrt und sich noch nicht zur Annahme eines höheren, alles beherrschenden Geistes aufgeschwungen hat. Die bösen Geister sind daher ursprünglich wohl sämmtlich Seelen der Verstorbenen gewesen.

So bedeutet das Wort *Anhanga*, worunter man gewöhnlich den bösen Geist, den „Teufel" der Tupi Guarani versteht, nur Schatten, Geist oder Gespenst[2]). Auch *Jurupari*, der Name für den höchsten bösen Geist der Tupistämme, bezeichnet überhaupt den „Geist" auch den des Menschen[3]). Schon der Pater Gilii machte darauf aufmerksam, dass einige Nationen am Orinoko nur ein Wort hätten, um die Seelen der Verstorbenen und den bösen Geist zu bezeichnen, was viel Verwirrung veranlasst habe. „Doch kann man dieses erklären, wenn man annimmt, dies Wort bedeute ungefähr das, was wir durch Geist ausdrücken"[4]). Die Identifizirung der bösen und guten Geister mit den Seelen der Verstorbenen wird besonders deutlich durch die Angaben, die Rochefort von dem Geister-

[1]) Beiträge, S. 34. [2]) Martius: Beitr. I, S. 468; Globus: Bd. XXV, S. 297.
[3]) Müller: S. 259. [4]) Aufsätze etc., S. 155.

glauben der Insel-Karaiben macht: „Sie glauben zweyerley Arth Geister / nehmlich Gute und Böse. Die gute Geister sind ihre Götter und nennen dieselbe ins gemein *Akamboüé*, welches Wort nur die Männer sagen; und *Opoyem*, so die Weiber sprechen. Es ist wohl wahr / dass das Wort *Akamboüé* schlechterdings einen Geist bedeutet / und danenher auch von dem Geist des Menschen gebrauchet wird. Aber es fehlet wenig / dass sie es nicht auch den bösen Geistern beylegen. Diese gute Geister / welche ihre Götter sind / werden noch eigendlicher von den Männern mit dem Wort *Icheiri* bedeutet / und von den Weibern mit dem Wort *Chemiin*, welches wir nicht anders ausslegen können als mit dem Wort: Gott..., aber beides Männer und Weiber nennen den bösen Geist / der ihr Teufel ist / *Mapoya* oder *Maboya*" [1]). Unter diesen *Mapoyas* sind aber ebenfalls Seelen Verstorbener zu verstehen. Denn die Inselkaraiben wiesen jedem Menschen drei Seelen zu, die des Herzens, die des Kopfes und die in den Armen. Aus diesen Seelen nun, wenn sie das Diesseits verlassen hatten, entstanden die Geister. Aus den Seelen des Herzens wurden gute Geister, die zum Himmel gingen; aus den anderen Seelen des Menschen, der des Kopfes und der der Glieder, wurden die bösen Geister, die *Mapoyas* und *Ouměkou*, welche die Luft erfüllten oder unwirthliche Gegenden bewohnten und allerhand Unheil verursachten [2]). Die erwähnten weiblichen Schutzgeister, die *Chemiin*, sind ursprünglich keine karaibischen, sondern nichts anders als die *Zemes* der Bewohner der grossen Antillen, deren Geister sammt den Weibern die Karaiben geraubt hatten [3]). Diese *Zemes*, die ebenfalls aus den Seelen der Abgeschiedenen entstanden, waren aber nicht bloss, wie wir oben gezeigt haben, Schutzgeister, sondern auch Plagegeister, die Urheber von allerlei Plage, und man betete sie deshalb vorzugsweise in der Absicht an und verfertigte Bilder von ihnen, um sie zu besänftigen [4]). „Es ist sehr langwierige unnd tägliche Erfahrung offenbar / das bey Nächtlicher weil den Indianern vill und mancherley Nacht Geister erscheinen auss den Bildern und Abgöttern / die sie mit höchster Andacht und Reverentz ehren / welche die Armsseligen Leuth in thorechtige unnd schräkliche Irrthumb führen" [5]). Die Indianer lebten in einer beständigen Furcht vor den *Zemes*, denn bei Tag und Nacht, im Traum und im Wachen beängstigten sie die Menschen. „Sie glauben auch das die Todten den Lebendigen des Nachts offtermahls auf den Gassen und Strassen erscheinen / und wann der Wandersman unverzagt unnd hertzhafft bleibt stehen / verschwinden solche Gespänst unnd Nachtgeister von stundt an. So er sich aber entsetzet und förchtet / erschrecken und ängstigen sie ihn dermassen / das offtermals will vor Schrecken und Forcht halb verschmachten / und in Ohnmacht fallen / also das man vermeint sie werden sterben" [6]). Aber nicht blos des Nachts erscheinen Geister, sondern die Indianer wussten auch manche gräulichen Geschichten von Geistererscheinungen bei Tag zu erzählen, bei denen *Zemes* in schrecklicher Gestalt, mit aufgesperrtem Rachen, langen Hörnern und einem Schwanze, brüllend wie wilde Thiere sich zeigten [7]). Bei dieser Beschreibung spielt wohl die durch die Furcht stark beeinflusste Phantasie und die Lust des Indianers am Aufschneiden eine grosse Rolle.

Wie die Bewohner der grossen Antillen, so dachten sich auch ihre Nachbarn, die Inselkaraiben, die Seelen der Verstorbenen sowohl als gute als auch als böse

[1]) A. a. O. II, S. 337 f. [2]) Müller, S. 207 f.; Waitz, III, S. 387; Rochefort, II, S. 361.
[3]) Müller, S. 207. [4]) Ebenda, S. 171. [5]) Peter Martyr, S. 330. [6]) Ebenda, S. 334.
[7]) Ebenda, S. 336 f., S. 401 f.; Müller, S. 172.

Geister, jenachdem diese von den Lebenden behandelt wurden oder ihren Einfluss für einen Freund oder gegen einen Feind wirken liessen.

Die Karaiben fürchteten die *Mapoyas* als die Urheber aller Uebel, besonders derjenigen Krankheiten, die man dem Besessensein von denselben zuschrieb. Die *Mapoyas* bewohnten nach ihrer Meinung häufig die Wälder, andere böse Geister, *Ouměkou* genannt, hielten sich an den Gestaden des Meeres auf und verursachten daselbst die Schiffbrüche; (Rochefort II, S. 361) andere lebten in der Tiefe des Meeres, wo sie ertrunken waren, und die Vorüberfahrenden warfen ihnen Speise zu, um sie zu besänftigen. Da von den Europäern den Karaiben viel Böses zugefügt wurde, so sind auch die Europäer nach der Ansicht mancher Karaiben nichts anderes als böse Geister [1]. Die Karaiben gaben selbst an, dass der *Mapoya* ihnen öfters in schrecklicher Gestalt erscheine und sie ängstige und schlage. Rochefort führt dies richtig auf lebhafte Traumbilder zurück und meint, „dass alle Klagen und furchtsame Reden / die sie deswegen führen / darauff gegründet" seien / „dass weil sie von Natur melancholisch sind / und meistentheils einen grossen Miltzen haben / sie von greulichen und schrecklichen Träumen überfallen werden, da sie sich dann einbilden / dass ihnen der Teuffel erscheine / und sie auff das eusserste schlage. Daher sie dann gantz erschrocken erwachen und nachmahls sagen / dass sie von dem *Mapoya* geschlagen worden; in dem sie sich nicht anderst einbilden / als empfinden sie den Schmertzen davon" [2]. Die Karaiben behaupteten auch von den *Mapoyas* zum Krieg und Blutvergiessen gezwungen zu werden. Um die bösen Geister zu versöhnen, bildeten sie dieselben in Holz oder Steinen ab und hingen sich die Bilder an den Hals, indem sie sagten „dass sie davon Linderung empfinden, und dass sie der *Mapoya* nicht so hart plage / wann sie dieselben an sich tragen". Zuweilen bedienten sie sich auch dabei der Vermittlung ihrer Zauberer, der *Boyes* [3]. Die Karaiben des Festlandes glaubten ebenfalls an böse Geister, die sie, wie die Inselkaraiben *Mapoyas* nannten und von denen sie arg geplaget wurden [4]. Noch heute sind die Karaiben, die sich in geringen Resten auf der Insel Dominica erhalten haben, überzeugt, obwohl sie sich zur katholischen Religion bekennen, dass in ihren Wäldern *Dschumbis* oder böse Geister aller Art hausen [5].

Die Identität zwischen der Seele des Verstorbenen und dem Schreckgespenst, dem Nachtgeist, scheint deutlich aus den Untersuchungen hervorzugehen, die der französische Forscher Léon Douay über die religiösen Ideen der Paëz in Columbia angestellt hat. In den Vorstellungen dieses Volkes spielt das Gespenst (*le corps mort*, *le fantôme*) „*ech*" eine grosse Rolle, das Wort „*echagnus*" der Paëz-Sprache wird nun gewöhnlich mit „Teufel" übersetzt. „Il est très possible, sagt Douay, que „echagnus" „le diable" soit un néologisme composé de „agnus", coeur, âme, cequi nous donnerait: l'âme du fantôme.... nous croyons que ce mot a pour étymologie véritable „*agnu*" peur ou „*agnuc*" s'epouvanter. „*Echagnus*" serait donc: le fantôme effrayant" [6]. Nach dem Glauben der Botokuden verweilen die Seelen der Todten, die Geister, nur so lange in der Nähe des Grabes, bis die Körper ganz verwest sind. Sie necken während dieser Zeit die Lebenden, welche in ihre Nähe kommen [7]. Die Seele nennen die Botokuden *ntšö* (Geist, Gespenst). Sie verlässt

[1]) Müller, S. 207 f. [2]) Rochefort, a. a. O. II, S. 344 f. [3]) Ebenda, S. 345 & 347.
[4]) Ebenda, S. 347. [5]) Globus, Bd. 38, S. 268 ff.
[6]) Congrès International des Américanistes, Compte-rendu de la VII Session, Berlin 1888 (1890) p. 784. Léon Douay: Contribution à l'américanisme du Cauca.
[7]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrg. 1891, S. 27.

nach dem Tod den Körper und geht um. Unter *ntšõ* verstehen sie nicht ein böses Prinzip in unserem Sinne, also „Teufel", sondern nur die Seelen von Abgeschiedenen, welche Nachts umherschweifend den Menschen alles mögliche Böse anthun können [1]). Prinz Wied bezeichnet den bösen Geist der Botokuden mit dem Namen *Janchon* [2]). Die Seelen der Verstorbenen, die nach der Meinung der Karayá in der ersten Zeit in der Nähe des Grabes verweilen, kehren auch später gern zu ihrer früheren Behausung zurück. Ihren Verwandten erscheinen sie vorzüglich in Gewitternächten. Wenn der Regen prasselnd herabströmt, Blitze das Dunkel erhellen, gedenken die Alten ihrer verstorbenen Angehörigen und suchen durch lautes Klagegeheul und Gesang sich in einen Zustand künstlicher Ekstase zu versetzen, der ihrer erregten Phantasie schliesslich jedes erwünschte Phantom vorzaubert [3]). Die Matacos im Chaco central nennen die Seele, den Geist, der in jedem Menschen wohnt *avot*. Dieser *avot* trennt sich nach dem Tode von der fleischlichen Hülle und geht unter die Erde. Bisweilen aber verlassen die Geister Nachts ihre unterirdische Wohnung und schweifen um die Hütten des Stammes, um die Verwandten und Freunde zu schrecken und alle ihre Handlungen kennen zu lernen. Dieser Glaube ist so eingewurzelt bei den Indianern, dass sie sich um nichts in der Welt bei dunkler Nacht ausserhalb ihrer Hütten begeben. Sie unternehmen deshalb auch ihre Kriege, ihre Raub- und Fischzüge u. s. w. nur am Tage oder bei hellem Mondschein [4]).

Nach Thouar haben sie grosse Angst vor einem Nachtgeist, dem *Onnoxilele* [5]). Den Geist, den die Chiriguanos am meisten fürchten, nennen sie „*mbae*". „Quand ils y songent sérieusement, ils sont tellement persuadés que leur dernier moment est proche, que souvent ils en meurent. Les Sorciers peuvent conjurer le *mbae*" [6]). Nach der Angabe eines Jesuitenmissionärs des vorigen Jahrhunderts pflegten die Angehörigen eines verstorbenen Chiriguano einige Tage nach den Begräbnis täglich in der Frühe in die Waldungen hinauszugehen, und in dem Gesträuch die Seele des Todten aufzusuchen; „und diss thun sie so lang, bis sie ob dem unnutzen Nachsuchen matt werden. Aus diesem zeiget sich, dass sie die Seel für unsterblich halten" [7]). Die Tupinambas glaubten, dass die Seelen beim Tod den Körper verliessen und als Geister umherschweiften". Spiritus malignos impense metuunt, ita ut interdum imaginario et vano illorum terrore subito exanimentur [8]). Diese bösen Geister wurden von den Indianern verehrt und bisweilen beschworen. Man findet „unter ihnen", heisst es bei Gottfriedt, „etlich Alten (das sehr schröcklich zu sagen und zu hören) welche dem Teufel, [*Agnan* bedeutet Gespenst, Nachtgeist]/ deme sie unterschiedliche und erschröckliche Namen geben / Ehre zeigen / und ihn anruffen / damit er ihnen keinen Schaden zufüge / denn er pfleget ihnen bissweilen / aber doch sehr langsam zu erscheinen" [9]). Zum Schutz vor *Agnan* (*Aygnan*, *Agnian*, *Aenjang*) oder *Kaasherre*, „dem Bösen" führten sie Nachts stets einen Feuerbrand mit sich, [10]) denn Helle verscheucht die Furcht des Menschen und in Folge dessen auch die Visionen, die Spuckgestalten, die dem Auge leicht im Schauer der Nacht erscheinen. Am meisten wurde die Seele des Gefangenen, der bei den

---

1) Zeitschrift für Ethnologie: 19. 1887 (P. Ehrenreich): Ueber die Botocudos etc., S. 34.
2) Reise nach Brasilien. II, S. 58.
3) Ehrenreich: Beiträge, S. 34.
4) J. Amando Baldrich: Las Comarcas Vírgenes. El Chaco Central Norte. Buenos Aires 1890, p. 243.
5) a. a. O., p. 57. 6) A. Thouar: Explorations dans l'Amérique du Sud. Paris 1891 p. 50.
7) Allerhand, so Lehr- als Geistreiche Brief etc. N°. 562 S. 73.
8) Joh. de Laet: Americae utriusque descriptio 1633, p. 543. Gottfriedt, a. a. O., S. 140. Waitz, III. S. 418.
9) Gottfriedt, S. 140. 10) Waitz, a. a. O.

Kannibalenfesten der Tupinambas geschlachtet und aufgefressen wurde, als böser Geist gefürchtet. Der Henker, der das Opfer mit der Keule vom Leben zum Tod befördert hatte, nahm an dem Mahl nicht theil, sondern zog sich für einige Zeit in seine Hütte zurück und legte sich in seine Hängematte, indem er sich krank stellte, „damit nicht vielleicht des Hingerichteten Seele zu ihm komme und ihn erwürge dieweil er sich vielleicht nicht in allem / wie sichs gebühret / verhalten" [1]. Die Abiponer scheuen sich, offenbar in der Furcht vor Spukgeistern, zur Nachtzeit einen Angriff zu machen. Ueberhaupt sind sie bei der Nacht, wie der kindische Verstand überall, sehr furchtsam, und wenn sie öfters in einer freundschaftlichen Absicht zu Herrn Dobrizhoffer [Abbé Martin Dobrizhoffer war 18 Jahre lang Missionar in Paraguay; der Titel seines Buches ist: Geschichte der Abiponer etc. 3 Theile 1783—1784] kamen und kein Licht in seiner Stube fanden, so ergriff sie im Nu ein Zittern und sie riefen ängstlich: „Paterchen, o wie schwarz ist dein Haus" [2]. Zahlreich und mannigfaltig sind die Vorstellungen, welche die über ganz Brasilien verbreiteten Tupivölker von den sie umgebenden Geistern und Unholden haben." Die ganze Natur, sagt Müller, ist von einer Unzahl von Geistern erfüllt, die bei Tag und Nacht, beim Schlafen und beim Wachen, Welt und Seele mit Angst und Schauder erfüllen" [3]. Der *Gurupira* erscheint als neckischer Waldgeist, der den Indianern unter allerlei Formen begegnet, sich mit ihnen wohl auch in ein Gespräch einlässt, feindliche Gefühle zwischen einzelnen Personen erweckt oder unterhält und mit Schadenfreude dem Ungemache oder Unglücke der Menschen zusieht [4]. Ein anderer berühmter Waldgeist ist der *Caypora* der Küstenbewohner, der Kinder und junge Leute raubt, sie in hohle Bäume verbirgt und dort füttert. Sein Name bedeutet eigentlich nichts anders als Waldbewohner [5]. Besonders bei Nacht, wenn die unsichere Beleuchtung der Gegenstände der erregten Phantasie des Indianers alle mögliche Spukbilder vorzaubert, ist die Angst vor diesen Unholden gross, was Martius an mehreren drastischen Beispielen erklärt hat [6]. Die Anwohner der grossen Flüsse halten die Gewässer von anderen Unholden in scheusslicher Gestalt bevölkert, welche sie *Ypupiara* nennen, denen man um so näher komme, je weiter man sich von ihnen zu entfernen glaube, und die ihre Wuth an dem einsamen Wanderer ausliessen, indem sie ihn mit verschränkten Armen erdrosselten [7].

Wenn ein schlafender Indianer von einem Krokodil aus dem Kahne ins Wasser gezogen wird und verschwindet, so ist dies das Werk des *Ypupiara* [8]. Vielleicht sind darunter, ähnlich wie bei den Insel-Karaiben unter gewissen *Mapoyas*, die Geister Ertrunkener verstanden.

Der Alp, welcher die Schlafenden ängstigt, heisst *Pitanga*, der Seelensauger oder *Pitanhanga*, das saugende Gespenst [9]. Fürchterliche Traumgesichte erregen die *Marangigoana*. Mit diesem Namen werden Seelen Verstorbener bezeichnet, die durch ihr Erscheinen den nahen Tod verkündigen [10]. Die Paravilhanna am Rio Branco fürchten zahlreiche böse Dämonen, die ihnen in schreckhafter menschlicher Gestalt erscheinen. Unter anderem glauben sie an Geister, die sie sich wie menschliche Gerippe vorstellen [11]. Aehnliche Vorstellungen treffen wir bei den Jipurina am Purus. Die wichtigsten,

[1] Gottfriedt, S. 146.
[2] Aufsätze, S. 74. [3] Müller, a. a. O., S. 260. [4] Martius, Reise III, S. 1109; Martius, Beiträge I, S. 468; Müller, S. 259. [5] Martius, Beiträge I, S. 468; Müller, S. 260. [6] Reise III, S. 1109. [7] Ebenda, S. 1110. [8] Müller, S. 260. [9] Martius, Beiträge I, S. 468. [10] Ebenda. — Müller, S. 261. [11] Martius, Beiträge I, S. 633.

weil häufigsten Waldgeister ihres Glaubens sind die *kamiṛi*, d. h. Seelen Verstorbener. Der *kamiṛi* lebt im dichtesten Walde unter hohen Bäumen, „er ist wie ein Schatten", ohne Nase und Haar (einmal geradezu als Skelet bezeichnet), sein Penis ist nur 1 cM. lang. Er drückt dem Menschen die Brust zusammen, bis er stirbt. Hält der letztere dies aber 3 Tage lang aus, so muss der *kamiṛi* selbst vollständig (also den zweiten Tod) sterben. Ebenso ist es möglich ihn zu tödten, wenn er bei Tage kommt. Wenn der *kamiṛi* ausspuckt, so trocknet es niemals auf. Es scheint übrigens verschiedene Klassen *kamiṛi* zu geben. Man erzählt von solchen, die nur die Sterbenden vollends tödten, gesunde Menschen jedoch nicht angreifen.

Es giebt ferner *kamiṛi*, die in menschlicher Gestalt in den Hütten erscheinen, um sich an ihren Feinden zu rächen. Diese sind ganz besonders gefürchtet, denn bei den fortwährenden Streitigkeiten der einzelnen Dorfgemeinden mit einander, den Verhexungen, deren sie sich gegenseitig beschuldigen, fehlt es nie an Anlässen zu supponirtem Eingreifen solcher gespenstiger Wesen. Die Vorstellung liegt der merkwürdigen Begrüssungsceremonie zu Grunde, mit welcher Angehörige fremder Dörfer auch die zu friedlichem Besuche Eingeladenen empfangen werden. Die Gäste stürmen plötzlich unter lautem Geschrei mit gespanntem Bogen und schussfertigem Gewehr in die Hütte und bedrohen ihre Wirthe, die ihnen in derselben Weise gerüstet entgegentreten. Endlich stehen sich beide Parteien, drohend Aug' in Auge, die Schusswaffen im Anschlag einander gegenüber. Es tritt eine lange unheimliche Stille ein. Der Sprecher der Fremden macht Friedensvorschläge und giebt sich als Freund zu erkennen: .... „ich bin kein *kamiṛi*, ich bin nicht gekommen euch zu tödten u. s. w.". Alles dieses wird von der Gegenparthei bestritten. Endlich nach halbstündiger Wechselrede einigt man sich, die Waffen werden bei Seite gestellt, und die Ceremonie ist damit beendet.

„Der zu Grunde liegende Gedanke scheint folgender zu sein. Ein Fremder kommt entweder als Feind oder als Freund. Im ersteren Falle dringt er unvermuthet, nachdem seine Leute das Haus umstellt haben, in die Hütte ein und greift ohne ein Wort zu sagen, die Bewohner an, die auf alle Fälle zur Vertheidigung gerüstet sein müssen. Kommt er als Freund oder geladener Gast, so liegt doch die Möglichkeit vor, dass man es nur mit einem feindlichen *kamiṛi*, besonders dem Geist eines Ermordeten zu thun hat, der die Gestalt des Erwarteten annahm, um sich an seinen Mördern zu rächen. Ein solcher Fall sollte kurze Zeit vor Ehrenreich's Ankunft stattgefunden haben. Ein Jipurina hatte seinen Vater ermordet und war von dessen plötzlich in die Hütte eindringenden *kamiṛi* mit Keulenschlägen getödtet worden.

Da ein Spukgeist stets lautlos sich zu nähern sucht, so bekunden sich die Fremden durch lautes Geschrei und heftige Geberden als Wesen von Fleisch und Blut" [1]).

Der Indianer Britisch Guayanas, besonders der Makuschi glaubt, dass es in seiner Umgebung fortwährend von Geistern wimmele; daher ist es kein Wunder, dass er sich aus Furcht nicht leicht dazu entschliesst, ohne einen Feuerbrand mit zu nehmen, sich von seiner Hütte weg in die Dunkelheit der Nacht zu begeben. Nach der Vorstellung dieser Indianer besteht alles sichtbare Wesen, also auch der Mensch, aus einem Körper und einem Geist. Der letztere lebt nach dem Tode in anderer Weise fort. In ihrer Beziehung zu den geistigen Wesen unterscheiden die Guayana-Stämme gute und böse

[1]) Ehrenreich, Beiträge, S. 67/68.

Geister, von denen die letzteren fortwährend das Bestreben haben, den Menschen und anderen Geschöpfen Leid zuzufügen, während die ersteren sich mehr passiv verhalten. Deshalb nimmt der Indianer alles Gute, was ihm zu Theil wird, als selbstverständlich oder als das Resultat seiner eignen Handlungsweise entgegen, betrachtet aber andererseits alles Uebel als zugefügt von übelwollenden Geistern; er hat also keinen Grund, sich die Gunst der guten Geister zu erwerben, wohl aber alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der bösen auf ihn lenken könnte [1]). Diese schadenfrohen Geister die dem Indianer als die Quelle alles Bösen, Krankheit, Tod, Hungersnoth, überhaupt jedes Unglücks des Lebens gelten, deren einzige Freude darin besteht, jedes Ungemach über das Geschlecht der Menschen zu verhängen, werden von den einzelnen Stämmen mit verschiedenen Namen bezeichnet. Bei den Warraus und Arawaken heissen sie „*Yawahu*" bei den Arekunas „*hori*" und bei den Makuschi „*hori-uch*" [2]). Da die Arawaken diesen *Yawahus* alle unglücklichen Zufälle des Lebens zuschreiben, so „richten sie" auch an diese „ihr Gebet" und suchen in Widerwärtigkeiten allerlei Mittel vorzukehren, um ihren Zorn abzuwenden oder zu besänftigen [3]).

Die Guaycuru glauben an ein anderes Wesen, das sie *nanigogigo* heissen. Diesem schreiben sie allerlei Fatalitäten zu, die ihnen begegnen. Nur die Seelen der Häuptlinge und Zauberer gelangen in das Jenseits, die Seelen der gewöhnlichen Sterblichen schweben in der Nähe der Gräber herum und halten Wache, wobei sie von dem *nanigogigo*, — mit welchem Namen also wohl überhaupt der Geist eines Verstorbenen bezeichnet wird —, unterstützt werden. Sie sind auch überzeugt, dass dieser *nanigogigo* mit den Zauberern und Aerzten, den *Onequenitos*, im Einverständnisse sei [4]). Der Glaube an Gespenster ist allen chilenischen Stämmen eigen; die nächsten Anverwandten werden von den Ueberlebenden am meisten gefürchtet, und ihnen vor allem die Neigung zugetraut, durch Wiederkehr in einer schrecklichen Gestalt die irdische Ruhe zu stören [5]). Bei den Araukanern erscheinen Geister, die ihre Gräber verlassen haben, auf den Gipfeln der Berge oder tanzen auf den Wiesen und zeigen den nahen Tod eines Indianers an [6]). Ein Mahl beginnen die Manzaneros mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit niemals, ohne erst Fleischbrühe oder ein kleines Stück Fleisch auf die Erde geworfen und gleichzeitig einen Zauberspruch gemurmelt zu haben, um die bösen Geister günstig zu stimmen [7]). Die Mauhé am Tapajoz glauben an die Macht böser Geister, denen sie auch den Tod zuschreiben [8]). Wie viele andere südamerikanische Stämme, verlassen die Puris in Folge gespensterartiger Furcht die Hütte, worin sie ihre Verwandten begraben haben, geben dem Leichnam Victualien, gleichsam als eine Wegzehrung mit und scheuen sich, den letzten Ruheort der Todten zu stören, aus Besorgnis, dass diese ihnen sonst erscheinen und sie quälen möchten [9]). Nach der Meinung der Tehuelchen sind die Seelen der Verstorbenen böse Geister, *Gualichu*, *Valichu*, denen man jedes Uebel und unangenehme Ereignis zuschreibt, besonders gilt dies von den Seelen der Zauberer [10]). Die Geister, die immer rührig und heimtückisch sind und immer auf der Lauer stehen um Unheil anzustiften, geneigt zu

---

1) Globus, Bd. 46, S. 25 (Nach Everard im Thurn).
2) Appun im Ausland 1872, S. 684. 1871, S. 160.
3) E. Bancroft: Naturgeschichte von Guayana, Frankfurt und Leipzig 1769, S. 191.
4) Verhandl. d. berl. Ges. f. Anthr. Ethn. u. Urgesch. 1891, S. 25.
5) E. Pöppig: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. Leipzig 1835. Bd. I. S. 393.
6) Müller, S. 261. 7) Musters, a. a. O., S. 255. 8) Martius, Reise III, S. 1321.
9) Ebenda, I, S. 384. 10) Müller, S. 261.

machen und zu vertreiben, ist das Amt des Medizinmannes. Im Lager stellt sich der *Gualichu* ausserhalb der Rückseite des *Toldo* (Zeltes), wo er auf eine Gelegenheit wartet, die Insassen zu belästigen, und wird vermeintlich durch die Zauberformeln des Doktors in Ruhe erhalten. Der Doktor besitzt aber nicht nur die Macht, den *Gualichu* zu bannen, sondern kann ihn auch mit leibhaftigen Augen sehen [1]).

Auch die Pampas-Indianer nennen das Wesen, auf welches sie alles Uebel, zuweilen aber auch Gutes zurückführen, *Gualichu* oder *Arraken.* Wo sie es nahe glauben, bemühen sie sich, es durch kriegerischen Lärm aller Art zu verscheuchen [2]). Von den Abiponern werden Krankheiten auf die Wirksamkeit böser Geister zurückgeführt [3]).

Die Jagans auf Feuerland glauben an die Existenz von Dämonen, welche sie *Ualapatu* nennen. Es sind dieselben, welche anderswo *Catchpick* heissen, unsichtbare, bösartige Wesen, die sich nur zeigen, um Unheil anzustiften. Wer sie sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Robbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird. Glauben sie dieselbe in stiller Nacht gehört zu haben, so erfasst sie eine wahnwitzige Angst, sie verrammeln sorgsam jede Öffnung der Hütte und warten die Waffen in der Hand sitzend am Feuer den Morgen ab; dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten sich nach einer anderen Insel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hetzt sie mehrere Nächte lang, bis sie endlich vor Erschöpfung in einen tiefen traumlosen Schlaf fallen [4]).

Die Seele des Zauberarztes besonders gefürchtet. — Wie der Medizinmann schon im Leben sich durch seine unheimlichen, übernatürlichen Kräfte auszeichnet, die er sowohl zum Nutzen, als auch besonders zum Schaden seiner Mitmenschen gebrauchen kann, so ist auch seine Seele nach dem Tode vor allen anderen Geistern als böser Dämon gefürchtet, und jedermann hütet sich wohl, sie zu beleidigen und dadurch zur Rache anzuspornen.

Die Bororó halten ein Meteor für die Seele eines *Bari*, eines Zauberarztes, die plötzlich auftaucht, um dem Stamme mitzutheilen, dass er „Jägerfleisch" haben wolle und einem von ihnen Dysenterie schicken werde. Durch feierliche Ceremonien, indem die *Baris* in heftiger Aufregung zum Himmel hinauf prusten, mit drohender, schreckhafter Stimme einzelne Worte schreien und sich durch ununterbrochenes Rauchen in Ekstase versetzen, sucht man das Unheil abzuwenden und den erzürnten Geist zu versöhnen [5]).

Besonders zur Nachtzeit fürchtet sich der Indianer sehr vor diesen spukenden Zaubererseelen; er betrachtet ihr Erscheinen als böses Omen und bringt damit meist ein kommendes Unheil in Verbindung. Alle ihm unerklärlichen Laute schreibt er diesen Geistern zu.

Auf seiner Reise in die Tumuc-humac-Gebirge im Jahre 1888 verirrte sich Coudreau mit seinen Begleitern und musste im dichten Urwald kampieren. Mitten in der Nacht wurde er durch ein unheimliches Stöhnen, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte, aus dem Schlafe geweckt. Sein Begleiter Tuiri, ein Rukujenne-Indianer, bedeutete dem Reisenden mit unheilverkündendem Tone: „Das ist *Yolock* (der böse Geist), der da schreit. Schlimmes Vorzeichen. Oder es ist die Seele eines alten *Acoqua Piaje*". Und am folgenden Tage fiel Tuiri einer grossen Wasserschlange zum Opfer [6]).

Nach der Vorstellung der Rukuyenne (Wayana) erheben sich die Seelen der gewöhnlichen Menschen, deren Leichnam verbrannt wird, zum Himmel. Bei den *Piays*

[1]) Musters, S. 193.
[2]) Waitz, III, S. 500. [3]) Ebenda, III, S. 476. [4]) Globus 49, S. 39. [5]) v. d. Steinen, S. 514 f.
[6]) H. Coudrean: Chez nos Indiens, in: Le Tour du monde 1892. I. Sem p. 55; Globus: 61, S. 297.

aber, deren Körper dem Feuer niemals übergeben, sondern an der Luft ausgetrocknet und so aufbewahrt werden, bleibt die Seele mit dem Leichnam verbunden. „L'esprit et la matière restent dans la fosse, où ils sont visités par les piays, et par des bêtes et des hommes, qui viennent les consulter" [1]. Es ist deshalb äusserst gefährlich in die Nähe des Grabes zu gehen und durch lautes Sprechen etc. die Ruhe des todten Zauberers zu stören, dessen Geist jede Kränkung unnachsichtig an dem Frevler rächt. Als Crevaux während seiner Reise auf dem Paru an einem von den Einwohnern verlassenen Dorfe vorbeikam, in dem ein mächtiger Zauberarzt begraben lag, wagten seine indianischen Begleiter vor Angst nicht ein Wort zu reden; langsam und geräuschlos wurden die Ruder durch das Wasser bewegt und erst als man den gefürchteten Ort seit Stunden im Rücken hatte, konnte der Reisende von den geängstigten Leuten eine laute und verständliche Auskunft über die schreckliche Gefahr erhalten, die ihnen von dem Geist des Verstorbenen gedroht hätte, wenn sie unvorsichtigerweise bei dem Dorfe gelandet wären und dadurch die Ruhe des Todten gestört hatten [2].

Ein ähnliches Erlebnis, das für ihn leicht unangenehme Folgen hätte haben können, hatte Coudreau. In der Nähe des Palilipan-Baches, eines direkten Zuflusses des Maruini fand er in einer seit längerer Zeit verlassenen Hütte das Skelet eines früheren mächtigen Rukuyenne-Zauberarztes in der Hängematte liegend; eine Bestattungsweise, die sich bei den Rukuyenne — wie wir bereits oben erwähnt haben — auf die *Piajes* beschränkt. Der Reisende hätte das Gerippe gern mitgenommen, „aber die Indianer, die erst jetzt das Vorgefallene bemerken, nähern sich drohenden Blickes mit gespanntem Bogen, und nun erkennt er, dass er sich einer Grabschändung schuldig gemacht hat. Die Indianer sind sehr erregt, denn sie wissen, wenn das Verbrechen nicht sofort gesühnt wird, so geht der Geist des todten Kriegers um und mordet vor Ende des Jahres alle Rukuyennekinder. Um seinen Zorn und seine Rache zu beschwören, müssen die Gebeine sofort im Walde, fern von den Blicken des ruchlosen Weissen beerdigt und dann im Dorfe auf sein Wohl ein grosses *Kaschiri* gefeiert werden" [3].

Gleiche Scheu vor den Gräbern der Zauberärzte beobachtete d'Orbigny bei den Puelchen: „Leurs devins (*Calmelache*) également médecins sont tellement redoutés, qu'après leur mort un Puelche ne passe qu'en silence au pied de leur tombe, dans la crainte de les réveiller" [4].

Die Furcht vor den Gräbern. — Furcht vor der Rache des Todtengeistes ist es also, die den Indianer bestimmt, die Gräber seiner verstorbenen Vorfahren zu verehren und streng darauf zu achten, dass deren Ruhe in keiner Weise gestört werde. Nur ganz heimlich kann deshalb der Anthropologe wagen, sich Skelette für seine Sammlungen zu verschaffen, da ihn jede Entdeckung von Seiten der Indianer den grössten Gefahren aussetzen würde.

Von den Ranqueles der Argentinischen Pampas werden die Gräber heilig gehalten und keine Handlung gilt ihnen für verabscheuungswürdiger als die Grabschändung [5]. Bei den Karipunas fand Keller-Leuzinger in einem Versammlungshause eine Reihe Gräber, in denen die Leichen in grossen Urnen beigesetzt waren. „An ein Ausgraben der *Jgaçabas*(Urnen), schreibt der Reisende, war natürlich nicht zu denken. Ohne

[1] J. Creveaux: a. a. O., S. 298; Globus: 40, S. 273.
[2] Ebenda. [3] Le Tour du monde 1892, I. p. 22; Globus, 61, S. 294. [4] L'homme américain, p. 223.
[5] Globus, 25, S. 280.

hin betrachten die Karipunas, gleich anderen Stämmen, die geringsten Dinge, welche nähere Beziehung auf die Todten haben, mit ehrfurchtsvoller Scheu[1]. Als Humboldt aus der Todtenhöhle von Ataruipe am Atures-Fall des Orinoko einige Skelette mitnahm und unter seinem Gepäck verbarg, wurde dies doch von seinen indianischen Begleitern bemerkt, die über diese Grabesschändung erzürnt waren und fortan mit abergläubischer Furcht das unheimliche Gepäck des Reisenden betrachteten[2].

Bei den Makuschi wird das Grab stets als heilig betrachtet[3]. Nur mit äusserster Vorsicht konnte sich Schomburgk im Makuschi-Dorfe Pirara in Besitz einiger Schädel und Skelette setzen, da die Entdeckung eines solchen Schädels unter seinen Sammlungen oder gar das Betreffen bei dem Ausgraben ihm „die treuergebenen Menschen", wie er selbst sagt, für immer verfeindet, ja sogar rachedürstige Verfolgung nach sich gezogen haben würde.[4] Aehnlich erging es Crevaux, als er sich nächtlicher Weile einiger Todtensärge der Guaraunos bemächtigte.[5] Und Chaffanjon verlor auf seiner Reise an den Cauca bei dem Versuche ein Guagnungomo-Skelet für seine Sammlung zu erbeuten, beinahe das Leben, während sein Begleiter von den erzürnten Indianern, die ihn bei der Exhumirung überrascht hatten, getödtet wurde.[6]

Der Aufenthalt des Geistes in den Todtengebeinen. — Aus allen diesen Beispielen, die uns die furchtsame Scheu des Indianers vor den Gräbern seiner Vorfahren beweisen, geht hervor, dass nach der Meinung des Indianers zwischen Körper und Seele auch nach dem Tode eine innige Association besteht. Der Wilde der sich die menschliche Seele nicht unkörperlich vorstellen kann, nimmt an, dass der Geist des Todten für seine irdische Hülle eine grosse Anhänglichkeit hat und gern in diese zurückkehrt. Dem Leichnam und besonders den Knochen, die nach der Verwesung des Fleisches allein von dem Menschen übrig bleiben, haftet also immer etwas von dem Geist des Menschen an. Eine Profanierung der Gebeine oder auch nur ihres Ruheplatzes beleidigt deshalb den Geist des Verstorbenen und treibt ihn zur Rache gegen den Uebelthäter, während man umgekehrt durch eine Verehrung der irdischen Reste der Vorfahren deren Geist für sich gewinnen kann. Das Hauptmotiv des Ahnenkults ist also die Furcht.

Coudreau erzählt von einem Macus am Rio-Negro, der die Gebeine seiner verstorbenen Frau nach der Sitte seines Stammes in einem Todtenkorb aufbewahrte und sich mit diesen Reliquien in die Tiefe der Wälder zurückzog: „Il passait ses journées à jouer avec les fémurs de sa chère défunte, persuadé que, tant qu'il ne cesserait d'être fidèle à la carcasse désarticulée de sa tendre moitié il ne mourrait jamais lui-même."[7] Die Bewohner der Landschaft Vallis Tunia in Venezuela gebrauchten „in den Kriegen und Zügen" „für Feldtzeichen und Fähnlein etlicher fürnemmer Männer / die sich in Kriegen Männlich und Ritterlich haben gehalten / Gebein / welche sie an lange Rohr hencken / damit sie die andern zur Mannhaftigkeit und Beständigkeit anreitzen / dass sie den Feindt hertzhafftig angreiffen".[8] Auch die Inselkaraiben bewahrten, wie wir bereits oben erwähnt haben, die irdischen Reste ihrer Vorfahren sorgfältig und verehrten sie als die Wohnsitze der Geister, die ihnen daraus antworteten.[9] Bei den Ranqueles werden die Skelette der

[1] Ebenda, S. 264. [2] Humboldt, Reise V, S. 41. [3] Globus, 46, S. 24 nach im Thurn.
[4] Rich. Schomburgk: Reisen in Britisch Guiana Leipzig, 1848. II S. 305.
[5] Globus: 43, S. 8. (Vergl. auch Ehrenreich: Südamerikanische Stromfahrten. Globus 62, S. 37 & 331.)
[6] J. Chaffanjon: L'Orénoque et le Caura. Paris 1889 p. 106.
[7] H. Coudreau: II p. 172. [8] Petrus Martyr: S. 109. [9] Rochefort: II, S. 342.

verstorbenen Angehörigen alle zwei bis drei Jahre an einem anderen Orte untergebracht, stets in der Nähe der Familie.[1])

Diese Sorge, den Todten in der Heimath unter seinen Angehörigen zu bestatten, damit sein Geist nicht gezwungen ist, in der Fremde umher zu irren, findet sich bei vielen Stämmen.

Die Abiponer sind stets darauf bedacht, die in der Schlacht Gefallenen mitzunehmen, um sie in ihrer Heimath gebührend zu begraben. Da ihnen aber die Fortschaffung des Leichnams auf ihren oft sehr weiten Zügen zu beschwerlich fallen würde, so ziehen sie ihm das Fleisch von den Knochen und begraben es an einem gleichgültigen Orte. Aber die Gebeine verwahren sie gewissenhaft und begraben sie im Vaterlande unter dem gehörigen Gepränge. Sie führen die Gebeine bisweilen viele Meilen weit mit sich, „bis sie ihnen zuletzt unter den Ueberresten ihrer Voreltern einen Ruheplatz anweisen." Auch begnügen sie sich nicht mit dem ersten besten Grabe, sondern sorgen eifrig dafür, dass die Söhne zu ihren Vätern, die Weiber zu ihren Männern und die Enkel zu ihren Grossvätern begraben werden, und dass also jede Familie ein eignes Begräbnis habe.[2]) „Die Gebeine der Zauberärzte tragen die Abiponer auf ihren Zügen mit sich und verwahren sie, wie die Katholiken die Gebeine ihrer Heiligen."[3])

Wie uns ein Jesuitenpater des vorigen Jahrhunderts berichtet, bestand bei den Palikurs die Sitte „die ausser ihrem Vaterland verschiedenen in ihre Geburtsstadt, als welche sie allein vor ihr wahrhaftes Vaterland hielten, zu überbringen.[4])

Als einst ein Häuptling der Mauhé aus der unteren Provinz nach seiner *Malloca* (Dorf) zurückkehrend unterwegs starb, theilten seine Begleiter den Leichnam unterhalb der Rippen in zwei Hälften und brachten den Rumpf gedörrt mit in die Heimath zurück.[5])

Da die Geister der Verstorbenen an die Gebeine gebunden sind und sich gern in ihnen aufhalten, so sind viele Stämme sorgfältig bemüht, den Seelen ihrer Todten eine würdige Behausung zu verschaffen. Die Kulturvölker Südamerikas, die Peruaner und Chibchas balsamierten die Leichen ein und sicherten diesen dadurch einen langen Bestand. Die Gräber der Vorfahren und ihre Mumien genossen als die Wohnsitze der Geister eine tiefe Verehrung.[6]) Die Bewohner von Cumana, Paria nnd anderen Gegenden trockneten die todten Körper am langsamen Feuer, bewahrten sie in einem besonderen Zimmer auf und hielten sie, gleichsam wie ihre Hausgötter, in hohen Ehren.[7]) Ueber einen grossen Theil Südamerikas ist noch heute die Sitte verbreitet, das Fleisch der Leichen verwesen zu lassen und die gereinigten und oft schön verzierten Gebeine in der Nähe des Wohnsitzes der Hinterbliebenen beizusetzen, in der Hoffnung von den Geistern der Vorfahren Rath und Hülfe zu erlangen.

Mit dem Glauben, dass die Gebeine der zeitweilige Sitz des Todtengeistes sind, hängt auch das alljährlich wiederkehrende Todtenfest zusammen, der einzige Verkehr, zu dem sich die Verwandtschaft mit dem Todten für verpflichtet hält. Eine solche Feier, zu der die Ueberreste der Vorfahren von den Angehörigen mitgebracht werden, wird uns von den Chimus[8]) und den Indianern von Britisch-Guayana[9]) bezeugt.

Unheimliche Orte und Gegenstände als Aufenthaltsorte der Geister. — Wenn nun auch

[1]) Globus, Bd. 65, S. 396. [2]) Aufsätze, S. 83 f. [3]) Ebenda, S. 31.
[4]) Allerhand u. s. w. IV. N°. 638. S. 119. [5]) Martius: Reise III, S. 1319. [6]) Waitz IV, S. 454.
[7]) Petrus Martyr: S. 321—376. — Waitz: III, S. 387.
[8]) Globus: 33, S. 91. — Squier: Peru. Dtsch. v. Schmick, Leipzig, 1883. S. 230. — Cronau: Amerika. I, S. 89.
[9]) H. Bolingbroke: Reise nach dem Demerary etc. I; a. d. Engl. Leipzig, 1812. S. 104.

nach der Vorstellung der Indianer die Todtengeister die Gebeine und Begräbnisplätze als natürlichste und nächstliegende Aufenthaltsorte bevorzugen, so beschränken sie sich doch nicht auf diese Behausung, sondern beleben, dem menschlichen Auge unsichtbar, die ganze Natur. Alles, was dem Indianer seltsam und unerklärlich erscheint und ihm Furcht einflösst, z. B. unheimliche, besonders zur Nachtzeit vernommene Laute, grotesk geformte Felsen und Berge, merkwürdige Pflanzen und Baumgruppen im Düster des Urwaldes u. s. w., wird von ihm mit Geistern in Beziehung gebracht.

Martius erzählt uns von der furchtsamen Scheu, die einer seiner indianischen Begleiter vom Stamme der Catauixis auf seinen Urwaldexkursionen zeigte. Jeder krumme Ast oder abgestorbene Baumstrunk, jede seltsame Verschlingung von Sipôs erschreckten ihn. [1]) Die alten Peruaner glaubten Quellen und Flüsse, Felsen und Berge, selbst Thiere, Pflanzen und alle ungewöhnlich gestalteten Gegenstände von Geistern beseelt. [2]) Alle Stämme Surinams glauben an Geister und Dämonen, die Felsen oder Berge von besonderer Form bewohnen, welche die Indianer nie betreten. Sie schreiben ihnen Krankheiten, Missernten, kurz alles Uebel, das sie trifft, zu. [3]) Um besonders auf Flussfahrten, bei Passierung von Katarakten oder seltsam geformten Felsen, die die Indianer von Britisch Guayana als den Sitz böser Geisten fürchten, den schädlichen Einwirkungen der letzteren vorzubeugen, reiben sie sich, kurz bevor sie diese gefürchteten Orte erreichen, mit dem Saft von Capsicumfrüchten (rothem Pfeffer) die Augen, ein äusserst schmerzhaftes Verfahren, das ausserdem der sicheren Führung des Bootes gerade bei den gefährlichen Passagen äusserst hinderlich ist, da sie lange Zeit wegen des, durch den scharfen Saft verursachten gewaltigen Schmerzes die Augen nicht öffnen können. [4]) Dasselbe Verfahren wenden die Indianer an beim ersten Anblick eines fremden Ortes und jedesmal, wenn sie einen der in Guayana ziemlich zahlreichen, mit Skulpturen versehenen Felsen zu Gesicht bekommen, um die Missgunst der hier hausenden Geister von sich abzuwenden. Ausserdem wird der Name der verhängnisvollen Stelle nicht genannt und da in Folge der heftigen Augenreizung es dem Indianer nicht möglich ist, etwas davon zu sehen, so mag er dieselben Beweggründe dabei haben, wie der Vogel Strauss, der angeblich sich dem Jäger dadurch verbirgt, dass er seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger selbst nicht zu sehen. [5]) Die Tehuelchen sind von dem Vorhandensein vieler bösen Geister (*Gualichu*) überzeugt, die in unterirdischen Wohnungen, unter gewissen Wäldern, Flüssen und eigenthümlich gestalteten Felsen hausen sollen. Musters wunderte sich sehr, als er die Indianer diese Gegenstände grüssen sah, indem sie die Hand an den Kopf legten und eine Beschwörung murmelten und glaubte lange Zeit, sie legten nur Bewunderung vor dem Werke des Schöpfers an den Tag; später jedoch erfuhr er, dass sie dadurch die Geister jener Orte, die für die Geister verstorbener Mitglieder der medizinischen Fakultät gehalten werden, für sich zu gewinnen suchten. Die Macht dieser Geister beschränkt sich indes auf die Distrikte, die an ihre Wohnungen stossen. [6])

[1]) Reise: III, S. 1108. [2]) Waitz: IV, S. 453. [3]) Kappler: Surinam. Stuttgart, 1887, S. 242.
[4]) Appun im Ausland. 1872, S. 886.
[5]) Globus: 46, S. 25. (Nach Everard im Thurn), vergl. auch Rich. Schomburgk: Reisen II, S. 346 u. a.
[6]) Musters, S. 194.

IV. DIE SEELE ALS URSACHE VON KRANKHEIT UND TOD UND SCHUTZMAASSREGELN DAGEGEN.

Wir haben nun gesehen, wie die menschliche Seele nach ihrer Trennung vom Körper zu einem umherschweifenden Geist wird, der infolge seines bösen Charakters und seiner übernatürlichen Gewalt stets bemüht und befähigt ist Unheil anzurichten. Inwieweit auf diesem Glauben die Vorstellungen der Indianer von den Ursachen der Krankheit und des Todes beruhen, und welche Schutzmaassregeln der Wilde gegen die Krankheitsbringer anwendet, wollen wir jetzt betrachten.

Hexenmeister ist die Ursache von Krankheit und Tod. — Wie schon kurz angedeutet wurde, führt wohl kein Stamm Südamerikas Krankheit und Tod auf natürliche Ursachen zurück. Beides ist das Werk eines Feindes, meist eines Zauberarztes. „Wo der Indianer", sagt MARTIUS (III, S. 1108), „von langsam wirkenden feindlichen Kräften ergriffen und überwältigt wird, wo das Uebel nicht plötzlich, gleichsam elementarisch und geisterhaft wirkend hereinbricht, da hat eher die schwarze Kunst eines erzürnten *Piaje* gewirkt." Der Indianer fühlt sich unwohl, empfindet Schmerzen. Eine sichtbare Ursache dazu ist nicht da. Folglich muss er von einem anderen Menschen behext, vergiftet worden sein (vergl. auch den Glauben der Mataco: BALDRICH, S. 242), dass dieser Missethäter meist in einem Medizinmann gesucht wird, darf nicht Wunder nehmen. Der Zauberarzt, von Natur schon mit übermenschlichen Kräften begabt, versetzt sich künstlich in Narkose, in der er nach seinem Glauben alles leisten kann, was er will, folglich auch mit leichter Mühe und auf weite Entfernung hin seinen Feind zu tödten vermag. Der Indianer, der diese Macht des *Piaje* kennt und vielleicht selbst schon dessen Hilfe zur Vernichtung eines Gegners in Anspruch genommen hat, schliesst bei der Krankheit eines lieben Angehörigen umgekehrt auf den Racheakt eines fremden Feindes. Fast nie sucht man den „Mörder" unter den eignen Dorfgenossen, denen man naturgemäss eine solche Schlechtigkeit nicht zutraut. Ein Angehöriger des benachbarten, häufig feindlichen Stammes hat die schändliche That verübt. Die Entfernung spielt nach den obigen Voraussetzungen keine Rolle. Die Inselkaraiben glaubten an die Existenz böser Zauberer, „welche wie sie sagen / sie bezauberen und allerhand gefährliche und tötliche Uebel auff sie bringen / und wann sie diejenige ertappen können / die sie vor dergleichen Leuthe halten / so töden sie dieselbe; welches sie sich dann offt zum Schein bedienen / ihrer Feinde dadurch loss zu werden." [1]) Nach der Annahme der Bakairi sind alle Krankheiten durch Hexerei verursacht. „Es soll Leute geben", sagte ANTONIO, „die den Medizinmännern auftragen, ihre Feinde zu vergiften". [2]) Dieses Vergiften geschieht durch Wirkung in die Ferne. Mag der Medizinmann nun etwas vom Leibe des Feindes, wie Haar, Blut u. s. w. vergiften, oder nur das Gift in die Nähe seines Opfers bringen, indem er ein Baumzweiglein oder Wollfädchen mit dem Gifte tränkt und heimlich nach dem Verfolgten wirft, [3]) die Hauptsache dabei ist der feste Glaube an die übernatürliche Kraft des Zauberarztes, der in dem Zustand starker Erregung in der Entfernung kein Hindernis sieht. Nur aussen, in einem bösen Streich, sucht der Bakairi die Ursache des Todes. Gäbe es nur gute Menschen, so gäbe es weder Krankheit noch Sterben. Nichts weiss er von einem natürlichen Ablauf des Lebensprozesses. Deshalb stutzte ANTONIO als ihm

[1]) C. DE ROCHEFORT: II, S. 343. [2]) K. V. D. STEINEN, S. 344. [3]) K. V. D. STEINEN, S. 343

STEINEN im Verlauf der sprachlichen Aufnahme den Satz vorlegte: „Jedermann muss sterben." [1]) Die *Paressi* glauben, dass der Tod immer durch einen Hexenmeister hervorgerufen sei. [2]) Dasselbe nehmen nach EHRENREICH die Karayá an. [3]) Die Zauberärzte der Abiponer redeten ihren Stammesgenossen ein, dass ihr Leben und Tod allein von den europäischen Priestern abhinge, und dass keiner von ihnen umkommen könne, wenn es nicht Priester und Spanier in Amerika gäbe. Diesen Grundsatz benutzten sie, theils um die Nation auf die Spanier und Missionare zu erbittern, theils um zuweilen einen anderen Zauberer, der es an Ansehen und Einfluss weitergebracht hatte als die übrigen, aus dem Wege zu schaffen. Wenn ein Abiponer starb, so sagte der neidische Zauberarzt zu den Anverwandten: „Der oder der Priester ist schuld an seinem Tode, ihr müsst euch rächen!" „Die Aufforderung aus dem Munde eines ehrwürdigen Priesters spornt sie zur Rache an, und der andere ist unwiederbringlich verloren." [4]) Aehnlich wird auch bei den Araukanern, und einigen Pampasstämmen jeder Todesfall, zumal wenn er nicht in hohem Alter eintritt, von Zauberei abgeleitet. Es ist die Aufgabe der Zauberärzte, sich mit der Geisterwelt in Verkehr zu setzen, um denjenigen zu ermitteln, der es dem Verstorbenen angethan hat, damit er zur Strafe erschlagen und mit seiner Familie und seinem ganzen Eigenthum verbrannt werde. [5]) Die Tehuelchen schreiben die Kunst des Hexens nicht allein ihren Medizinmännern zu, jeder Mensch kann wegen des Verbrechens der Hexerei in Verdacht kommen, und es ist nichts Ungewöhnliches, dass Leute, wenn sie im Sterben liegen, ihren Tod jemandem namentlich zur Last legen, der dann von den Hinterbliebenen erschlagen wird. [6]) Auf ähnlichen Voraussetzungen beruht der *Kanaima*-Glaube und die damit verbundene Blutrache der Guayana-Stämme, worauf wir später näher eingehen werden.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir mehr Beispiele heranziehen. Mit Recht sagt EHRENREICH: „Die allen Naturvölkern gemeinsame Anschauung, dass Krankheit und Tod etwas höchst Unnatürliches ist und nur durch Einwirkung feindlicher Mächte zu Stande kommt, welche allein der Zauberarzt zu bannen versteht, ist bei den Stämmen Südamerikas in so durchaus gleichartiger Weise herrschend, dass alles, was von einem Volke darüber bekannt ist, auch ohne Weiteres für die übrigen gilt." [7])

Die Seelen der Verstorbenen als Krankheitserreger. — Neben dem Glauben an das Wirken des Zauberarztes als Krankheits- und Todesursache finden wir häufig die Annahme vertreten, dass die Seelen Verstorbener als Krankheitserreger aufzufassen sind. Beide Ansichten beruhen auf gleicher psychologischer Grundlage, den Vorstellungen von der Macht und dem bösen Charakter der vom Körper getrennten Seele. Die Seele, die nur ungern und gezwungen den menschlichen Leib verlassen hat, sehnt sich nach einer ähnlichen Wohnung zurück. Eine richtige Erklärung dieses Glaubens giebt BARTELS, der sagt: „Wenn in dem Tode die Seele von dem Körper scheidet, so fliegt sie in vielen Fällen unstet in der Luft umher und ist eifrig bemüht, von Neuem in einem Körper sich eine andere Behausung zu suchen. Gelingt ihr dieses, so wird derjenige, der nun von ihr beseelt wird, in seinem ganzen körperlichen Gleichgewichte beeinträchtigt, — er wird krank." [8])

Nach dem Glauben der Tehuelchen sollen die *Gualichu*, die bösen Geister, deren es unzählige giebt, in die verschiedenen Theile des menschlichen Leibes eindringen und

[1]) Ebenda, S. 348. [2]) Ebenda, S. 434. [3]) Beiträge etc., S. 33. [4]) Aufsätze etc., S. 33.
[5]) WAITZ: III, S. 500, 519. — D'ORBIGNY, p. 184. — Globus, Bd. 25, S. 280. (Die Ranqueles-Indianer.
[6]) MUSTERS, S. 195. [7]) Beiträge etc., S. 33. [8]) BARTELS: a. a. O., S. 18.

Krankheit verursachen, zu deren Heilung man sich an den Zauberarzt wendet.[1] Wenn man mit offenem Munde schläft, gelangen nach der Meinung der Tschamakoko böse Geister in den Körper. So entstehen die Krankheiten. (Globus, 67, S. 329). Bei den Inselkaraiben waren es hauptsächlich die *Maboyas*, d. h. bösen Geister, die Krankheiten brachten: sie steckten, wie die Karaiben sagten, in den Krankheiten.[2] „So bald diese armen Wilden einiges Uebel oder Schmertzen empfinden / so glauben sie, dass es die Götter eines von ihren Feinden seyen / welche ihnen dieselbe zugeschickt haben; und nehmen ihre Zuflucht zu dem *Boyé* (dem Zauberarzte) / der alsdann seinen Geist umb Rath fraget / und sie berichtet / dass es der Gott dieses oder jenes seye / der ihnen diese Schmerzen verursachet habe. Und daher kommt der Hass und die Rachegierigkeit gegen die / von deren Götter sie so übel geplagt worden."[3]

Unter den „Göttern" sind unzweifelhaft die Geister der Vorfahren verstanden, die, wie die Karaiben glaubten, in grosser Anzahl sie umschwebten. Jeder hatte seinen eigenen „Gott", der ihm mit Rath und That zur Seite stand, seinen Feinden aber schadete.

Da nach den Vorstellungen der Indianer gewisse Thiere als Wohnungen böser Geister gelten und infolge dessen befähigt sind, den Menschen Schlimmes zuzufügen, so nehmen manche Stämme an, dass die Krankheiten den Thieren zuzuschreiben sind.

So glauben die Lules und ihre Zauberer, dass alle Krankheiten von einem bösen Thiere herrühren.[4] Nach der Ansicht der Manacicas entstehen die Krankheiten durch Thiergeister, die in den Leib des Kranken ihren Weg gefunden haben und ihn von innen zernagen.[5] Unter dem Thier haben wir wiederum nicht anderes zu verstehen, als den in dieser Gestalt verkörperten bösen Geist, der in den Leib des Menschen hineinfährt und ihn krank macht.

Der Kanaima-Glaube. — Mit diesen Vorstellungen, dass die Geister, die den Menschen beständig umschweben, als Unheilbringer und infolge dessen als Krankheits- und Todesursachen von dem Indianer gefürchtet werden, hängt eng zusammen der sogenannte *Kanaima*-Glaube, der sich fast bei allen Stämmen der Guayanas findet.

Versuchen wir im Folgenden darzulegen, was man unter dem *Kanaima*-Glauben versteht, und wie er psychologisch zu erklären ist.

Wie die meisten Stämme Südamerikas, so lassen auch die Guayana-Indianer keinen Todesfall der ohne sichtbare Ursachen eintritt, auf natürlichem Wege entstehen, sondern legen ihn, besonders wenn er sich in jungen Jahren ereignet, der Rachsucht oder Böswilligkeit eines Feindes zur Last. „Die Geschicke eines jeden Menschen", sagt Martius, „werden stets mit der ruchlosen Feindschaft eines anderen Menschen in Beziehung gesetzt"[6]. „Fragt man den Indianer", gleichviel welchen Stammes, „nach der Ursache des Todes des Verstorbenen, so ist man sicher, die Antwort zu erhalten: „Der *Kanaima* hat ihn getödtet", wobei stets der Name eines feindlichen Stammes, zu näherer Bezeichnung des Mordes beigefügt wird, als: der *Makuschi-Kanaima*, der *Arekuna-Kanaima* u. s. w." „Es beruht diese Behauptung auf dem Glauben der Indianer, (— den wir bereits oben ausführlich besprochen haben —), dass ihr Feind ihnen selbst aus weiter Entfernung, durch Zauberei — willkürliche Trennung der Seele vom Körper u. s. w. — schaden, sie krank machen und tödten könne, und der, welcher dies bewirkt, ist der „*Kanaima* des Todten". Fast immer

[1] Musters: a. a. O., S. 193. Ausland: 1888, S. 348. [2] Müller: a. a. O., S. 231.
[3] Rochefort, II, S. 343. [4] Müller, a. a. O., S. 256. [5] Waitz, III, S. 531.
[6] Martius, Beiträge, S. 651.

ist es der Angehörige eines fremden, feindlichen, oft fern wohnenden Stammes, dem der „Mord" zugeschrieben wird. — Nach dem Glauben der Makuschi, Atorai, Wapischiana ist stets der Arekuna-Kanaima die Ursache des Todes ihrer Stammesgenossen, da sie die Arekuna wegen ihres kriegerischen Charakters ungemein fürchten und öftere Feindseligkeiten mit ihnen zu bestehen haben. Umgekehrt fürchten die Arekuna sich wieder vor den Makuschi[1]). Auch die Wapischiana halten letztere für die gefährlichsten Giftmischer und *Kanaimas* und schreiben ihrer Bosheit jede Krankheit und jedes Unwohlsein zu[2]). Ja sogar auf ganze Stämme wird der Name „*Kanaima*" übertragen, so auf die Chiricummos und Cucoachis, Bewohner der Caírrid (Mond)- Gebirge, die bei ihren feindlichen Nachbarn wegen ihrer Grausamkeit im schlechtesten Rufe stehen[3]).

Tritt ein Todesfall in einem Dorfe ein, so wird der *Piay*, der mehr weiss wie andere Menschen, herbeigerufen, und dieser sucht nun durch gewisse geheimnisvolle Manipulationen[4]) die Person des Schuldigen zu entdecken. Dabei spielt die Rachsucht oder andere schlechte Motive häufig eine grosse Rolle. „Hat irgend jemand, Mann, Weib oder Kind, den Hass des gewaltigen Zauberers sich zugezogen, oder fühlt letzterer ein Verlangen nach der Frau irgend eines Indianers, dann bezeichnet er diesen als die Ursache des Todesfalles[5]). Daher kann es vorkommen, dass der *Kanaima* im eigenen Dorfe lebt"[6]).

Ein Anverwandter des Verstorbenen tritt nun als Bluträcher auf und verfolgt den Mörder und dessen ganze Familie, bis er deren Tod durch Gift oder in anderer hinterlistiger Weise herbeigeführt hat[7]). Dies geschieht meistens nächtlicher Weile, indem er häufig durch Wirkung in die Ferne dem Feinde zu schaden sucht und ihm langsam wirkendes Gift beibringt, ohne dass das Opfer etwas ahnt und sich wehren kann. [Schon Rochefort: a. a. O., II, S. 347/348 spricht von diesen Bluträchern der Festlands-Karaiben]. Auch diesen Bluträcher nennen die Indianer „*Kanaima*".

Da nun jeder Mensch beständig in Gefahr schwebt von einem Bluträcher, dessen Anverwandten er zufällig oder durch absichtliche Hexerei den Tod gebracht haben soll, heimlich hingemordet zu werden, so ist der Indianer allmählig dahin gekommen, alles Ungemach und Missgeschick, das ohne sichtbare Ursachen eintritt, also auch Krankheit und Tod einer Ursache zuzuschreiben, die er mit dem allgemeinen Worte „*Kanaima*" bezeichnet. Folglich sind für ihn auch die bösen Geister seines Glaubens, die bei Nacht umhergehen und den Menschen auf schreckliche und geheimnissvolle Weise ums Leben bringen „*Kanaimas*" d. h. Rächer für Kränkungen, die man sich gegen die Lebenden und Todten zu Schulden kommen lässt[8]); denn unter diesen bösen Geistern sind wohl immer die Seelen der Verstorbenen verstanden. Man scheut sich deshalb, den Namen „*Kanaima*" viel im Mund zu führen, offenbar um den bösen Geist nicht berbeizurufen.

Wie Appun wiederholt betont, liegt unter den Indianern selbst noch viel Dunkel über dem Begriff des Wortes „*Kanaima*", womit, wie wir gesehen haben, einmal eine individuelle Persönlichkeit, dann wieder ein böses unsichtbares Wesen, immer aber ein „Rächer" für bewusste und unbewusste Beleidigungen bezeichnet wird[9]).

Jeder Todesfall vor allem wird dem „*Kanaima*" zur Last gelegt. Er ist für den

[1]) Appun, im Ausland, 1869, S. 303, 304. — Globus: 46, S. 25 nach im Thurn.
[2]) Appun, im Ausland, 1871, S. 523. [3]) Coudreau: La France équinoxiale, II, S. 236.
[4]) Ausland: 1871, S. 159. 1872, S. 885. — Martius: Beiträge, S. 651.
[5]) Ausland: 1871. S. 159/160. [6]) Ebenda, 1872, S. 885. [7]) Ebenda, 1869, S. 303; 1871, S. 160 1872, S. 885. — Martius: a. a. O., I, S. 651. [8]) Ausland: 1869, S. 303. 1871, S. 760.
[9]) Vergl. Globus: 46, S. 25, nach im Thurn.

Indianer der Urgrund und Grund alles Bösen, ohne sich doch wieder als ein bestimmter persönlicher Dämon kund zu geben. Wir haben also wohl unter dem „*Kanaima*" einerseits die durch künstliche Mittel, durch Hexerei u. s. w. mit höheren Kräften ausgestattete Seele des Lebenden, andererseits den Geist eines Verstorbenen zu verstehen; in beiden Fällen ein Trugbild der erregten Sinne, das dem Indianer besonders bei Nacht in Träumen und Visionen erscheint, ihn unablässig als drückender Alp auf allen seinen Wegen, in all seinem Thun begleitet, vor dem er seine Hütte bei anbrechendem Abend verrammelt und dessen Nahen er in jedem ungewöhnlichen nächtlichen Geräusch, z. B. in dem klagenden Schrei des Ziegenmelkers zu erkennen glaubt [1]).

Krankenkur. — Wie der Medizinmann vermittels seiner übernatürlichen Kräfte Krankheiten verursachen kann, so vermag er auch umgekehrt Krankheiten zu heilen. Da alle Krankheiten nach dem Glauben des Indianers durch die Zauberkünste eines oft fernen Feindes erregt werden, so muss der *Piaje* versuchen, in kürzester Zeit zu diesem Feinde zu gelangen, ihn zu besiegen und unschädlich zu machen, um dadurch seinem Patienten Heilung zu bringen. Dies vermag er nur, indem er wieder die Narkose zu Hülfe nimmt, die ihn befähigt, alles zu leisten, was er will. Durch übermässiges Rauchen und Einnehmen starker Betäubungsmittel, durch stundenlanges Tanzen, Jammern und die eintönige Musik seiner Zauberinstrumente versetzt er sich zunächst in einen starken Sinnesrausch, in dem er zahlreiche Hallucinationen hat. Diesem folgt ein Zustand völliger Betäubung, der ihm ähnliche Traumbilder vorzaubert, die er dann beim Erwachen seinen staunenden Gläubigen, natürlich mit allen möglichen Ausschmückungen zum Besten giebt. Alles, was er in der Narkose erlebt hat, ist für den Indianer Wirklichkeit.

Die begleitenden Ceremonien, die der *Piaje* bei der eigentlichen Kur anwendet, um auf die Einbildungskraft seines Patienten und der theilnehmenden Verwandten zu wirken, sind bei allen Stämmen Südamerikas gleich, sodass es nicht nöthig ist, einzelne Beispiele aufzuzählen. Der Medizinmann schwingt die Zauberklapper, oft unter stundenlangem, monotonem Gesang, dessen Einförmigkeit er nur dadurch unterbricht, dass er dem Kranken ganze Wolken von Tabaksrauch ins Gesicht oder auf den krankhaften Körpertheil bläst und diesen letzteren streicht und drückt. Der ganze Lärm, das Beräuchern und die sich dauernd wiederholenden, gleichförmigen Bewegungen des Arztes müssen eine Wirkung auf den Patienten ausüben, welche wir nur als eine hypnotisierende zu bezeichnen vermögen [2]). Zum Schlusse saugt er mit dem Munde heftig an der schmerzhaften Stelle des kranken Körpers und bringt nach einiger Zeit Knochen, Gräten, Dornen, Muschelschalen, Holzstückchen, oft sogar Käfer, Raupen, Tausendfüsse u. s. w. aus dem Munde zum Vorschein, die angeblich in dem Körper des Kranken befindlich waren, worauf die Einbildung den Patienten vollends kuriert [3]).

Schon Petrus Martyr spricht von diesen Betrügereien der Zauberärzte bei den Eingeborenen Hispaniolas [4]). In dieser Weise verfährt der schlaue Zauberarzt meist nur dann, wenn der Fall leicht ist, oder der Kranke bereits auf dem Wege der Besserung sich befindet. Ein Fehlschlagen seiner ärztlichen Behandlung würde ihn um sein Ansehen

[1]) Ausland, 1872, S. 884. [2]) Dr. M. Bartels, a. a. O., S. 126.

[3]) Appun: im Ausland 1871, S. 159. — Martius, Beiträge I., S. 587. — Bartels, a. a. O., S. 184. — K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 345. [In dieser Weise wurde ich auf der zweiten Meyer'schen Schingú-Expedition von einem Zauberarzte der Kamayurá-Indianer bei einem heftigen Malaria-Anfall behandelt. Mein Begleiter, ein Deutsch-Riograndenser, glaubte fest an die Wirksamkeit dieser Kur.]

[4]) A. a. O., S. 344 f. Ebenso Rochefort, von den Inselkaraiben.

bringen und ihn vielleicht in Todesgefahr versetzen, indem die zärtlichen Verwandten ihm den Tod des Kranken zur Last legen würden.

Sieht der Arzt deshalb an untrüglichen Zeichen, dass er es mit einem Sterbenden zu thun hat, den seine Kunst nicht mehr retten kann, so zieht er sich — bei vielen Stämmen, z. B. bei den Rukuyenne in Französisch-Guayana[1]) — in seine Hütte zurück, erscheint nach einiger Zeit wieder unter seinen Stammesgenossen und zeigt ihnen einen mit Blut bedeckten Pfeil, mit dem er angeblich den fernen Feind, der den unabwendbaren Tod des Kranken verschuldet habe, — in der Narkose — erreicht und getödtet hat.

Die Narkose bei der Krankenkur. — Auch bei der Krankenbehandlung spielt nämlich die Narkose eine grosse Rolle. Der Medizinmann versetzt sich in einen narkotischen Zustand, in dem er eine unbegrenzte Macht hat. Kein Mensch zweifelt an der Wirklichkeit seiner Thaten. Auch der Kranke wird durch das Beräuchern und alle möglichen Manipulationen hypnotisiert und dadurch den Einwirkungen des Zauberarztes gefügiger gemacht.

Der *Piaje* der Manaos wird durch den Saft von Tabak und anderen scharfen Pflanzen, den er sich in die Augen giesst, befähigt die ärztliche Praxis auszuüben und bei gewissen Vorkommnissen Rath zu ertheilen. Er beobachtet und erzählt seine Träume und deutet die Anderer. Bei seinen Kuren bläst er aus einer mächtigen spannen-, ja fusslangen Cigarre dichte Rauchwolken, mit denen er den Kranken anräuchert[2]). Auch bei den Wapischiana ist der Tabak nicht bloss ein Genuss-, sondern auch Heilmittel. Der *Piaje* bläst den Kranken mit Tabakrauch an, bestreicht ihn mit Tabaksaft und verwendet den Absud auf mehrfache Weise[3]). Die Zauberer der Guayanastämme, besonders der Arawaken, pflegen sich durch Genuss narkotischer Pulver und starkes Rauchen in eine Art wilder Ekstase zu versetzen, in der sie unverständliche, für die Zuhörer geheimnisvolle Worte ausstossen und die Kranken kurieren[4]). Bei den Bewohnern des Schingúquellgebiets ist der Medizinmann „um so stärker je mehr er vertragen kann." Er kennt allerlei Gifte, die berauschen, und gebraucht sie: Tabak, Schlingpflanzengifte u. a. — „Alles lauscht andächtig dem unverständlichen Zeug, das er während seiner Benommenheit zum Besten giebt, oder den seltsamen Erlebnissen, die er nach dem Erwachen aus tiefer Narkose von seinen Schatten berichtet." Der Auetö-Häuptling, — der bei den Nachbarstämmen als besonders grosser Zauberer galt, — hatte schon Pflanzengifte getrunken, aber die kräftigste Probe, Schlangengift zu nehmen, war er noch schuldig geblieben. Diejenigen sind die besten Aerzte, die Gift trinken und sich im Rausch in Thiergestalt verwandeln, in der sie alles leisten können. Die *Piajes*, die Gift trinken und zum Himmel gehen, heilen nach dem Glauben der Bakairi Alles, „und die Andern die kein Gift nehmen, die nur mit Tabak anblasen, auch sie heilen, aber starke Krankheiten heilen sie nicht[5]). Je stärker die Narkose des Zauberarztes ist, desto stärker ist seine Kraft.

Austreiben des Krankheitsdämons durch den Zauberarzt. — Um Heilung von dem bösen Geist zu erlangen, der den Körper des Kranken in Besitz genommen hat, wendet man sich deshalb an den Zauberarzt, dem die Macht gegeben ist, durch seine geheimnisvolle Kunst den schädlichen Einwirkungen der bösen Geister entgegen zu arbeiten und dieselben völlig zu nichte zu machen[6]). Der Dämon, der sich des Kranken bemächtigt hat, muss

[1]) Creveaux, im Globus Bd. XL, S. 274/275. [2]) Martius, Beiträge, I. S. 586. [3]) Ebenda, S. 639.
[4]) Appun, im Ausland, 1871, S. 159; 1872, S. 684. [5]) K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 344 ff.
[6]) Ausland; 1871, S. 159.

verjagt und vertrieben oder gütlich überredet oder durch Ueberlistung veranlasst werden, die neubezogene Wohnung wieder zu verlassen[1]).

Der Exorcismus, das Bannen, Beschwören und Austreiben des Krankheitsdämons, das meist während der Nacht, nachdem alle Feuer ausgelöscht sind, stattfindet, bleibt sich in seinen Ceremonien bei allen südamerikanischen Stämmen im Wesentlichen gleich, sodass nicht nöthig ist einzelne Beispiele aufzuführen. Durch Heulen, Aechzen, Rasseln mit der Zauberklapper, anhaltendes Trommeln und anderen Lärm sucht der Zauberarzt den Krankheitsdämon zu erschrecken und auszutreiben; durch Saugen, Kneten, Streichen, Beräuchern mit Tabaksrauch und sonstigen Hokuspokus sucht man ihn aus dem kranken Körper herauszuziehen [vergl. d. Exorcismus der Antillen-Indianer. Müller, S. 182]. Hierbei tritt er, wie Appun von den Arawaken berichtet, als geschickter Bauchredner auf und weiss aufs täuschendste zwei verschiedene Stimmen hervorzubringen, die bald nahe, bald fern ertönen und mit einander in einer, allen anderen unverständlichen Weise verhandeln. Diese Conversation dauert fasst die ganze Nacht hindurch, je nach der Laune des bösen Geistes, und der *Piaj* steigert bald die Stimme bis zum herrischen Befehl, ja bis zum wüstesten Geschrei, bald lässt er sie völlig herabsinken bis zur demüthigsten Bitte. Will jedoch kein Mittel .... den Kranken kurieren, und stirbt derselbe, dann weiss der *Piaj* genug Entschuldigungen und Auswege, den Tod desselben zu erklären, ohne dass er seines Ansehens verlustig geht.[2]) Klagt ein Tehuelche über Kopfweh, so nimmt der Zauberarzt den Kopf der Patienten zwischen die Kniee und schreit ihm, während er eine kurze Beschwörungsceremonie verrichtet, laut ins Ohr, den Teufel auffordernd heraus zu kommen.[3]) Die Zauberärzte der Uaupés-Stämme sind nach Coudreau geschickte Exorcisten: „Ils chassent les démons, qui sont très nombreux, ce sont des ancêtres passés mauvais génies." (!!)[4])

Geistercitierung. — Die bösen Geister werden nach dem Glauben der Indianer häufig von einem schlimmen Hexenmeister in den Leib des Kranken gesandt, deshalb ruft der Zauberarzt in schwierigen Krankheitsfällen andere Geister, mit denen er ja vermöge seiner übernatürlichen Kräfte im beständigen Rapport steht und die er durch seine starken Beschwörungsformeln von sich abhängig macht, herbei, um mit ihrer Hülfe die Diagnose zu stellen und dem Patienten Heilung zu bringen. — „Quand un paget a fait du mal", sagt Coudreau von den Uaupés, „un autre paget peut guérir le mal fait par le premier. Certains pagets .... agissent par l'intermédiaire de démons qu'ils ont à leur service."[5]) [Ueber die Bemühungen des guten Medizinmannes gegen den bösen Hexenmeister bei den Bakairi vergl. v. d. Steinen a. a. O., S. 343].

In den meisten Fällen wendet auch hier wieder der Zauberarzt die Narkose an, um sich in einen Zustand der Erregung zu versetzen, in dem er alle mögliche Visionen hat und oft den Geist wirklich zu sehen glaubt. Dass manche absichtlichen Betrügereien des Beschwörers hinzukommen, um auf die Einbildungskraft der Indianer zu wirken, ist selbstverständlich.

Bisweilen befragte der Inselkaraibe seinen Schutzgeist selbst, indem er die Haare und Gebeine seiner gestorbenen Verwandten aufbewahrte, aus denen dann ein Geist derselben redete und z. B. die Absichten der Feinde verrieth.[6]) Denn „diese Geister halten sich zum öfftern in den Gebeinen der Todten auff..../ und antworten den Leuten auss den-

[1]) Bartels, S. 159. [2]) Ausland, 1871, S. 159. [3]) Musters, S. 193. [4]) Coudreau, a.a.O., II, S. 197. [5]) Ebenda, II, S. 197. [6]) Müller, S. 216.

selben / sagende / dass sie die Seele des Verstorbenen seyen. Sie gebrauchen sich derselben ihre Feinde damit zu bezaubern / und zu diesem End wickeln die Zauberer diese Beine ein / mit etwas dass sie von ihrem Feind haben und demselben angehört." [1]) — Ein deutlicher Beweis dafür, dass diese sogenannten „Götter" jedes Einzelnen Geister der verstorbenen Vorfahren sind, die im gegebenen Fall als böse Geister die Menschen verderben können. Das gewöhnlichere und sicherere Verfahren bei der Citierung der Geister war die Herbeiziehung der Zauberer, denn allein wagten die Karaiben selten den Geist herbeizurufen, da sie ihn viel zu sehr fürchteten. [2]) Die Gründe zur Citation waren meist: Rache gegen den Feind, von dem sie Unheil erfahren zu haben glaubten, Hilfe gegen Krankheiten und andere Geister, Rathschläge in Krieg und Frieden. [3]) Bei der Herbeirufung des Geistes versetzte sich der Zauberarzt durch stundenlange Zwangsmittel, welche auf Körper und Geist erhitzend, erregend und schwächend einwirkten in convulsivische Zustände. Er blies Tabaksrauch in die Höhe, — der dem Geist angeblich sehr angenehm war und ihn herbeirief (!!), murmelte seltsame und unverständliche Worte, stampfte mit den Füssen und trieb sein Wesen nur des Nachts und zwar mit Entfernung des Lichts" — „denn diese Geister der Finsterniss hassen alles Licht" — alles musste das grösste Stillschweigen beobachten. Wenn der Geist erschien, geschah es unter argem Gepolter, er erschütterte den Gipfel der Hütte, war aber bloss dem *Piajen* sichtbar. Bisweilen erschienen mehrere Geister, die sich dann unter einander zankten, „indem sich ein jeder die Ursach des Uebels / so jemand begegnet / zu schreibet." [4]) Aehnlich verfuhren die Bewohner der grossen Antillen. Auch bei ihnen bestand das wesentliche Geschäft der Zauberer darin, mit den *Zemes*, den Seelen der Abgestorbenen, in unmittelbare Verbindung zu treten, sie her zu citieren, zu befragen und Unterredungen mit ihnen zu halten. Dazu bedienten sie sich derselben Mittel wie die Inselkaraiben: Zuerst bereiteten sie sich durch strenge Fasten und Waschungen vor, dann berauschten sie sich mit dem Pulver oder der Flüssigkeit von dem Kraute *Cohóbba*, welches sie in Ekstase versetzte. „Sie essen", schreibt PETRUS MARTYR von den Eingebornen Hispaniolas, „eyn Kraut / dass sie voll und doll machet / und wann sie solches Kraut gepulverisiert in sich sauffen / werden sie also Unsinnig und Wahnwitzig / gleich wie die Maenades vorzeiten / unnd murmeln vill ding / die sie von den *Zemibus* / das ist / von den Abgöttern haben vernommen in geheimniss" (S. 334). In diesen Verzückungen erhielten sie Gesichte, in denen ihnen der berufene *Zemes* erschien und die nachgesuchte Antwort ertheilte. Der Inhalt dieser Fragen und Antworten betraf die schon bei den Inselkaraiben angeführten Punkte. Bei dieser Berathung hörte man keine Antwort des Geistes, sondern entnahm sie aus dem traurigen oder freundlichen Verhalten des verzückten Zauberarztes. Der allgemeine Glaube an solche Zauberei war tief im ganzen Volke gewurzelt, was man auch daraus sieht, dass nach dem Tode eines Kranken die Verwandten den Gestorbenen selbst befragten, wie es sich mit seiner Krankenbehandlung verhalten habe, um gegebenen Falls den Zauberarzt zu bestrafen [5]) (PETER MARTYR, S. 333 ff.). Nach dem Glauben der Festland-Aruak giebt es so viele Dämonen (*Jánahúnu*) als Plagen auf den Menschen einwirken, als er von „Teufeln" besessen sein kann. Sie fern zu halten durch Bitten oder Zaubergewalt verkehrt der Zauberarzt mit ihnen in der Einsamkeit. In stillen, sterndunklen Nächten hört ihn die Gemeinde aus dem Walde schreien. Da

[1]) ROCHEFORT, II, S. 342. [2]) Ebenda, II, S. 340. — MÜLLER, S. 216. [3]) Ebenda.
[4]) MÜLLER, S. 216 f. — ROCHEFORT, II, S. 340 ff.; II, S. 502.
[5]) MÜLLER, S. 181 ff.

verschafft er sich die Kräfte gegen Krankheiten, sowohl Zaubermittel als Arzneien.[1] Bei den meisten brasilianischen Stämmen können wir den Glauben an die allgemeine Kraft der Zauberer verfolgen, die alle anderen in sich fasst und in der Fähigkeit besteht, mit den Geistern in Verbindung zu treten, mit ihnen zu reden und sie herauf zu beschwören. Letzteres geschieht immer mehr oder weniger auf einen gewissen Zwang, den der Zauberer auf den Geist ausübt. Infolge dieser Kraft sind die Zauberer allmächtig; sie können dem Indianer Beistand angedeihen lassen oder Schaden bringen und vor allem die Todten beschwören und befragen. Um sich mit den Geistern in Verbindung zu setzen, bedienen sie sich im wesentlichen derselben Mittel, wie anderswo. Sie suchen jene ekstatischen, bewustlosen oder traumbewussten, convulsivischen Zustände hervorzubringen in denen sie die Geister sehen. Dadurch dass sie den Körper verdrehen und ein Geschrei erheben gerathen sie in Verzückung. Daher hält man — wie bei den Karayá (siehe oben) und den Guayana-Stämmen[2]) — Leute, die von Natur zur Epilepsie, fallenden Sucht, Veitstanz geneigt sind, im Voraus für Inspirirte und von Geistern Besessene. Dazu kommen noch alle mögliche, die Phantasie erhitzende Mittel. Nicht bloss bedecken sie das Gesicht mit einer Maske, sondern wählen — wie die Karaiben — besonders zu ihren Geisterbeschwörungen stürmische, finstere Nächte. — Ein Hauptmittel, sich zu betäuben und in Ekstase zu versetzen, ist überall der Tabaksrauch. Wie die Ekstase, so setzt auch der Traum, in dem die Seele vom Körper getrennt umherschweifen kann, in Verbindung mit den Geistern, und aus ihm wahrsagen sie.[3]) Die Zauberer der Coroados beschwören gewöhnlich einen Geist aus der Verwandtschaft; ziehen sie aber gegen ihre Feinde, die Puris zu Felde, so citieren sie den Geist eines Puri, der dann zum Verrath seiner Landsleute gezwungen wird.[4]) Dergleichen Nekromantie findet sich auch bei den Abiponern. Wenn diese eine Sache recht genau vorher wissen wollen, so bitten sie einen ihrer Priester, die Seele eines Verstorbenen zu citieren. Alles läuft zu seiner Hütte, während er hinter einer Ochsenhaut verborgen steckt, und das Beschwörungsgeschäft beginnt. Wenn er eine Weile bald weinerlich, bald stark, bald schwach gebrummt hat, versichert er, dass sich die Seele des Verstorbenen zeige. Er befragt sie um das, was er wissen will, und antwortet sich selbst mit veränderter Stimme. Keiner von den Umstehenden zweifelt an der Gegenwart des Schattens und an der Wahrheit seiner Prophezeihung.[5]) Bei den Makuschi besteht die Geisterbeschwörung im Wesentlichen in einem Frage- und Antwortspiel in dem der Medizinmann mit Donnerstimme dem Geist Fragen stellt, die dieser dumpf und zwar vermöge der Bauchrede-Kunst des Fragenden beantwortet.[6]) Von den Uaupés-Stämmen bemerkt COUDREAU: „Les pagets sont aussi mediums: ils évoquent les esprits des morts. Les indiens viennent des extrémités du pays, prier les pagets de leur faire revoir leurs parents défunts. Les pagets acceptent, ils font venir les morts et vous pouvez alors vous entretenir avec les vôtres depuis longtemps enterrés.“[7])

Im Vorhergehenden haben wir gesehen, wie die Seelen der Verstorbenen nach dem Glauben der Indianer den Lebenden häufig Krankheit und Tod verursachen, und wie die Zauberärzte vermöge ihrer Macht über die Geister, mit denen sie in Verkehr treten und deren Beistand sie zu erlangen wissen, alles Unheil von den Menschen abwenden können.

Schutzmassregeln des Menschen gegen den Krankheitsdämon. — Sehen wir nun, auf

[1]) MARTIUS, a. a. O., II, S. 696. [2]) Globus, 46, S. 25. (IM THURN). [3]) MÜLLER, S. 276 ff.
[4]) Ebenda, S. 261, 287 (aus ESCHWEGE: Journal 1, S. 131). [5]) Aufsätze, S. 31.
[6]) Globus, 46, S. 25. (nach IM THURN). [7]) H. COUDREAU, II, S. 197.

welche Weise der gewöhnliche Mensch den Verfolgungen der Krankheitsdämonen zu entgehen sucht.

Da ein böser Geist als Krankheitsursache gilt, so ist die Furcht, welche die meisten Stämme vor den Kranken haben, wohlbegründet. Der böse Geist, der in dem Kranken steckt, ist natürlich bestrebt, seine Rachsucht möglichst zu befriedigen, sodass niemand im Dorfe, der sich vielleicht an dem Todten wissentlich oder unwissentlich vergangen hat, vor seiner Verfolgung sicher ist. Besonders bei ansteckenden Krankheiten, wenn die Indianer mit Schrecken sehen, wie sich die Seuche immer weiter ausbreitet, wie der böse Geist sich in kurzer Zeit immer neuer Opfer bemächtigt, ist die Besorgnis eines jeden, der Krankheitsdämon möchte auch ihn dahinraffen, eine doppelt grosse.

Vernachlässigung, *Aussetzen*, *Verlassen der Kranken*. — Um nun aus dem Machtbereich des bösen Geistes zu gelangen, setzt man die Kranken entweder fern von den Wohnsitzen des Stammes aus oder sucht sein Heil in der raschen Flucht und lässt die Kranken im verlassenen Dorfe zurück.

Schon bei den Bewohnern der Paria-Küste fand Vespucci dies unmenschliche Verfahren gegen die Kranken. „Dann so jemand bald sterben will / tragen ihn seine nächst verwandten in einen grossen Wald / legen ihn in ein Baumwollen Netz / an zween Bäumen gebunden / und tantzen den gantzen Tag umb ihn her / wann es aber Abend worden / setzen sie jhnen Wasser und Essenspeise auf vier Tag lang zu Haupten / lassen ihn allda allein und kehren sie anheim: Begibt es sich nun / dass er hernach isset / trinket / gesund und wieder zu seiner Wohnung kommt / empfangen ihn seine Freunde und Verwandten mit vielfältigen Ceremonien. Aber es kommen ihrer sehr wenig davon / dann sie von niemand weiters besucht werden. Sterben sie aber unterdessen / so haben sie auch kein ander Begräbniss zu erwarten [1]). Von den Cumanagoten wird berichtet sie hätten gar kein „Mitleiden oder Erbarmniss mit den Kranken / wann sie ihnen schon gar nicht verwandt / und jhre leibliche Brüder und Schwester waren verliessen sie dieselbigen gleichwohl / und damit sie derselbigen desto eher abkämen / trugen sie die Kranken / ja auch halb Todte weit von jhnen in die finstern Wäld und Speluncken hinauss / damit sie dieselbigen nicht dörfften ansehen / da sie dann entweders von den wilden Thieren gefressen würden / oder müsten gantz jämmerlich ohn einzigen Trost / wie die wilden Thier sterben" [2]). Gelang es bei den Bewohnern von Hispaniola dem *Butio* (Zauberarzte) nicht, einen Kranken zu heilen und ging es mit letzterem zu Tode, so wurde der Sterbende, mit wenig Nahrung versehen, einfach ausgesetzt und seinem Schicksale überlassen [3]).

Der Pater Gumilla staunte sehr über die Vernachlässigung der Kranken bei den Orinokostämmen und konnte sich diese Lieblosigkeit nicht erklären: „Une personne tombe-t-elle malade chez eux, que ce soit un père de famille ou non, peu leur importe, personne ne s'en met en peine, et il leur est fort indifférent qu'il prenne de la nourriture ou qu'il n'en prenne point. À n'en juger que par les apparences, ou croirait que ces idolâtres n'ont aucun sentiment, ou qu'ils souhaitent la mort du malade et cependant ce n'est ni l'un ni l'autre. L'heure de leurs repas venue, ils mettent sous l'hamac où est le malade une portion des mets qu'on leur a servis, sans lui dire une seule parole et sans s'embarrasser s'il mange ou non. Ce malheureux n'entend pas une seule parole consolante

[1]) Gottfried, a. a. O., S. 217. vergl. auch Sievers: Reise in die Sierra Nevada d. S. Martha. Leipzig, 1887. S. 245, Unter diesen Indianern sind wahrscheinlich Guajiros verstanden.

[2]) Gottfriedt, S. 230. [3]) R. Cronau, Amerika, I, S. 263.

pendant sa maladie, il ne voit personne qui l'excite à prendre un morceau" [1]. Man sucht sich also möglichst von dem Kranken abzusondern, um nicht durch Berührung den Krankheitsdämon auf sich selbst zu übertragen. Eine ähnliche Rücksichtslosigkeit gegen die Kranken wird von den Tupinambas berichtet:... „Dem Kranken geben sie gar nichts zu essen, er fordere es dann / und sollt er darüber verschmachten. Aber das, wenn es schon gar ein sorgliche Krankheit ist / so hören die Gesunden darum nichts desto eher auf zu singen / springen und zu zechen / wie ihr Brauch hält / also / dass der arme, kranke Mensch / von dem Geschwärm wohl möchte umbkommen. Der Kranke klagt auch nichts / dann er vorhin weiss / dass er nichts damit aussricht" [2].

Die Lenguas lassen ihre unheilbaren Kranken allein und hülfslos umkommen. Sie haben einen solchen Abscheu vor dem Tode, dass sie niemals einen von den Ihrigen in ihrer Hütte sterben lassen, sondern ihn, wenn sie glauben, dass er bald sterben wird, bei den Beinen ergreifen und ungefähr 50 Schritte von der Hütte wegschleppen, hier legen sie ihn auf den Rücken und zwar mit dem Hintern gerade über ein Loch, das sie absichtlich in die Erde graben, damit er seine Nothdurft hinein verrichten kann. Hierauf zünden sie auf einer Seite von ihm ein Feuer an und stellen auf die andere einen Topf mit Wasser hin, im Falle er Durst bekommen sollte. Weiter geben sie ihm aber von nun an nichts mehr, sondern nähern sich ihm nur von Zeit zu Zeit, nicht um ihm Beistand zu leisten oder mit ihm zu sprechen, sondern bloss um zu sehen, ob er noch nicht todt ist. Sobald er den letzten Athemzug ausgehaucht hat, wird er von einigen alten Weibern, die von der Verwandtschaft dafür bezahlt werden, begraben [3].

Die Vorstellungen der Indianer von dem Wesen der Krankheit und ihre grenzenlose Furcht vor Ansteckung machen uns die Angaben D'ORBIGNY's über die Patagonier besonders deutlich: „Dèsqu'ils craignent une épidémie et qu'un membre d'une de leurs familles leur fait soupçonner, qu'il en est atteint, de suite tous s'éloignent de la tente, ne laissant au malade qu'un peu de viande cuite et de l'eau et vont s'établir au loin. Si un second individu meurt, et que d'autres personnes soient immédiatement atteintes des mêmes symptômes.... la tribu entière abandonne le lieu et les malades, leur laissant le faible secours que je viens d'indiquer; et afin que le mal ne l'accompagne pas, les Indiens s'en vont en donnant dans l'air, de distance en distance, de grands coups de leurs armes tranchantes dans le bout de couper le fil du mal et d'ôter toute communication avec lui, jetant en même temps, de l'eau dans l'espace, pour conjurer le dieu du mal ou *Achekenat-kanet.* Une foi arrivés à quelques journées de marche assez loin pour ne plus craindre la maladie, ils placent encore, par le motif indiqué ci-dessus, tous leurs instrumens tranchans dans la direction du lieu qu'ils ont abandonné. Si dans ce nouveau séjour, quelques maladies viennent à se déclarer, ils fuient de nouveau avec les mêmes superstitions semant ainsi leurs malades sur tous les points où ils s'arrêtent" [4]. Wir haben hier einen klaren Beweis für den Glauben der Indianer, dass die Krankheit durch einen bösen Geist hervorgerufen wird, dem man durch schleunige Flucht entgehen und den man durch allen möglichen Lärm, Schiessen mit Feuer-Gewehren u. s. w. verscheuchen kann. Die Abiponer, die sonst dem Tode unerschrocken entgegen gehen, verlieren allen Muth, wenn sie merken, dass der Tod selbst kommt, um sie aufzusuchen.

[1] GUMILLA: Histoire de l'Orenoque. A. d. Span. 1758, I, S. 328, f. [2] GOTTFRIEDT, a. a. O., S. 137.
[3] F. v. AZARA: Reise nach Süd-Amerika — Deutsch v. WALKENAER a. d. Span. Berlin, 1810, S. 277.
[4] D'ORBIGNY, II, S. 190.

Ihre sonstige Unerschrockenheit verwandelt sich dann in eine kleinmüthige Feigherzigkeit, die um so quälender ist, da sie sich von allen ihren Hüttengenossen verlassen sehen, wenn man vermuthet, dass ihre Krankheit tödtlich sei. Da sie nur wenigen Krankheiten unterworfen sind, so deuten sie solche, wenn sie eintreten, meistentheils auf Tod, und alles flieht, um nicht auch von ihm ergriffen zu werden [1]. Wenn die Mbayas genöthigt sind, ihren Wohnort zu ändern, und einer ihrer Kranken ist nicht im Stande ihnen zu folgen, oder seine Krankheit scheint sich in die Länge zu ziehen, so lassen sie ihn liegen und bekümmern sich nicht weiter um ihn [2]. Die Matacos oder Mataguayos fliehen vor Epidemien und verlassen ihre Kranken [3]. Unheilbare Kranke werden von den Maconis, einem Gêsstamme, verlassen [4].

Die Ranqueles lassen bei Epidemien die Kranken gewöhnlich allein zurück mit einem für viele Tage reichenden Vorrath von Wasser und Lebensmitteln. Sehr selten kommt daher ein von der Seuche Befallener mit dem Leben davon [5].

Wenn bei den Kamakan jemand krank wird, so lässt man ihn ruhig liegen, ohne ihm zu helfen, und wenn er nicht mehr gehen und kriechen kann, muss er hülflos umkommen [6].

Bei den Indianer-Stämmen Französisch-Guayanas, den Galibi, Rukujenne, Emerillon u. a., übersteigt die Furcht vor dem Tode die Liebe zu den Verwandten. Apatu, der treue Begleiter Crevaux', fand am Inini im Lande der Emerillon ein kleines krankes Mädchen in einer Hängematte am Ufer ausgesetzt [7]. Auf seiner Reise in das Parú-Quellgebiet traf Crevaux die Dörfer der Trios infolge einer Epidemie — wahrscheinlich der Pocken — verlassen an. In einer dieser verödeten Niederlassungen fand er ein halb verhungertes Weib, das von seinen Angehörigen ohne alle Lebensmittel zurückgelassen worden war [8].

Tödten Alter und Kranker. — Wenn auch bei der lieblosen Behandlung der Kranken, die Furcht vor der Ansteckung oder, wie der Indianer annimmt, vor dem bösen Geiste, dem Krankheitsdämon, die Hauptrolle spielt, so tritt doch noch ein anderer Faktor hinzu. Die Alten und Kranken, die nicht mehr arbeiten können, fallen dem ganzen Stamme, insbesondere den eignen Angehörigen zur Last. Sie nützen nichts mehr, sondern stören nur die Anderen in ihrer Thätigkeit und ihrem Lebensgenusse. Besonders bei einem Jäger- oder Nomadenstamme, der keine feste Wohnsitze hat, sondern beständig, oft mit nur kurzen Unterbrechungen, und unter grossen Schwierigkeiten von Ort zu Ort zieht, haben die sorgfältige Behandlung und der Transport der Kranken und Schwachen viele Unbequemlichkeiten im Gefolge, wenn sie nicht überhaupt unmöglich sind. „Man male es sich aus", bemerkt mit Recht Bartels, „was es heisst, unter solchen Verhältnissen einen Schwerkranken, einen Siechen oder einen unbehülflichen Krüppel mit sich führen zu müssen, und es wird dann manche barbarische Maassregel der Naturvölker, wenn auch vom Standpunkte der Menschlichkeit aus nicht natürlich und entschuldbar, so doch wenigstens begreiflich erscheinen" [9].

Unter diesen Umständen ist es dem Naturmenschen, der als Jäger täglich in die Lage kommen kann, „kranken und angeschossenen Thieren den Rest zu geben", nicht so sehr zu verargen, wenn er gebrechliche alte und kranke Stammesangehörige, die an den

[1]) Aufsätze, S. 80. Waitz III, S. 476. [2]) F. de Azara: a. a. O., S. 252. [3]) d'Orbigny, p. 238.
[4]) Martius: Reise II, S. 492. [5]) Globus: 28, S. 111. [6]) Globus: 67, S. 110. [7]) Globus: 40, S. 19.
[8]) Ebenda, S. 258. [9]) A. a. O., S. 247.

Freuden des Lebens doch keinen Antheil mehr nehmen können, mit mitleidiger Hand ins bessere Jenseits befördert, wo ihnen nach seinem Glauben alle irdischen Vergnügungen in verstärktem Maasse zu Theil werden, zumal wenn der Indianer, wie wir gesehen haben, Menschen und Thiere auf eine Stufe stellt.

Der grosse Egoismus des Naturmenschen gegenüber seinen unbrauchbaren Angehörigen zeigt sich in der Gewohnheit der Feuerländer, bei Hungersnöthen die alten Frauen vor den Hunden zu tödten, weil diese, wie sie sagen, Seeottern fangen, jene aber nicht[1]. Die Makuschi vernachlässigen ihre Kranken gänzlich[2]. Auch das Alter geniesst gar keine Achtung bei ihnen und wird von den jüngeren Angehörigen sogar roh und lieblos behandelt[3]. Von den Botokuden berichtet Ehrenreich, dass sie sich um ihre Alten wenig kümmern[4]. Gegen hülflose Alte, sagt Martius, (Ethnol. I. S. 322) habe man unter den Botokuden eine hier kaum zu erwartende Zärtlichtkeit bemerkt. Hiermit kontrastiert einigermaassen eine Beobachtung, die Ehrenreich bei der Pancashorde machte. Ein alter, völlig erblindeter Mann wurde hier von seinen Stammesgenossen in auffälliger Weise vernachlässigt. Niemand von den anderen dachte daran, ihn zu führen, man liess ihn ruhig mit seinem Stabe durchs Dickicht tappen, selbst in ein dorniges Gestrüpp oder einen Morast hineingerathen; sein Körper war mit Schmutz bedeckt, da ihn niemand zum Wasser führte, obwohl alle täglich im Flusse badeten[5]. Die Inselkaraiben pflegten ihre eignen Verwandten zu tödten, wenn sie alt und schwach waren, „davor haltend / dass sie ein gut Werk thäten / und ihnen einen angenehmen Dienst erwiesen / in dem sie dieselbe dergestalt von vielen Beschwerden und Verdriesslichkeiten / die das Alter nach sich ziehet / erledigten. Ein alter Hauptmann, welchen die Franzosen le Pilote nenneten / rühmete sich / dass er diesen abscheulichen Dienst unterschiedlichen seiner Vorfahren geleistet. Jedoch so verübeten die Karaiben diese Unmenschlichkeit nur gegen diejenige die es also haben wollten / damit sie von dem Jammer dieses Lebens erlöset würden: und thaten also nur dieses / die innständige Bitte derjenigen zu erfüllen / die des Lebens satt waren"[6]. Offenbar hofften sie auf die Genüsse im jenseitigen Leben. Zur Zeit Rochefort's hatten die Karaiben diese grausame Sitte bereits aufgegeben.

Viele Stämmen Brasiliens z. B. die Majorunas, Miranhas, Kaschibos u.a. pflegen noch heute ihren eignen Verwandten den Tod zu geben, sobald sie unbehülflich und ihnen lästig geworden sind, in der Meinung, dass ohne Jagd, Krieg und Trinkgelage dem Greise nichts erfreuliches mehr widerfahren könne. Die Erschlagenen werden nicht aufgefressen.[7] Sobald bei den Kaschibos einem Greise angezeigt wird, dass sein letzter Tag gekommen ist, giebt er Zeichen von Freude und sagt, dass er nun bald seine alten Freunde wiedersehen werde.[8] Auch bei den alten Tupi ward bisweilen ein Kranker, an dessen Aufkommen der *Piaje* zweifelte, auf dessen Rath todtgeschlagen und gefressen.[9] Ein sterbender Toba wird von seinen Angehörigen mit Keulenschlägen getödtet oder noch lebend begraben.[10] Bei den Zapares in Ecuador werden zu Zeiten von Epidemien die ersten Erkrankten entweder lebendig begraben oder auf der Stelle getödtet um die Verbreitung der ansteckenden

---

[1]) Peschel: Völkerkunde, 1885, VI. Auflage, S. 148. [2]) Schomburgk, a.a.O. II, S. 319.
[3]) Globus 46, S. 24. [4]) Ehrenreich, a.a.O., S. 32. [5]) Ehrenreich, Zeitschrift für Ethnologie, S. 32.
[6]) Rochefort, a.a.O. II, S. 505.
[7]) Martius: Beiträge, S. 126. — Martius: Reise III, S. 1195. — v. Schütz-holzhausen: Amazonas., S. 157, 174, 162. — Müller, S. 243.
[8]) Holzhausen: a.a.O., S. 162. [9]) Martius: Beiträge I, S. 127. [10]) A. Thouar: a.a.O., p. 66; Globus, LXVII, S. 126.

Krankheiten zu verhindern [1]. Ebenso unmenschlich verfahren die Chiriguanos, ein Nachbarstamm der Tobas, gegen ihre Kranken. Bevor ein Sterbender den letzten Seufzer ausgehaucht hat, wird er mit Gewalt in eins der grossen eiförmigen, 1 M. hohen Gefässe, *ataúd* genannt, gepresst. Wenn aber die Urne nicht gross genug ist, um den Unglücklichen aufnehmen zu können, so wird der Körper mit einer solchen Anstrengung zusammen gekrümmt, das ihm das Rückgrat gebrochen wird. [2] Nach anderen sollen die Chiriguanos dem Sterbenden das Genick mit dem Beil brechen. [3] Menschen, deren Krankheit für unheilbar erachtet wird, pflegen die Mundurucus mit der Keule zu tödten. „Es soll diesem Gebrauch", schreibt Martius, „Mitleiden zu Grunde liegen: die Kinder glauben den Eltern einen Dienst zu erweisen, wenn sie ein Dasein enden, das ohne Jagd, Festtanz und *Cajiri* kein Glück mehr darbietet." [4] Von den Abiponern meint Dobrizhoffer, es würden manche Indianer lebendig zu Grabe gebracht, weil ihre Angehörigen nicht erwarten können, bis sie aus dem Hause geschafft sind. Dass man den Tod gewaltsam zu beschleunigen sucht, scheint selbst bei christianisierten Südamerikanern nicht unerhört zu sein. [5] Wenn bei den Guahibos am Orinoko der *bro*, Zauberarzt, den unabwendbaren Tod eines Schwerkranken verkündet hat, zieht er sich in die Sterbe-Hütte zurück und erfüllt dieselbe mit einem dichten Tabaksqualm, den er einer mächtigen Cigarre entlockt, während sein Opfer beständig hustet und vor Angst laut heult. Nach einiger Zeit verlässt der Zauberer die Hütte und die Verwandten verschliessen mit grossen Bündeln von Palmblättern alle Oeffnungen und verstopfen die Lücken der Wände, um dem Rauch jeden Ausweg zu versperren. Man lässt den Kranken die ganze Nacht in dieser erstickenden Athmosphäre liegen und findet ihn natürlich am nächsten Morgen entseelt vor. [6] Von den Jipurina erzählt Ehrenreich: Die bei den Naturvölkern vielfach geübte Tödtung hoffnungslos Kranker, bei denen sich alle Künste des Zauberers unwirksam erweisen, scheint auch bei den Jipurina im Schwange zu sein. Es sprechen hierfür folgende Ermittelungen, in denen der Einfluss der Suggestion seitens verschmitzter Schamanen auf das Gemüth des Naturmenschen sich in besonders charakteristischer Weise bekundet. Man vertraut solche Patienten der Obhut der *inkisi*, „der grossen Wasserschlange an; die in der Jipurina-Mythologie überhaupt eine wichtige Rolle spielt. Ihr Lieblingsaufenthalt soll bei den grossen Steinmassen im Flusse unterhalb Hyutanaham (— am Purus —) sein, wo sie gelegentlich Kanus in den Grund zieht."

„Sind Kranke da, die in ihrem verzweifelten Zustande nur noch von der Schlange Hülfe erwarten, so geht einer von den Schamanen an den Fluss, um den Wassergeist zu rufen. Nachdem sich aber alle Begleiter entfernt, erscheint derselbe, und fragt zunächst nach den mitgebrachten Geschenken. Ist er damit zufrieden, so erklärt er sich zur Aufnahme des Kranken bereit. Dieser wird nun mit Tabak betäubt und in den Fluss geworfen, auf dessen Grunde er „mit dumpfem Knall" niederfällt und erwacht. Der Wassergeist nimmt ihn in sein Haus auf und stellt ihn wieder her. Die Art der Kur wurde leider so unklar geschildert, dass sich die Erzählung nicht wiedergeben lässt, die Genesenen bleiben dann für immer im Bereiche der Wasserschlange und leben dort herrlich und in Freuden, ohne das Verlangen wieder an die Oberwelt zu kommen."

[1] Globus, 67. S. 126. [2] Baldrich, a. a. O., S. 281. [3] Castelnau, IV, S. 380. Müller, S. 243.
[4] Martius, Beiträge I, S. 393. Waitz, III, S. 443. Martius, Reise III, S. 1310.
[5] Ratzel, a. a. O. 1, S. 588. [6] I. Chaffanjon, a. a. O., S. 185.

„Man übergiebt also den Sterbenden der Wasserschlange, um vor seinem Geist Ruhe zu haben. Auch die zufällig Ertrunkenen finden daselbst Aufnahme, wogegen bereits auf der Erde Gestorbene zurückgewiesen werden. Moribunde Leute sollen nicht selten von den Zauberern durch Keulenschläge ins Jenseits befördert werden." [1])

Erdrosseln und Ersticken der Kranken. — Die gebräuchlichste Art unheilbare Kranke zu tödten ist das Erdrosseln oder Ersticken. Der Indianer wird zu diesem Verfahren, ausser den oben erwähnten Gründen des Mitleids und der Bequemlichkeit, wohl durch folgende Erwägungen geleitet. Die menschliche Seele hat nach dem Tode das Bestreben als böser Geist umzugehen und die Hinterbliebenen zu martern und zu strafen; da die Seele, wie wir gesehen haben, in dem Hauch enthalten ist und deshalb beim letzten Athemzuge den Körper durch den Mund verlässt, so sucht sich der Indianer vor ihr zu schützen, indem er ihr diesen Ausgang verschliesst und den Sterbenden erstickt oder erdrosselt. Die Seele wird dadurch im Leib zurückgehalten und mit diesem beerdigt, sodass sie nicht mehr an die Erdoberfläche zurückkehren und an den Lebenden Rache nehmen kann.

Nach der Meinung der heutigen Aymaras in Peru kann eine Seele auf die Erde zurückkehren, und dieser Wahnglaube ist Schuld an einem barbarischen Brauche. Es kommt vor, dass Indianer auf der Puña irgend einem kranken Verwandten ein Seil um den Hals werfen und ihn erwürgen. Dann kann er nicht wieder auf die Erde zurückkehren, wo er seine Angehörigen doch nur beunruhigen würde. [2])

Bei den Bewohnern von Hispaniola wurden vornehme Personen und Häuptlinge, wenn sie von einer unheilbaren Krankheit ergriffen waren, stranguliert, damit ihnen ein längerer Todeskampf erspart bliebe. [3]) Nach dem Berichte eines englischen Missionars werden bei den Jagans auf Feuerland alte und hoffnungslos kranke Personen selten vor ihrem wirklichen, natürlichen Ende beseitigt: wenn alles Gefühl von Sprache, Gesicht und Bewegung verloren war, dann, wenn der Fall ein lang dauernder war, wurde die sterbende Person erdrosselt, und so ein Ende für sie und ihre Angehörigen auf barmherzige Weise beschleunigt. [4]) Auch der französische Reisende Hyades hält es für völlig begründet, dass die Jagans, wenn ein Sterbender das Bewustsein verliert und zu röcheln beginnt, ihm die Kehle zudrücken und so den Todeskampf abkürzen. [5]) Die Arhuacos betrachten das Erhängen als einen ehrenvollen Tod und vollziehen es in eigenthümlicher Weise an sich selbst, wenn sie die Hoffnung auf Genesung von einer Krankheit aufgegeben haben. [6]) — Hat aber ein Kranker nicht den Muth, sich selbst zu tödten, so bringen ihn die übrigen Indianer, wenn er in den letzten Zügen liegt, hinaus und begraben ihn noch halb lebend. [7]) — Wenn bei den Indianern im nordwestlichen Peru jemand im Todeskampf lag und nicht schnell genug sterben konnte, so wurde bis in die neueste Zeit der *Desperador* (Erleichterer der Schmerzen) gerufen, der durch ein Loch in der Wand zum Kranken treten musste. Er stellte dem Sterbenden vor, dass es Zeit sei, vor Gott zu erscheinen und liess ihn beten, falls er dazu im Stande war. Darauf kniete er auf seine Brust und drehte ihm mit schneller Bewegung den Kopf um, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. War dies geschehen, so ordnete er den Körper im Bette faltete seine Hände und entfernte sich auf dem Wege, auf dem er gekommen war. [8])

[1]) Ehrenreich, Beiträge, S. 69/70. [2]) Globus, 19, S. 6. [3]) Cronau, I S. 263. Waitz, IV S. 327. [4]) Globus, 47, S. 332. [5]) Globus, 49, S. 39. [6]) Globus, 67, S. 110. [7]) Globus, 67, S. 126. [8]) Ebenda, S. 127.

Bei den Bororó bestimmen die *Baris* (Zauberärzte) den Tag, an dem ein Schwerkranker getödtet werden soll. von den Steinen beschreibt uns zwei derartige Fälle, die sich während seiner Anwesenheit unter diesem Stamme ereigneten: „Ein etwa zweijähriges Kind, das schon seit 24 Stunden im Todeskampf lag und dessen Ende die *Baris* für heute vorausgesagt hatten, wurde vor die Hütte hinausgebracht. Die Mutter hielt es im Schoos, die Medizinmänner und Verwandten sassen ringsum und wehklagten. Hinter der Mutter hockte der Vater, eine Weile blieb er regungslos, dann — es machte gerade einer der Zuschauer Licht, um sich die Pfeife anzustecken — führte er eine Schnur um den Hals des armen Wurmes und brachte die Prophezeihung der Aerzte rasch in Erfüllung." [1]) Sicher ist also, dass die *Baris* den Tag des Todes bei einem Schwerkranken richtig voraussagen. Nicht nur das Kind wurde, als die Zeit erfüllet war, getödtet, auch bei Coqueiros (eines Bororó) Gattin war künstlich nachgeholfen worden. Man hatte sie noch lebend in den *Ranchão* (— das Männerhaus —) gebracht, ihr das Gesicht mit einem Tuch verdeckt und sie unter der Hülle erstickt. Es war der vierte Tag, an dem sie den *Baris* zufolge sterben sollte, und sie starb auch. [2]) Die Abiponer bedecken den Sterbenden mit einer Haut, die so dick wie ein Brett und sehr schwer ist, und ersticken ihn darunter. [3]) Einen ähnlichen barbarischen Gebrauch gegen einen Todkranken berichtete uns d'Orbigny von den Itonama in Bolivia: „S'il y a lieu de croire que sa maladie soit promptement mortelle, ses parens ont grand soin de lui tenir hermétiquement fermée la bouche, les narines et les yeux afin que la mort ne passe pas en d'autres corps et qu'elle reste confinée dans le sien, de sorte que le plus souvent, il leur arrive ainsi d'étouffer les pauvres malades." [4])

Ebenso glauben ihre Nachbarn, die Cayuvava, den „Tod" d. h. die Seele, die den Tod verursacht, verhindern zu können, den Körper des Sterbenden in der Agonie zu verlassen, indem sie dem Unglücklichen Mund und Nase zuhalten. [5]) Aus demselben Grunde durchnähten wohl die Panche des nordöstlichen Südamerika und die Indianer des Chaco die Lippen der Todten mit Baumwollfäden, um sie für immer geschlossen zu halten. [6]) Die Peruaner bedeckten das Gesicht ihrer Todten mit hölzeren Masken, die Augen aus Muscheln mit einem schwarzen Wachstropfen als Pupille und eine aus Holz geschnitzte Nase hatten; aufgenähte Baumwollfäden deuteten den Mund an, den Innenraum hielten Kürbisschalen und Rohrstäbchen aufrecht. [7]) Vielleicht ist dieser Gebrauch ursprünglich auch mit der Furcht der Indianer von der entweichenden Seele in Beziehung zu setzen.

Fassen wir nun am Schluss des ersten Theiles unserer Abhandlung die Resultate noch einmal kurz zusammen.

Traumerscheinungen sind es, die dem Indianer zuerst das Vorhandensein eines vom Leib verschiedenen Wesens im Menschen zum Bewusstsein bringen, dessen geistige Beschaffenheit er sich jedoch nicht klar vorzustellen vermag und dem er deshalb immer wieder körperliche Eigenschaften zuschreibt.

Da der Indianer im Traum Wirkliches zu erleben glaubt, so ist er überzeugt, dass dieses in ihm vorhandene Wesen — nennen wir es „Seele" —, das während seiner Trennung vom Körper häufig in andere Leiber übergeht, mit Leichtigkeit die grössten Schwierigkeiten überwindet. Im Schlaf und in der Narkose scheidet die Seele nur zeit-

[1]) v. d. Steinen, a. a. O., S. 460. [2]) Ebenda, S. 511. [3]) Aufsätze, S. 81.
[4]) d'Orbigny, p. 299. [5]) Ebenda, S. 306. [6]) Ratzel, a. a. O., I. S. 585. [7]) Ebenda.

weilig, in dem der Narkose nahe verwandten Tod dagegen endgültig von ihrer leiblichen Hülle und lebt auch fernerhin als selbständig handelndes Wesen, als Geist, Gespenst weiter fort, was dem Indianer durch Erscheinungen Verstorbener, die ihn in Träumen und Visionen quälen, genügend bestätigt wird.

Aus den Seelen der Dahingeschiedenen schafft sich der Indianer eine Geisterwelt, die ihn beständig umschwebt und an allen seinem Thun und Handeln den lebhaftesten Antheil nimmt. — Neid und Rachsucht bestimmen die Geister, denen noch viel Menschliches, Schwächen und Leidenschaften, anhaftet, die Hinterbliebenen mit ihren Nachstellungen zu belästigen.

Fast alles Unheil, das den Wilden trifft, besonders aber Krankheit und Tod, schreibt er deshalb entweder dem Zauberarzte, der in der Narkose seine Seele willkürlich vom Körper trennen kann und diese Macht zu seinem Vortheil und zum Nutzen oder Schaden seiner Mitmenschen verwendet, oder jenen übelwollenden Geistern zu; in beiden Fällen aber: Der vom Körper getrennten Seele.

Gegen die bösen Einflüsse des Krankheitsdämons sucht man sich auf verschiedene Weise zu schützen. — Man wendet sich an den Zauberarzt, der vermöge seiner übernatürlichen Kraft willkürlich in der Narkose mit dem bösen Geist in Verbindung treten und ihn veranlassen kann, den Körper des Kranken, den er in Besitz genommen hat, zu verlassen, oder man lässt den Kranken einfach im Stich oder erstickt ihn und verhindert so den Geist, den Weg zu den Lebenden zu finden.

Am meisten gefürchtet bei den Hinterbliebenen wegen seines bösen Charakters ist der Geist des todten Anverwandten. Mannigfaltig sind deshalb die Maassregeln, die der Indianer besonders bei der Todtenbestattung zu seinem Schutze trifft, und die alle den Zweck haben, die Rückkehr des Todten auf gütlichem oder gewaltsamem Wege zu hindern. — Dies zu untersuchen, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

II. SCHUTZMASSREGELN GEGEN DEN TODTENGEIST. DIE RÜCKKEHR DES TODTEN WIRD VERHINDERT.

A. AUF GÜTLICHEM WEG.

Der Todte wird mit Allem versehen. — Die über die ganze Erde verbreitete Sitte, dem Verstorbenen Lebensmittel und Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs, sowie Theile seiner lebenden Habe mit ins Grab zu geben, beruht zum grössten Theil wohl auch auf der Furcht, die der Naturmensch vor den Geistern der Todten hegt. Wie die frühere Wohnstätte des Dahingeschiedenen, so gilt alles, was ihm bei Lebzeiten gehörte und zu ihm in gewisser Beziehung stand, auch noch im Tode als sein unantastbares Eigenthum. Niemand setzt sich gern der Gefahr aus, den Zorn des Geistes auf sich zu laden, indem er sich dessen Habe aneignet und in Gebrauch nimmt. Nach dem Glauben des Naturmenschen nämlich, der sich nicht denken kann und will, dass nach dem Tode alle irdischen Genüsse ein Ende haben, führt der Mensch im Jenseits dasselbe Leben weiter, das er auf Erden geführt hat. Da der Wilde seinen höchsten Genuss in Jagd und Tanz findet, so begräbt er auch seine Todten mit allem ihrem Schmuck und ihren Waffen, damit sie sie im Jenseits zur

Verfügung haben, oder er vernichtet die ganze hinterlassene Habe, um nichts mehr zurück zu behalten, was der Todte von ihm fordern könnte. Die liebsten Hausthiere folgen den Verstorbenen in das Grab nach, und Speise und Trank, die man ihnen mitgiebt — man kann sich ja den Geist nicht unkörperlich vorstellen — sollen ihnen auf der weiten Reise in das andere Leben zum Unterhalt dienen. Jede Nachlässigkeit der Hinterbliebenen würde nach der Meinung der Naturkinder den Geist an die Oberwelt zurückrufen und zur Rache anspornen.

Auch in Südamerika finden wir den Brauch, die Verstorbenen mit allem Nöthigen versehen zu bestatten, bei fast allen Stämmen vertreten.

Schon Petrus Martyr schreibt von den Eingebornen Hispaniolas: „Sie haben.... im Brauch / das sie den abgestorbenen eyn Krug mit Wasser und ein Stück Brott in das Grab setzen unnd legen. Dann sie glauben es hungere unnd dürste die Abgestorbenen bissweylen. Darumb setzen sie ihnen das Wasser und Brott zu / damit sie essen und trinken mögen / wann sie hungert oder dürstet." [1]) Die Bewohner der Paria-Küste, die Vespucci auf seiner ersten Reise (1497) traf, gaben ihren Verstorbenen Wasser mit ins Grab und setzten „Essenspeiss zu seinem Haupt / und vermeinen / dass sie nach den Todt auch essen / unnd Unterhaltung bedürffen." [2]) Die Guajiros, die nach Sievers offenbar unter diesen Indianern gemeint sind, [3]) begraben noch jetzt den Leichnam ihres Stammesgenossen in dem *Conuco*, den er bestellte, auf dem Weideplatz seiner Thiere oder auf irgend einem Plane, mit dem das Leben des Verstorbenen verknüpft gewesen ist. Lieblingsgegenstände, Hemd, Hosen, Mantel, Schürze, Shawl, Sporen, Waffen und das Leibross werden ihm mit ins Grab gegeben. Der Wohlhabende liegt in vollem Schmuck. [4]) Bei den Nachbarn der Guajiros, den Arhuacos, wird nach dem Tode der Leichnam nicht ausgereckt sondern zusammengekauert, jenachdem die Leichenstarre fortgeschritten ist. So setzen sie ihn meist auf die Höhe eines Hügels oder am Rande des Weges in ein Grab und geben ihm seine Geräthschaften mit, die er im Leben führte, also die Taschen mit dem *Hayo* (Coca: *Erythroxylon Coca*) und den *poporo* mit dem *ambiro* (ein sanduhrähnliches Gefäss aus einer Baumfrucht mit einer breiartigen Mischung aus pulverisierten Meeresmuscheln gefüllt); auch Schmucksachen werden beigelegt und etwas Speise dazugestellt. Don Antonio Julian sah Schmucksachen auf einem Grabe, ein paar kleine goldene Löwen und Marmorsäulchen. [5]) Bei den Inselkaraiben besuchten „ohngefehr bey 10 Tagen lang die Verwandten und vertrautesten Freunde den Todten alle Tag zweymal bey dem Grab / brachten ihm zu essen und zu trinken. Sie liessen.... die Speise und den Trank oben an dem Grab stehen / biss sie ihn wieder besuchten; wie sie nun sahen / dass nichts davon gessen war / setzten sie ihm dieselbe vor den Kopff / weil er mit der Hand nicht zulangen wollte." „Bey der letzten Besuchung / die sie zu seinem Grab thaten / brachten sie alles Gezeuge mit sich / dessen er sich in seinem Leben bedient / nehmlich den Bogen und die Pfeile / den *Bouton* oder Streitkolben / die Federkrohnen / die Ohrgehänge / die Halssbänder / die Ringe / die Armbänder / die Körbe / die Geschirre / und andere Sachen / welche er gebrauchet / und begruben solches alles mit dem Todten / oder sie verbrannten es auff dem Grabe." [6]) Von den Karaiben Surinams schreibt van Berkel: „Die todten

[1]) A. a. O, S. 537. [2]) Gottfriedt, S. 217. Sievers, Reise in d. S. Nev. d. S. M. Leipzig, 1887, S. 245. [3]) Sievers, Ebenda, S. 244. [4]) Ausland, 1865, S. 838. [5]) Sievers, a. a. O., S. 97. [6]) Rochefort, a. a. O., II, S. 510, 511, 512, 513.

Körper verbrennen sie, und mit denselben alles, was dem Verstorbenen bey seinen Lebzeiten zugehörte; was nicht verbrannt werden kann, als Eisenwerk und dergleichen, vernichten sie auf andere Art, damit es dem Todten im anderen Leben an keiner einzigen Sache gebrechen möge." [1]) Andere Stämme in Surinam bestatten den Todten mit allen seinen Kriegsrüstungen, weil man glaubt, dass er sie sämmtlich in jener Welt brauchen werde. [2]) Bei den Arawaken am Rio de Berbice wird alles, was der Verstorbene nachlässt, als Beil, Hackmesser, Messer, Hacke u. s. w. zugleich mit ihm ins Grab geworfen, weil sie sich einbilden, dass er es auf seiner Reise gebrauchen werde. [3]) Die Arawaken von Britisch Guayana veranstalten bei der Bestattung eines Stammesmitgliedes einen blutigen Todtentanz, auf den wir später noch näher eingehen werden, und der in dem gegenseitigen Blutigpeitschen der Waden besteht. Nachdem Tanz und Gesang eine Weile gedauert haben, stürzen sich plötzlich einige Männer mit Messern bewaffnet zwischen die früheren Geissler und suchen ihnen mit Gewalt die bluttriefenden Peitschen aus den Händen zu ringen, worauf diese augenblicklich zerschnitten werden. Unterdessen wird ausserhalb der Hütte eine Grube gegraben, in die nach beendigtem Ringkampf die zerschnittenen Peitschen, drei Figuren, einen Kranich und zwei Menschengestalten vorstellend, die bei einem Tanz zu Ehren des Todten vorausgetragen werden, sowie alle Utensilien und Waffen des Verstorbenen, die noch vorhanden sind, gelegt werden. „Alle meine Bemühungen", setzt Schomburgk hinzu, „einige dieser blutgetränkten Peitschen, wie auch einige der Figuren zu bekommen, blieben fruchtlos; kaum gelang es mir, einige noch nicht benutzte Knuten einzutauschen." [4]) Die Furcht vor der Rache des Verstorbenen hinderte offenbar die Indianer, die auf den Todten bezüglichen Gegenstände zu veräussern.

Nach dem Zeugnis des Pater Gumilla beerdigten fast alle Stämme des Orinoko ihre Todten mit ihren Waffen und ihrer übrigen Habe, wenn sie nicht vorzogen, den gesammten Nachlass gelegentlich zu verbrennen. Ja manche Nationen gingen noch weiter und vernichteten auf den Feldern des Dahingeschiedenen, alle Pflanzen die dieser gesät hatte, Yuca, Mais u. s. w., „pour bannir entièrement la mémoire du défunt de leur souvenir. Il arrive de là, que les héritiers n'ayant plus de quoi vivre, sont obligés d'emprunter de leurs voisins de quoi subsister jusqu'à la nouvelle récolte. [5]) Wie uns Pater Gilij berichtet, hatten einige Orinokostämme den Gebrauch, alles Geräthe, was dem Verstorbenen gehörte, zu zerbrechen und zu verbrennen, ja selbst die Pflanzen und Wurzeln, die er gesteckt oder gesät hatte mit Stumpf und Stiel auszurotten. „Herr Gilij that bey einer solchen Gelegenheit dem Oberhaupte der Monaitis, dem seine Tochter gestorben war, Vorstellungen über diese seltsame und schändliche Gewohnheit: „Ach, erwiederte er, ich pflanzte diese *Pananas* und diese *Yuca*-wurzeln um meine Tochter zu speisen und zu kleiden. Dazu kann ich sie jetzt nicht mehr brauchen! Was sollen sie mir also, da sie mich täglich an meinen schmerzlichen Verlust erinnern würden?" [6]) Nach Humboldt huldigten vor allem die Tamanaken dieser Sitte. [7]) Auch die Yuracarés in Bolivien hüten sich, wie wir schon gesehen haben, die Erträgnisse von dem Felde des

[1]) van Berkel, a. a. O., S. 268, 269.
[2]) D. Ph. Fermins, Ausführliche historisch physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam. Berlin, 1775. S. 75. [3]) van Berkel, a. a. O., S. 55.
[4]) Rich. Schomburgk, a. a. O., I, S. 458/459. Vergl. auch: Appun, Ausland 1871, S. 124, u. Gumilla, a. a. O., I. S. 315. [5]) Gumilla, I. S. 326/327. [6]) Aufsätze, S. 105.
[7]) A. v. Humboldt, Reise etc.. Deutsch von Hauff, Bd. IV, S. 111.

Verstorbenen für sich zu verwenden.[1]) Die Warraus begraben ihre Todten in Hängematten eingewickelt, in sitzender Stellung, wobei alle Habseligkeiten und Waffen derselben, sowie Brod und Früchte und getrocknete Fische um die Leiche herum gelegt werden. Ausserdem wird der vorher erschlagene Jagdhund des Verstorbenen ebenfalls mit in das Grab gelegt und dieses darauf zugeschüttet.[2]) Ausführlich beschreibt uns APPUN die Bestattung eines Makuschi: „..... Dem Todten wurde als Schmuck ein altes, ungewaschenes Hemd und ein vorsündfluthlicher Cylinder, ohne Krämpe, der in räthselhafter Weise seinen Weg in diese Wildnis gefunden hatte, auf den Kopf gesetzt..... Am nächsten Tag um 10 Uhr Morgens fand das Begräbnis statt.... Der Todte wurde in zusammengekauerter Stellung in seiner Hängematte nach dem von der Niederlassung eine Viertelstunde entfernten Grab in die Savane hinausgetragen. Dort wurde ihm das Hemd ausgezogen, er selbst aus der Hängematte gehoben und in sitzender Stellung, den Cylinder auf dem Kopf in das Grab hinabgesenkt....."

„Feuerholz und Feuerzeug, sowie ein Bogen mit Pfeilen wurde ihm auf seine weite Reise nach den jenseitigen Jagdgefilden deshalb mitgegeben, damit er während der Reise seine Nahrung schiessen und rösten könne.[3]) Nach SCHOMBURGK, der dem Begräbnis einer Makuschifrau beiwohnte, schüttete der Wittwer rothe Farbe aus einer Calebasse über die Leiche und zerschlug hierauf das Gefäss, sodass dessen Trümmer in die Grube fielen. Die Handhabe schleuderte er vor die Hütte. Nachdem dann alle Verwandte allerhand Kleinigkeiten, Stücke Knochen, Brod, Früchte auf die Leiche geworfen hatten, ward diese mit aneinander passenden Palmenlatten belegt.... Unter fortwährendem Klagegeheul brachten die Weiber Wasser, was der Wittwer und die Schwester der Verstorbenen auf die ausgeworfene Erde gossen, welche etwa einen Fuss hoch über die Leiche ausgebreitet wurde. Eingelegte Geräthschaften der Verstorbenen und Erde füllten nun das Grab vollends..... Vor der Hütte wurden die Hängematte und die übrigen Besitzthümer der Verstorbenen verbrannt und die Asche ringsum ausgestreut.[4]) Die Arekunas, die Nachbarn der Makuschi, begraben nach NATTERER die zurückgelassenen Effekten.[5]) Von den Stämmen des oberen Rio Branco schreibt COUDREAU: „Les vêtements qui appartenaient au défunt, ses parures, les engins de chasse et de pêche sont enterrés avec lui ou détruits."[6]) Die Wayana (Rukuyenne) bekleiden den Leichnam eines verstorbenen Angehörigen, bevor sie ihn verbrennen, mit seinem schönsten Schmucke, setzen ihm eine aus den buntesten Federn bestehende Krone auf und hängen ihm seine Halsbänder, seinen hölzernen Kamm und seine Flöte aus Rehknochen um den Hals; Arme und Beine werden mit Ringen bedeckt. Wärend dieser Ausschmückung wirft die jammernde Wittwe alles irdene Geschirr, dessen sich der Verstorbene bedient hat, auf den Boden und verschont in ihrem Schmerze nichts. Alles, was ihm gehörte, wird sofort zerstört.[7]) Auf seiner zweiten Reise besuchte CREVAUX das Grab eines früheren *Piay* der Wayana, der in seiner Eigenschaft als Zauberarzt nicht wie die übrigen Menschen verbrannt, sondern in seiner Hängematte in einem 2 M. tiefen, offenen Loch beigesetzt war. Der vollständig roth bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geschmückt, und um

---

[1]) D'ORBIGNY, a. a. O., p. 93 & 164.
[2]) APPUN, Ausland 1871, S. 182. RICH. SCHOMBURGK, a. a. O., II. S. 446.
[3]) APPUN, Ausland 1871, S. 446. [4]) MARTIUS: Beiträge I. S. 649. [5]) Ebenda, I. S. 621.
[6]) H. COUDREAU, La France équinoxiale, II. S. 397/398.
[7]) Globus, 37, S. 71. I. CREVAUX, Voyages etc. p. 120. f.

die Stirn lag als Emblem der Herrschaft eine Art Krone aus Kaimanschuppen. Um den Hals trug er eine kleine knöcherne Flöte und mehrere Säckchen, welche Farben enthielten. Neben ihm stand ein grosses aber leeres Gefäss, denn die Rukuyenne geben ihren Todten keine Lebensmittel mit (?) und unter seiner Hand lagen Bogen, Pfeile und Keule, damit er sich gegen seine Feinde vertheidigen und für seine Nahrung sorgen könnte. [1]) Die Piaroas legen neben ihre Verstorbenen Cassave, Bananen, ein Blasrohr und einen Köcher, der mit Curare vergiftete Pfeile enthält. [2]) Als Robert Schomburgk das Grab einer Taruma-Indianerin untersuchte, fand er ihre Gebeine in einem Borkkahn liegen, in dem sich zugleich auch eine Flasche mit Wasser befand, damit sie auf dem Wege zur anderen Welt keinen Durst zu leiden habe. [3]) Die riesigen Häuser mancher Uaupés-Stämme, wie der Uacarrás u. a., dienen auch als Grabstätte für alle Bewohner. Die Leichen werden in der Hängematte mit den Armbändern, der Tabaksbüchse und anderem Tand in 4 bis 5 Fuss tiefen Gruben unter dem gewöhnlichen Todtengeheul bestattet. [4]) Stirbt bei den Manaos ein angesehener Mann, so werden ihm seine Kleider und sein Schmuck und die zerbrochenen Waffen mit ins Grab gelegt. [5]) Die Bewohner der Landschaft Vallis Tuniae in Neu Granada (Chibchas(?)) bereiteten ihren Königen ein herrliches Begräbnis. Sie „legen jhnen guldene Halsbandt an, die mit Edelgestein und Schmaragdt versetzt sindt." [6]) „Einige Stämme Columbias versahen den Todten mit allerhand Lebensmitteln in dem Glauben, dass er sich daran erfrischen könnte." [7]) Bei den Quimbayas, einer Unterabtheilung der Chibchas, wurden die todten Häuptlinge in grossen, geräumigen Gräbern beigesetzt und ihnen ihre Habe, ihr Schmuck, ihre Waffen, eine Anzahl lebender Weiber und Sklaven, dazu Speise und Trank ins Grab mitgegeben. [8]) Die Chibchas balsamierten die Leichen der Herrscher mit einer Harzmischung ein, umhüllten sie mit reichen Gewändern und begruben sie mit Gold und Edelsteinen geschmückt in unterirdischen Gewölben. Nach Oviedo u. a. wären die Häuptlinge in goldenen Särgen mit ihren Schätzen ins Wasser versenkt worden. Zu den Leichen legte man einige Lebensmittel, Wasser, Schmuckgegenstände und die im Leben so beliebte *Chicha*. [9])

Bei den Jumanas werden die Todten mit zusammengekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, zugleich mit den dazu zerbrochenen Waffen und einigen in den Schoos gelegten Früchten, in einem grossen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie unter Heulen und Tanzen Früchte und die Kleider des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen wieder weggenommen und den Kindern gegeben (— wohl nicht die ursprüngliche Sitte —) oder verbrannt werden. [10]) Die Passés begraben ihre Todten in einer runden Grube. Nur die Leiche des Prinzipals wird begleitet; seine Waffen werden über dem Grabe verbrannt. [11]) Wenn bei den christlichen Indianern von Tumupasa in der bolivianischen Provinz Caupolican einer stirbt, so muss die Wittwe während acht oder vierzehn Tagen nach Mitternacht aufstehen, um die Hütte zu umkreisen und um mit Jammergeschrei und Trauergesängen alles, was dem Manne gehörte, zu zerstören und zu vergraben. [12]) Die Yamamadi beerdigen ihre Todten in hockender Stellung

[1]) Globus, 40. S. 70. [2]) Crevaux, a. a. O., p. 548. [3]) Rich. Schomburgk, Reisen etc. II. S. 469.
[4]) Martius, a. a. O., I. S. 598. A. R. Wallace: Travels on the Amazon and Rio Negro, ed. II, 1889. S. 346.
[5]) Martius, a. a. O., I. S. 590. [6]) Petrus Martyr, a. a. O., I. S. 109.
[7]) Ethnographisches Archiv, Bd. 23, S. 354. [8]) Globus, 64. S. 244.
[9]) Ausland 1872, S. 389. Waitz, IV. S. 366. [10]) Martius, a. a. O., III. S. 1182.
[11]) Ebenda, S. 1186. [12]) Globus, 60. S. 120.

im Walde unter Beigabe ihrer Waffen, welche zerbrochen werden.[1]) Bei den Jipurina werden die Leichname der Verstorbenen in sitzender Stellung und zwar im Hause selbst, das nicht verlassen wird, zur Erde bestattet. Ein Topf mit Wasser wird aufs Grab gesetzt, damit der Todte im Falle des Durstes noch einmal trinken könne. Auch Bogen, Pfeile und ähnliche Gegenstände, welche ihm während des Lebens angehörten und ihm die Mittel zu seiner Existenz boten, werden daselbst niedergelegt.[2]) Eigenthümliche Vorstellungen über eine zeitweilige Wiederkehr der körperlich gedachten Seele nach dem Tode und über ihr Verlangen nach irdischen Genüssen finden sich bei den Conibos und anderen Ucayalistämmen: Après avoir enterré le corps, on brise tout ce que contenait la maison et l'on y met le feu. On couvre le lieu où elle s'élevait, d'une épaisse couche de cendres, qui est destinée a porter les traces de l'âme, si elle vient à errer pendant la nuit. Les sorciers s'arrangent souvent de manière qu'on trouve de ces sortes d'indices; dans ce cas, on réunit pendant huit ou quinze jours des provisions de toute espèce, telles que des tortues, du maïs, de la chicha etc. etc. Tous les voisins sont présents; les sorciers viennent s'asseoir gravement et après avoir fumé quelque temps au milieu d'un profond silence, l'un d'entre eux commence un discours d'une voix monotone, puis il en change tout à coup le son, et prétend que l'âme lui a répondu et lui a adressé des reproches sur ce qu'on ne lui à rien donné à manger, les sorciers dévorent ensuite ce qui a été préparé et se retirent en déclarant que l'âme est satisfaite."[3]) Auch hier haben wir wieder ein Beispiel, wie der Zauberarzt den Geisterglauben des Volkes zu seinem eigenen Vortheil ausnutzt.

Die Yaguas vernichten bei dem Tod eines Angehörigen sein ganzes Eigenthum, ja alles, was er berührt hat. Man tödtet seine Hausthiere und zerstört seine Pflanzung. Stirbt ein Kind, so giebt ihm der Vater seine Waffen, die Mutter ihre Schmucksachen mit ins Grab.[4]) Die Mundurucú begraben den Dahingeschiedenen in hockender Stellung in der eigenen Hütte unter der Hängematte, unter Beigabe seiner Waffen, seines Federschmucks und einiger kleineren Gegenstände.[5]) Die Muras des unteren Purus beerdigen ihre Verstorbenen bisweilen im Hause selbst, gewöhnlich aber ausserhalb desselben und legen alle Habe auf ihr Grab.[6]) Die Apiacás bestatten die Leiche am Todestag, das Haupt in der allgemein gebräuchlichen Lage an den Knieen, mit einigen Federn geschmückt, verbrennen die Waffen und baumwollenen Geräthe und zerschlagen die Geschirre.[7]) Alle Stämme des Kulisehu, die Bakairi, Kamayurá, Auetö, Yaulapiti u. a. beerdigen ihre Todten; der Körper liegt West — Ost, so dass der Kopf nach Sonnenaufgang schaut, das Grab befindet sich in geringer Tiefe auf dem Dorfplatz. Der Leichnam ist in die Hängematte eingewickelt, die Beigaben sind für den Mann Bogen und Pfeile, für die Frau Siebmatte, Spindel und Topf. Die irdische Arbeitstheilung dauert auch im Jenseits fort. Wenn die Kamayurá einen Häuptling begraben haben, so werden am Grab Feuer angezündet; jeder Mann zerbricht sein Wurfholz und die zugehörigen Pfeile und wirft sie in das Feuer.

Die Suyá setzen ihre Todten nach Angabe der Kamayurá in hockender Stellung bei, den Kopf mit dem Federschmuck zurückgeneigt und den Blick nach Sonnenuntergang gerichtet.[8]) Bei den Paressi werden die Todten im Hause mit dem Kopf im Osten

[1]) Ehrenreich, Beiträge etc., S. 58. [2]) Ehrenreich, a. a. O., S. 66. Ausland 1887, S. 539 (Nach Gust. Wallis.) [3]) Castelnau, a. a. O, IV, S. 385/386. [4]) Castelnau, V, S. 20, 25.
[5]) H. Coudreau, Voyage au Tapajoz. Paris 1897, p. 127. [6]) Wallace, a. a. O., S. 356.
[7]) Martius, Beiträge I, S. 404. [8]) Von den Steinen, Naturvölker, S. 339.

beerdigt. In das Grab legt man die Hängematte, Federschmuck, Armbänder, eine Halskette mit schwarzen Früchten und reichlichen Reiseproviant von Branntwein, *Beijú*, Fleisch vom Waldschwein, Salz, einen kleinen Trinkkürbis.[1]) Die alten Tupinambas wuschen den Leichnam und bemalten ihn mit verschiedenen Farben. „Sie begraben mit ihm all sein Reichthumb und beste Sachen / und wann der Todte bey seinem Leben ein Geschenk / von einem oder den anderen / hat bekommen / wird es demselbigen / so es geben / wiederumb zugestellt dann wo es nicht geschieht / so mag er sein Geschenk wieder fordern / wo und bey wem er es siehet. Das Grab lassen sie offen stehen / welches die Verwandten alle Tage besuchen / und mit Speise füllen: Dann sie sagen / wann der Abgestorbene sich müde genug hab getantzet / so komme er an solchen Ort / und esse".[2]) Denn sie halten es darfür / dass auch die Todten essen / und etlichmal auff dem Wege ruhen und schlafen müssen".[3]) In ähnlicher Weise bestattet auch der kleine Tupistamm am mittleren Uruguay seine Abgestorbenen, Azara beschreibt uns das Grab eines erwachsenen Indianers dieses Stammes, das ebenfalls nicht mit Erde ausgefüllt war. Um die Grube herum lagen der Bogen, die Pfeile und die Keule des Verstorbenen, und an den vier Ecken waren an dicken Pfählen vier Hunde angebunden; die letzteren waren jedoch schon todt, als man das Grabmal entdeckte.[4]) Von den Begräbnisceremonien anderer brasilianischer Stämme berichtet uns ohne genauere Stammesangabe der verstorbene Rath. Bei dem Todesfalle eines Mannes waschen zunächst die Weiber unter Schreien und Wehklagen den Leichnam. Je nach seinem Range geben sie sich die grösste Mühe, ihn zu bemalen, ihm die Bart- und anderen Haare auszuraufen, ausgenommen die Kopfhaare, wie es im Leben Sitte ist. Hierauf wird demselben aller Staat angelegt, welcher den Krieger oder Anführer auszeichnet, wenn er auf seinen Kriegs- und Siegesfesten ist, dann reiben sie ihn sorgfältig mit *Copaiva-* oder *Mamoca*-Oel ein. An den Füssen, dem Hals und den Handgelenken werden Klappergeräthe, welche aus Muscheln, Knochen, Nüssen, Samenschalen, Hufen, oder Klauen gemacht sind, angebracht und zum Beschluss putzt man den Oberkopf mit dem Federschmuck, wenn der Betreffende hierzu im Leben berechtigt war; wenn nicht, so klebt man ihm blos einige Federn in das Haar und Gesicht. Der Todte wird, solchergestalt vorbereitet, nun da aufgestellt, wo er gewöhnlich zu essen pflegte, vor ihn hin stellt man alle Gefässe, aus denen er ass und trank. Dies letztere geschieht von den Weibern unter den gebräuchlichen Ceremonien, Schreien und Wehklagen. Unterdessen bringen die Söhne oder die nächsten männlichen Verwandten alle seine Waffen, Jagd- oder Fischereigeräthe, legen sie neben den Todten und empfehlen ihm bei jedem Stück, es ja wohl zu gebrauchen und ohne Fehlstreich die ihm begegnenden Feinde zu bekämpfen. So geschieht es bei allen Geräthen, je nach Gebrauch und Zweck. Nach allen möglichen Feierlichkeiten, Tänzen, Gesängen, u. s. w. ziehen mit der Abenddämmerung die Männer ab, und nur die Weiber bleiben bei der Leiche, welcher sie Leckerbissen vorsetzen..... War der Verstorbene ein Anführer, so wird er in seine Hängematte eingenäht; da, wo er gewöhnlich geschlafen, wird ein Loch gemacht, der Todte hineingesetzt, Waffen, Geräthe, und Lebensmittel ringsum ihn gestellt und zuletzt ihm seine volle Trinkschale auf den Kopf gesetzt. Palmzweige decken denselben und dann erst wird Erde aufgeworfen. War der Todte ein Jüngling und besass er einen genügend grossen Topf, so wird er hinein-

[1]) von den Steinen, Naturvölker, S. 434. [2]) Gottfriedt, a. a. O., S. 143. [3]) Ebenda, S. 117, 137.
[4]) Azara, Reise nach Südamerika, Deutsch v. Walkenaer. Berlin 1810, S. 219.

gesetzt mit allem, was sein war.[1]) Die Guaranis behängten den Leib des Todten mit allen seinen Zierrathen, malten ihn festlich an, und begruben ihn mit allen seinen Waffen, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, wo nach ihrer Meinung das Paradies lag.[2]) Aehnlich verfahren nach demselben Gewährsmann die den Guaranis nahe verwandten Guarayos im fernen Bolivia. Sie schmücken den Leichnam mit bunten Farben „comme pour un jour de fête" und bestatten ihn mit nach Osten gewendetem Gesicht in dem Hause, das ihm bei Lebzeiten gehörte.[3]) Auch die Chiriguanos und Chiquitos, die ebenfalls zum grossen Guaranivolke gehören, beerdigen ihre Abgestorbenen mit Waffen und Lebensmitteln.[4]) Bei den interessanten Begräbnisceremonien der Bororó wird der ganze Besitz des Todten verbrannt und in einem pantomimischen Tanz den Verstorbenen, die selbst erscheinen, klar gemacht, dass man nichts von ihrem neuen Genossen zurückbehält, dass sie also auch künftighin im Dorf nichts mehr zu suchen haben. Es wird ein helles Feuer angezündet und ein gewaltiger Kram von allem möglichen Hausrath herbeigeschleppt, Körbe, Feuerfächer, Bastbinden, Rindengürtel, Decken, viele Maiskolben, Kürbisse, Muscheln, Bogen und Pfeilbündel werden zerbrochen und alles in einem Haufen zusammengeworfen. Dann werfen einige Männer die Sachen, ringsum tanzend und immer bald rechts, bald links zur Seite tretend, in die Flammen, während andere zum nahen Fluss laufen und dort Messer und Beile hineinschleudern. „Der Grundgedanke aller Feierlichkeiten, sagt v. d. Steinen, ist die Furcht, der Todte kehre zurück, Lebende zu holen. Man will ihm nichts von seiner Habe vorenthalten, „was er mit späteren unangenehmen Besuchen bei den Hinterbliebenen zu reklamieren hätte".[5])

Die meisten Forscher, wie Neuwied, Steinen, Hilaire, Martius und neuerdings Ehrenreich stimmen darin überein, dass die Botokuden ihre Todten ohne Beigabe beerdigen. Waffen und Geräthe werden nach Martius dem Verstorbenen nicht mit ins Grab gegeben und nur selten jene darauf verbrannt.[6]) Im theilweisen Gegensatz hierzu schildert der vorher erwähnte Rath die gewöhnliche Begräbnisweise der Ingraecknungs, einer Botokudenhorde, wie folgt: „Wenn es einen der Anführer betrifft, so wird die Leiche gerade so aufgeputzt wie im Leben, gemalt und angethan mit allem Kriegsschmuck, in sitzende Stellung vermöge *Cipos* gebracht und zwar an der Stelle, wo er gewöhnlich geschlafen hat. Um ihn her wird all sein Kriegs- und Speisegeräthe gestellt.... Geringere Personen des Stammes, sowie Weiber, welche nicht in die Campos der Freude kommen, bedürfen weder der Speisen noch der Waffen, denn ihre Geister oder Seelen verweilen nur so lange in der Nähe, bis die Körper ganz verwest sind."[7]) Die Maconis stellen auf den Grabhügel der Erwachsenen Fleisch und Früchte und zünden Feuer an, damit dem Abgeschiedenen keines seiner Bedürfnisse fehlte. Späterhin stecken sie einen Spiess auf das Grab und bauen eine Hütte darauf.[8]) Die Kamakan haben eine grosse Scheu vor der rächenden Wiederkehr ihrer verstorbenen Verwandten. Daher sollen sie ihnen ins Grab *Cuja*, *Panella* (Kochtopf) etwas *Caüi* (Getränk) sowie Bogen und Pfeile mitgeben. Diese Gegenstände legen sie unter den Todten; dann füllen sie die Grube mit Erde und zünden ein Feuer darauf an.[9]) Das Grab wird hoch mit Palmblättern bedeckt und darauf von Zeit

[1]) Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthr., Ethnol., u. Urgesch., 1891, S. 28 ff.
[2]) d'Orbigny, a. a. O., p. 337. [3]) Ebenda, p. 342. [4]) Ebenda, p. 265 u. 347.
[5]) K. von den Steinen, a. a. O., S. 497, 506 ff. [6]) Martius, a. a. O., S. 326. Ehrenreich in Zeitschr. f. Ethnol. 19, 1887, S. 33. Max v. Wied, Reise in Brasilien, II, S. 56.
[7]) a. a. O., S. 27. [8]) Martius, Reise II, S. 492. [9]) Max. v. Wied, II, S. 222.

zu Zeit frisches Fleisch gelegt. Ein Kamakan hatte seine Frau verloren und wurde vom Missionar deshalb getröstet. Eine Trennung der Seele vom Leib konnte er nicht denken. Auf die Frage, wo seine Frau jetzt sei, antwortet er: in der Kirche, wo sie begraben lag; dahin verlangte er ihr Schweinefleisch oder irgend ein anderes Gericht zu bringen, bis er das ihr angenehmste gewählt habe. Er setzte hinzu, dass den Verstorbenen vorzüglich Schlangenfleisch willkommen sei, und deshalb ginge man den Schlangen mit einer frommen Scheu aus dem Wege.[1]) Die Coroados am Rio Xipoto legen auf das Grab eine Zeit lang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen und Wildpret.[2]) Die Karayá stellen unter die Leiche, die in einer rechteckigen, nicht sehr tiefen Grube von *Buriti*-Matten eingehüllt in horizontaler Lage freischwebend aufgehängt ist, ein mit Speisen gefülltes Gefäss. Neben das Grab setzt man eine *Cuye* (Kürbisschale) nieder mit Speise und Trank für die Seele, welche die erste Zeit nach der Beerdigung in der Nähe des Grabes verweilt.[3]) Dass der Verstorbene in allem Schmuck beerdigt wird; scheint aus dem Todtengesang hervorzugehen, indem eine den Todten darstellende Person die Hinterbliebenen um Tabak bittet und die Vorsänger fragt, ob sie ihm den Lippenpflock aus Perlmutter angelegt haben.[4]) Bei den Kayapó wird die Leiche sitzend in eine Grube versenkt, die auch die Waffen des Verstorbenen und Speise aufnimmt. Das hinterlassene Vieh wird alsogleich geschlachtet und unter Tanz und Gesang als Todtenmahl verzehrt.[5]) Die Chavantes übergeben ihre Todten unter lautem Heulen und Wehklagen in hockender Stellung der Erde. Daneben legt man Bogen, Pfeile und einige Lebensmittel. Die übrigen Habseligkeiten des Verstorbenen werden verbrannt.[6]) — Einige Chaco-Stämme bringen die Leichen zu irgend einer sumpfigen Stelle im Walde, wo sie dieselben mit Laub, Zweigen und Erde bedecken und daneben ein irdenes Gefäss mit Wasser stellen.[7]) Die nächsten Verwandten trauern solange, bis alles Wasser in diesem Gefäss verdunstet ist, in der Regel 4—5 Wochen. Sie glauben offenbar, dass der Geist des Todten während dieser Zeit noch in der Nähe des Grabes weile und seinen Durst an dem Wasser stille. Die Mbocobi oder Tobas begraben mit dem Todten alles, was ihm gehört,[8]) und die Matacos verbrennen bei dem Tod eines der Ihrigen seine ganze Habe, damit er sie im anderen Leben wiederfinde.[9]) Dieser letztere Stamm setzt gewöhnlich neben die Gräber Gefässe mit Wasser, denn sie glauben, dass die Seele (*aoot*), die den Körper bei Lebzeiten inne hatte, den Leichnam aufsuche, um mit anderen Seelen dort ihren Durst zu löschen.[10]) Die Lules, die am Pilcomayo[10]) wohnten und seit Ende des 16. Jahrhunderts im Bereich der Katechese standen, begruben ihre Dahingeschiedenen, deren Eigenthum verbrannt wurde, in zusammengebogener Stellung.[11]) Bei den Mbayas werden die Leichname an dem gemeinschaftlich dazu bestimmten Orte mit allen Kostbarkeiten, Kleidungsstücken und Waffen des Verstorbenen zur Erde bestattet und zugleich auch auf dem Grabhügel vier bis sechs seiner besten Pferde umgebracht. „Dieser Gebrauch, sagt Azara, hat seinen Grund darin, dass alle wilden Indianer einen ausserordentlichen Abscheu (d. h. Furcht) vor den Todten haben, und durchaus nichts behalten und um sich leiden wollen, was sie an dieselben erinnern kann."[12]) Sobald ein Lengua

[1]) Martius, Reise II, S. 695. [2]) Ebenda I, S. 383. [3]) Ehrenreich, Beiträge etc., S. 31.
[4]) Ebenda, S. 30. Derselbe in: Zeitschr. f. Ethnol. 1894, S. 60 (Karayá Sprache).
[5]) Martius, Beiträge I, S. 268. [6]) Ebenda, S. 275. [7]) Alb. Amerlan, im Globus 42, S. 186.
[8]) d'Orbigny, a. a. O., S. 232. [9]) Ebenda, S. 238.
[10]) Baldrich, El Chaco Central Norte, 1890, p. 243. [11]) Waitz, III, S. 480.
[12]) Azara, Deutsch von Walkenaer, S. 252.

den letzten Athemzug ausgehaucht hat, wickeln ihn einige alte Weiber, so geschwind sie können, mit allen Kleidungstücken die er besitzt, in seine Decke von Zeug oder von Fellen ein und verscharren ihn oberflächlich in der Erde.[1] Auch von den Chapacura im nördlichen Chaco und den Samucus am Paraguay wird uns bezeugt, dass sie ihre Todten mit den Waffen und anderen Lieblingsgegenständen bestatten.[2] Die Tschamakoko, die offenbar mit den alten Zamucos oder Samucus identisch sind, übergeben ihre Dahingeschiedenen mit *Uruku* bemalt und mit dem Festschmuck bekleidet, der Erde.[3] Die Payaguas am Paraguay begraben ihre Todten auf kleinen Inseln des Stromes und legen auf ihren Gräbern Waffen und Geräthe nieder.[4] Nach Azara liessen diese Indianer den Verstorbenen mit seinen Waffen und sämmtlichen Kleidungsstücken durch alte Weiber in seinen Mantel einhüllen und dann begraben. Auf das Grab von solchen Männern, die ihnen besonders lieb und werth waren, stellten sie eine Menge buntbemalter, irdener Töpfe auf einander, und zwar so, dass die Öffnung derselben abwärts gekehrt war.[5] Bei den Guaycuru werden Männer und Weiber im Federschmuck oder bemalt, jene mit den Waffen und sämmtlichen Hausgeräth (Rath a. a. O., S. 24) begraben. Auf dem Grabe des Anführers wird sein Lieblingspferd geschlachtet.[6] Die Abiponer beerdigen ihre Todten mit allem, was ihnen im Leben zugehört hat oder verbrennen alle ihre Geräthschaften auf einem Schutthaufen.[7] Sie geben ihnen Bogen und Pfeile mit ins Grab, „afin qu'ils puissent se procurer leur subsistance dans l'autre monde, et qu'ils ne soient pas forcés par la faim à revenir sur la terre pour y tourmenter les vivans."[8] Auf den Grabhügel selbst setzen sie einen umgestürzten Krug, dessen sich der Verstorbene bedienen soll, wenn ihn dürstet; nicht weit davon hängen sie ein Kleid an einem Baum auf, damit er eins bei der Hand hat, wenn ihm etwa die Lust ankommen sollte, sich noch einmal auf der Welt umzusehen, und endlich pflanzen sie noch eine Lanze an dem Grabe auf, damit es ihm nicht an Waffen zum Kriege und zur Jagd mangle. Ist der Verstorbene ein Kazike oder sonst ein tapferer Krieger gewesen, so stechen sie die Pferde, die ihm am liebsten waren, mit einem gewissen Gepränge nieder und pflanzen sie auf Pfählen um sein Grab.[9] Sobald ein Charrua gestorben ist, tragen die Hinterbliebenen seinen Leichnam an einen besonders dazu bestimmten Ort und begraben ihn daselbst mit seinen Waffen und seinen sämmtlichen Kleidungsstücken und Geräthschaften. Einige befehlen auch noch vor ihrem Tode, dass ihr Lieblingspferd auf dem Grabe umgebracht werden soll, und dies wird alsdann immer von einem Freunde oder einem Verwandten pünktlich vollzogen.[10] Die Ranqueles der südlichen argentinischen Pampas begraben ihre Todten in länglichen Gruben, umgeben von allem Lebensbedarf und schlachten auf dem Grab ein Pferd und andere Thiere.[11] Von den Calchaquis, die in der Gegend des heutigen Tucuman wohnten, fand man vor einiger Zeit eine Graburne von grosser Schönheit und sonderbarer Bemalung. Sie enthielt Knochen von einem erwachsenen Manne und eine kleine Urne mit trefflich erhaltenem geröstetem Mais. Nach den unter der heutigen Bevölkerung jener Gegend erhaltenen Traditionen war die Speise bestimmt für den Todten, welcher an der Meeresküste wiederauferstehen werde.[12] Derselbe Stamm beerdigte seine Todten mit ihren liebsten Hausthieren,

[1] Azara, S. 277. [2] d'Orbigny, a. a. O., S. 257, 290. [3] Globus, 67, S. 325 ff.
[4] Globus, 34, S. 95. [5] Azara, a. a. O., S. 270/271. [6] Martius, Beiträge I, S. 233.
[7] Azara, S. 285. Aufsätze etc. S. 84. d'Orbigny, S. 241.
[8] A. I. Helms: Voyage dans l'Amérique méridionale commençant par Buénos Ayres et Potosi jusqu'à Lima. Paris 1812, p. 141.
[9] Aufsätze, S. 82. [10] Azara, S. 185. [11] Globus, 65, S. 396. [12] Ausland 1891, S. 946.

Waffen und Kleidern in grossen Urnen.[1]) Bei der Leichenfeier der Tehuelchen spielt das Pferd eine grosse Rolle. Für alte Leute freilich wird, wenn sie sterben, nur einmal ein solches geschlachtet und ein schlechtes; bei dem Tode eines jungen Mannes aber, dessen Seele längere Zeit unter der Erde bleiben muss, bis sie das nöthige Alter erreicht hat, um auf der Erde wiedergeboren werden zu können, wird ein Pferd mit seinen später zu verbrennenden Sachen geschmückt und dann erstickt. Auch Bekannte und Freunde liefern oft zu diesem Schmuck einen Beitrag und bekommen dann dafür ein Stück Braten von dem Pferde.[2]) Nach Musters werden bei einem Todesfall alle Pferde, Hunde und sonstigen Thiere des Verstorbenen getödtet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas und wie immer Namen habende Geräthe auf einen Haufen geworfen und verbrannt.

Bei dem Tode eines Kindes zeigen die Eltern aufrichtigen Schmerz. Das Pferd, auf dem es während des Marsches zu reisen pflegte, wird herbei gebracht, das Zeug, selbst bis zur Wiege, auf dasselbe gelegt und das völlig ausstaffierte Pferd mit *Lazos* erdrosselt, während man bei allen anderen Ceremonien, wo Pferde getödtet werden, dieselben mit *Bolas* auf den Kopf schlägt. Das Sattelzeug, die Wiege und alles, was dem Kind gehörte, wird verbrannt, wobei die Frauen schreien und singen.[3]) Mit der gänzlichen Vernichtung der Habe eines Verstorbenen ist natürlich ein grosser materieller Schaden für den ganzen Stamm verbunden. Mit Recht schreibt deshalb d'Orbigny von dieser Sitte: „Ce dernier usage oppose une barrière insurmontable à toute civilisation, car ne conservant jamais rien de ce qu'ils ont pu amasser, ils demeurent toujours pauvres et ne sauraient assez multiplier les troupeaux pour subvenir à leur nourriture, ce qui les empêche de se fixer".[4]) Bei den Pehuenchen wird der Todte auf ein Pferd gebunden und zu Grabe geführt, in welchem man für ihn ein Bett zurecht macht. Auf dieses setzt man ihn, giebt ihm den Zaun in die Hand und erstickt dann das Pferd.[5]) Auch die Puelchen beerdigen den Verstorbenen mit seinen Waffen und Lieblingsgegenständen.[6]) Stirbt bei den Poyuchen ein Krieger, so wird seine Leiche auf eine Rosshaut gelegt und bedeckt mit den grössten Pretiosen, mit silbernen Steigbügeln, Sporen etc., wie eine Mumie in die Haut eingeschnürt, dann auf den Rücken des Lieblingspferdes festgebunden, dem man zuvor das linke Vorderbein gebrochen hat, damit sein hinkender Gang den Traueranblick vermehre. Auf einer Anhöhe wird das Grab geöffnet und die Leiche hineingesenkt sammt dem Rosse und etlichen Stück Vieh, die man auf dem Grab schlachtet zum Unterhalt des Todten. Alle bewegliche Habe wird verbrannt, damit nichts von ihm übrig bleibe.[7]) Alle chilenischen Stämme verlegen ihr Paradies jenseits des grossen Meers, in dem die Abendsonne untergeht; was der Verstorbene zur weiten Reise nöthig haben möchte, sein Streitzeug, seine Waffen und die nährenden Samen der *Araucaria* legt man ihm in sein flaches Grab. Dem Reichen giebt man wohl den besten Silberschmuck mit, und blutig ist die Rache, wenn der Chilene zur Plünderung der Leiche sich verführen lässt. Der Stamm der Huilliches hat die Gewohnheit den Todten und sein bestes Pferd zu balsamieren, am Rauche zu trocknen und spät erst zu begraben. Der Moluche bindet neben dem Grabe das Pferd an und lässt es da am Hunger sterben, wenn es ihm nicht gelingt, sich selbst zu befreien. Mit den Körpern der Weiber macht man keine Umstände, sondern begräbt sie am ersten Orte

[1]) Ausland, S. 944. [2]) Waitz, III, S. 505. [3]) Musters, S. 191/192.
[4]) d'Orbigny, S. 220. [5]) Waitz, III, S. 520. [6]) d'Orbigny, S. 223.
[7]) Ausland, 1861, S. 1180. (Nach Guinnard).

ohne Ceremonie.[1]) Die Araukaner ziehen bei einem Todesfall dem Verstorbenen seine besten Kleider an und legen ihn auf eine erhabene Todtenbahre, *pilluay* genannt. Am folgenden Tag wird der Leichnam auf den Begräbnisplatz gebracht und dort an der blossen Erde niedergelassen. Um ihn her legt man, je nach seinem Geschlecht, entweder seine Waffen, oder ist es ein Weib, allerlei weibliche Geräthschaften, mit diesen aber eine grosse Menge Lebensmittel, auch Wein und Cider im Ueberfluss. Der Meinung der Araukaner zu Folge dienen diese Lebensmittel der abgeschiedenen Seele auf ihrer Reise bis an den Ort ihrer Bestimmung. Von einigen wird sogar ein Pferd getödtet und zugleich mit dem Leichnam verscharrt. Das Grab wird mit Cider übergossen.[2]) Stirbt ein Kazike, so wird sein Schlachtross geschlachtet, das Fleisch mit in das Grab gelegt und die Haut ausgestopft über dem Steinhaufen, welcher das Grab des Häuptlings bedeckt und auf dem seine Lanze aufgepflanzt ist, aufgehängt.[3]) Die Atacamas begruben ihre Todten mit zusammengekrümmten Gliedern in hockender Stellung und umgeben von ihrem Schmuck und allen ihren Haushaltungsgegenständen, wie Töpfen, Körben u. s. w. Je nach dem Geschlecht gab man den Verstorbenen Spindel, Garn und Webstuhl oder Waffen mit.[4]) Schon die ersten Entdecker berichten uns von den nördlichen Anwohnern der Magalhaensstrasse, dass sie ihre Verstorbenen auf Steinfelsen am Ufer des Meeres begruben, „mit Bogen / Pfeilen und allem Zierrath / was ihnen im Leben am liebsten gewesen / dem Todten legen sie ein sonderlich Art Schilff / die sie am Ufer des Meeres finden unnd sehr viel dar von halten / unter das Haupt / das Grab bestecken sie rund umbher / mit dess verstorbenen Pfeilen / die roth angestrichen / wie sie sich auch im Leben pflegen zu vermahlen.[5]) Einmal fand man am Ufer „zween todte Körper nach Art dess Landes mit wenig Erden bedeckt / und mit auffgesteckten Bogen unnd Pfeilen ringsumb gezieret.[6]) Die Jagan auf Feuerland hüllen bei einem Todesfall den fast noch warmen Körper des Verstorbenen in einige Lumpen, bringen ihn aus der Hütte und verscharren ihn. In dem Grabe werden, wenn es ein Mann ist, Stücke von Harpunen, von Wurfspiessen, Schleudern u. s. w., wenn es eine Frau ist, Netze und Fischgeräth mit der Leiche begraben.[7])

Die Chimus, ein hoch kultiviertes Volk im nordwestlichen Peru, setzten ihre Todten in Woll- und Federmäntel gekleidet in unterirdischen gemauerten Gewölben bei und gaben ihnen goldene und silberne Schmucksachen und Geräthe, Dinge des täglichen Gebrauchs und Waffen mit ins Grab. Damit man zu den Todten gelangen könne, wurden Röhren in der Grabdecke freigelassen, durch die man ihnen allerhand Speisen und Getränke in thönernen und silbernen Gefässen zuführen konnte.[8]) Aehnlich verfuhr das mächtige Kulturvolk der Quitus in Ecuador. Sie bestatteten ihre Todten in pyramidenförmigen oft riesigen Grabhügeln, legten ihnen ihre Waffen, Juwelen, und anderen Schmuckgegenstände zur Seite und stellten neben ihnen ihre mit *Chicha* gefüllten Trinkgefässe auf. Gewöhnlich wurden in den Grabhügeln enge Röhren oder Kanäle angebracht, durch die man die Todten mit *Chicha* versehen konnte. Die Krüge oder anderen Gefässe in den *Tolas* (Gräbern) waren so aufgestellt, dass sie mit den an die Oberfläche führenden Kanälen und Luftlöchern

---

[1]) Ed. Pöppig: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome. Leipzig, 1835, I, S. 393.
[2]) Molina: S. 72, f. — P. Treutler: 15 Jahre in Südamerika. Leipzig 1882, S. 73.
[3]) Treutler: S. 123, vgl. auch d'Orbigny: S. 184.
[4]) d'Orbigny, S. 151. [5]) Gottfriedt, S. 361. [6]) Ebenda, S. 458. [7]) Globus, 43, S. 156 ff.
[8]) Rudolf Cronau: Amerika, Leipz. 1892, I, S. 86 ff. — Squier: Peru. dtsch v. Schmick. Leipz. 1883, S. 174 ff.

korrespondierten.[1]) Auch die alten Peruaner glaubten, dass die Beschäftigungen in der künftigen Welt denen der gegenwärtigen sehr ähnlich sein würden. Deshalb begruben sie mit einem verstorbenen Edelmanne etwas von seiner Kleidung, seinen Geräthschaften und häufig auch von seinen Schätzen.[2]) Besonders den Leichen der Inkas wurden oft ungeheure Kostbarkeiten mit ins Grab gegeben. Auf die Gräber setzten sie Speisen und Getränke, „vermeinend, dass sie ihre Nahrung davon hätten". „Auch steckten sie dem Todten Silber in den Mund / Hand und Busen / zogen ihnen doppelte und gute Kleider unter das Todtenkleid an / dann sie hielten dafür / dass die Seelen ihrer Abgestorbenen umbher schweifften / auch Kälte / Hunger / Durst und Arbeit litten.[3]) Nach einer alten Nachricht versahen die Peruaner ihre Todten auf dieselbe Weise mit Getränk, wie die Chimus und Quitus: Sie „schütten der Begegnuss den abgestorbenen Leichnam durch ein Röhrlein das Getränk *Cicham* ein / geben jhnen hiemit / wie wir pflegen zu sagen / S. Johanns Segen.[4]) Die aus den Grabstätten ans Licht gezogenen Mumien sind häufig mit inneren Decken aus feiner Baumwolle umwickelt und darüber mit solchen verschiedener Farben und Muster umgeben, deren Stoff Vicuña- oder Alpacawolle ist. Zierrathen von Gold und Silber schmücken den Todten und Vasen von schöner Form stehen neben ihm. Mit den Todten sind Dinge begraben, die ihnen im Leben am wichtigsten waren und die dem Eigenthümer auch in einer anderen Welt nützlich sein sollten.[5]) Die Gebirgs-Aymaras pflegten nach LAS CASAS die Leichname ihrer Häuptlinge und grossen Herrn in das grosse oder Hauptzimmer ihres Hauses zu bringen und mit den Gefässen, Kleidern, Juwelen und Zierrathen zu umgeben, welche sie im Leben besessen hatten.[6])

Starb ein Quichua, so wurde er in vollem Schmuck und mit allem, was ihm im Leben theuer gewesen war, in einem mit Backsteinen ausgemauerten Grabe oder einem unterirdischen Gewölbe beigesetzt.[7]) Im Lurinthal, südöstlich von Callao und bei Chosita findet man theils in gemauerten Räumen, theils nur in Lehm gebettet, zahlreiche menschliche Körper, die in kauernder Stellung, die Beine gegen die Brust gedrückt, in baumwollene Gewebe eingewickelt sind. Die Beigaben sind je nach Geschlecht des Todten verschieden. Für die Männer: Schleudern, Säckchen mit Cocablättern und andere Dinge; für die Weiber: Spindeln und etwas rohe Baumwolle, ausserdem Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Kupfer, Holz und Thon.[8]) Der Glaube, dass der Mensch auch nach dem Tode leibliche Bedürfnisse hätte, die von den Hinterbliebenen befriedigt werden müssten, hat sich bis auf den heutigen Tag bei den christlichen Quichuas erhalten; diese stecken den Todten Cocablätter in den Mund und hängen ihm ein Säckchen mit Coca und Mais um den Hals. In jedem Haus, in welchem in demselben Jahr ein Glied gestorben ist, wird am Allerseelentage ein Tisch gedeckt mit Branntwein, Coca, Cigarren und dem Lieblingsgericht des Verstorbenen. Die Hütte wird den ganzen Tag geschlossen gehalten, denn die Verwandten des Verstorbenen glauben, dass er an diesem Tage wieder seine alte Wohnung besucht und die dort vorräthigen Speisen kostet.[9])

Menschenopfer. — In diesem Glauben des Naturmenschen, dass der Verstorbene sich

[1]) HASSAURECK: Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern a. d. Engl. Dresden. 1887, S. 304.
[2]) PRESCOTT: a. a. O., S. 69. [3]) GOTTFRIEDT, S. 31 f. und 274; PETRUS MARTYR, S. 234.
[4]) PETRUS MARTYR: Von dem Königreich Peru das erste Buch, S. XXIX. [5]) SQUIER: Peru, S. 86.
[6]) Ebenda: (nach LAS CASAS, Historia Apologética, ungedruckt, S. 484); d'ORBIGNY, S. 149.
[7]) d'ORBIGNY: S. 131. [8]) Ausland: 1876, S. 321 ff. (Nach HUTCHINSON), S. 350.
[9]) D. v. SCHÜTZ-HOLZHAUSEN: Amazonas. 1883, S. 69 und Ausland: 1870, S. 1210.

noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt, dass er im Grab weiterlebt, dass also das irdische Dasein an einem anderen Ort unter anderen Bedingungen und in etwas anderer Form fortgesetzt wird, ist ein grausamer Brauch begründet, der sich auch bei einigen südamerikanischen Stämmen findet. Wir meinen die Sitte, dem Verstorbenen einige seiner Angehörigen oder seines Hausgesindes mit ins Grab zu geben. Man geht von der Voraussetzung aus, dass der Dahingeschiedene im Grabe dieselben Bedürfnisse habe, die er im Leben gehabt hat. Meistens finden daher die Menschenopfer beim Tod eines Häuptlings oder Vornehmen statt. Denn er, der im irdischen Leben von Personen umgeben war, die seinem Wink gehorchten, dem immer Diener zur Verfügung standen, darf auch ins Jenseits nicht ohne ein würdiges Gefolge eintreten. Auch die ehelichen Freuden, die der Mensch im Leben genossen, will er im Tode nicht gern entbehren. Deshalb müssen seine Weiber ihm ins Grab folgen.

Dass auch hier wieder die Furcht eine grosse Rolle spielt, liegt in der Natur der Sache. Man will den Todten, der an sich schon die Hinterbliebenen um das Leben auf der schönen Erde beneidet und sich dorthin zurücksehnt, nicht auch noch erzürnen, indem man ihm etwas von seinen früheren Bedürfnissen und Bequemlichkeiten vorenthält, in der Besorgnis, er möchte als böser Geist zurückkehren und die Verwandten für ihre Nachlässigkeit quälen und strafen.

a) Begleitopfer. — Wenn bei den Bewohnern von Hispaniola ein Häuptling starb, so wurden einige seiner Weiber mit ihm begraben, „welche der Königische jeder Zeit seines Lebens vor den anderen allen geliebt und für hoch gehalten." Weigerten sie sich, so machten sie sich des Ehebruchs schuldig.[1]) Petrus Martyr erzählt uns in seinen Dekaden ein Beispiel für diese Sitte: „Anacháona soror Beuchii Xaraguae regis, qui in componendis areitis, id est rhythmis, vates habebatur inter egregios, iussit formosiorem ex fratris uxoribus et pellicibus, quae Guanahattabenechéna dicebatur, vivam cum viro sepeliri, duasque comites. Censuerat ut plures nisi crepidati fratres sui Francisci, qui forte aderant, precibus obstitissent. Guanahattabenechénam aiunt parem nullam in universa insula habuisse pulchritudine: secum sua monilia sibique viventi gratos ornatus sepelivit. Atque phialam et cazáby panis portionem cuique locant in sepulcro.[2]) Die Insel-Karaiben brachten auf dem Grab des Verstorbenen einige seiner Sklaven, aber keine Weiber um.[3]) Sie tödteten zuweilen „Leibeigene bey dem Grab / damit sie den Verstorbenen in jene Welt begleiten / und ihm daselbst auffwarten. Aber diese armseelige Knechte begeben sich auf die Füsse / wann ihre Herren sterben / und lauffen in eine andere Insel. Man hat billig einen Grauen vor diesen unmenschlichen und grausamen Begräbnissen / welche mit dem Blut der Leibeigenen und anderer Personen besprengt werden, und dabey man siehet / wie die arme Weiber teils erwürget / teils verbrannt / und teils lebendig begraben werden / damit sie ihren Männern in jener Welt Gesellschaft leisten / wie dergleichen Exempel bey unterschiedlichen Völkern zu finden. Aber unsere Karaiben vergnügen sich in diesen Begebnussen / die Leibeigene dess Verstorbenen zu tödten wann sie dieselbe ertappen können."[4]) Auch auf dem Festlande war diese grausame Sitte üblich, wie schon aus den ältesten Berichten hervorgeht. In Uraba pflegte man mit dem Häuptling einige seiner Weiber lebendig zu begraben. Dies fand auch in Cartagena statt. Am Zenu wurden die Vornehmen in alter Zeit mit ihren Weibern, Sklaven und Kostbarkeiten in kegelför-

[1]) Waitz, IV, S. 327. [2]) Petri Martyris, Dekades. Köln 1574, S. 304.
[3]) Waitz, III, S. 387; Müller, S. 213. [4]) C. d. Rochefort, II, S. 512.

migen oder viereckigen Hügeln beigesetzt.[1]) Starb bei den Chibchas jemand, so grub man ein Loch in die Erde, welches gross genug war, um die Leiche aufzunehmen, der man ausserdem Habe und Lebensmittel und, war es die eines Häuptlings, selbst Sklaven und Frauen mitgab. Ueber dem Ganzen errichtete man einen Tumulus.[2]) Besonders mit den Leichnamen der *Usaques* (Gouverneure) und anderer hervorragender Indianer pflegten die Chibchas zugleich die Lieblingsweiber und einige Diener zu begraben, welch letztere sie den Saft einer narkotischen Pflanze einschlürfen liessen, damit sie die Besinnung verlören.[3]) Bei den Quimbayas wurden den todten Häuptlingen ausser ihrer Habe eine Anzahl lebender Weiber und Sklaven ins Grab mitgegeben.[4]) War bei den Dorachos ein Häuptling gestorben, so wickelten die Nachfolger desselben und zwölf der ersten des Volkes ihn in Tücher, sassen die Nacht um den Leichnam her und besangen in schwermüthigem Tone die Heldenthaten und die Geschichte des Verschiedenen. Seine Frauen wurden mitbegraben; Waffen aber und Geräthe verbrannte man, des Glaubens, dass sie so dem Häuptling jenseits zukommen würden.[5]) Wie wir hier an den Chibchas sehen und später bei den Peruanern finden werden, waren derartige Menschenopfer bei Begräbnissen, besonders bei den südamerikanischen Kulturvölkern, in hohem Maasse üblich, da mit dem Fortschreiten der Kultur die herrschende Klasse sich mit einem grösseren Luxus und infolge dessen auch mit mehr Dienerschaft umgab.

Einige Karaibenstämme der Nordküste huldigten ebenfalls dieser Sitte, dem Verstorbenen Begleiter ins Jenseits mitzugeben. So berichtet schon Laëtius von den Yaiern, die auf der Insel Trinidad und in der Nähe der Araguary-Mündung gewohnt haben sollen: „Regulis suis aut magnatibus decedentibus, mancipiorum ipsius unum, aut si nulla habeant, famulorum aliquem solent mactare, ne ministerio in altera vita destituantur."[6]) Barbarische Gebräuche beobachteten nach Gumilla die Karaiben des Orinoko beim Tod ihrer Angehörigen. „Aussitôt qu'un Indien est mort, on met le corps dans un hamac de coton suspendu par les deux extrémités, et les femmes du défunt se placent autour, se relevant alternativement les unes les autres. Comme il fait extrêmement chaud dans ce pays, le cadavre n'a pas resté vingt-quatre heures dans cet état, qu'il se corrompt et attire autour de lui une prodigieuse quantité de mouches, et ces malheureuses sont obligées de les chasser pendant trente jours, sans souffrir, qu'aucune s'arrête sur le corps. Ce soin, tout pénible qu'il est, devient encore plus affligeant par la pensée qu'elles ont continuellement qu'il faut que quelqu'une d'elles accompagne le mort dans le tombeau, et en effet le jour de l'enterrement n'est pas plutôt arrivé, que les enfans et les parens du défunt mettent à côté du corps l'arc, les flèches, le sabre et le bouclier dont il s'est servi pendant sa vie et obligent une de ces femmes à se placer de l'autre, pour qu'elle l'accompagne et le serve dans l'autre monde."[7]) Unter den Weibern des Verstorbenen trifft dies Schicksal diejenige, mit der er die meisten Kinder gezeugt hatte,[8]) damit er auch im Jenseits die Lieblingsfrau, die für ihn am werthvollsten gewesen war, bei sich habe. Bei den Karaiben Surinams wurden am Grab Sklaven und Sklavinnen getödtet, die im Jenseits zu des Verstorbenen Diensten stehen sollten.[9])

---

[1]) Waitz, III, S. 387, 388. [2]) Globus, Bd. 29, S. 37. [3]) Ausland, 1872, S. 389; Waitz, IV, S. 366.
[4]) Globus, Bd. 64, S. 244 (Seler die Quimbayas und ihrer Nachbarn). [5]) Müller, S. 420.
[6]) Johannis de Laet: De Americae utriusque descriptio 1633 p. 642; Vgl. auch Gottfriedt, S. 149.
[7]) Gumilla, I, S. 316 ff. [8]) Ethnographisches Archiv, Bd. XXIII, S. 354 f.
[9]) Adrian van Berkel, S. 269.

Bei den Guarani sollen sich am Grabe des Häuptlings in früherer Zeit einige seiner Getreuen geopfert haben[1]). Die Krieger tödteten sich also freiwillig, um ihren Heerführer nicht allein zu lassen, sondern ihm wie in diesem so auch im anderen Leben treu zur Seite zu stehen. Wenn bei den Guaycuru ein Häuptling starb, so wurde mit ihm eine Anzahl Männer und Weiber bestattet, die ihm jenseits zur Gesellschaft dienen sollten. Gewöhnlich meldete sich dazu eine hinlängliche Gesellschaft Freiwilliger.[2]) Bei den Pampas-Indianern folgt dem Häuptling ausser seiner Habe auch ein Weib ins Grab.[3]) Früher begruben die Araukaner das Weib mit dem verstorbenen Manne.[4])

Die grösste Ausdehnung hatten die Menschenopfer bei Todesfällen unter den Peruanern gefunden. Besonders bei dem Tod des Inka wurde eine Menge Personen geopfert. Wie der Herrscher im Leben viele Menschen zu seiner Bedienung nöthig hatte und von einem glänzenden Hofstaat umgeben war, so durfte es ihm auch im Jenseits an keiner Bequemlichkeit fehlen. „Denn auch die Mehrzahl der Peruaner war der Meinung, dass das Leben nach dem Tode seiner ganzen Art nach eine Fortsetzung des Lebens diesseits sei mit denselben Erscheinungsformen, Bedürfnissen und Verhältnissen."[5]) Die Inkas selbst, die aus dem Göttergeschlecht der Sonne stammten und nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn zu den Göttern zurückgingen, wurden nach ihrem Tod als Götter verehrt. Dem verstorbenen Herrscher verblieben sein ganzer Haushalt und seine Schätze zu eigen, sein Vermögen wurde dazu verwendet, den Tempel zu unterhalten, der seine Leiche einschloss, ein grosses Dienstpersonal und namentlich seine eigne Familie blieb ganz seinem Kultus geweiht.[6])

Ueber die zahlreichen Menschenopfer bei dem Begräbnis der Inkas liegen eine Menge Nachrichten aus der älteren Zeit vor, von denen einige hier einen Platz finden sollen: „Wenn eyner auss jhren Königischen stirbt / legen sie denselbigen in grosse herrliche Gräber / und verscharren ihn mit köstlichem Goldt und Silber / dass auff das allerschönest aussgestochen und gewircket ist. Desgleichen vergraben sie mit jhnen ihre schöne Weiber / die sie bey ihrem Leben gar lieb gehabt haben / sammt ihren Knechten / Kleider / Frucht / Wein und was jhn mehr Lieb gewesen ist / das graben sie alles mit ein / damit sie nicht auff der Reiss in die andere Welt / Hunger und Durst leiden."[7]) Und an einer anderen Stelle: „wann eyn Oberster oder König bey jhnen mit Todt abgeht / und sie jhn zu der Erden bestetigen / vergraben sie auss seinen Weibern (dann sie viel Ehe Weiber haben) eyne oder zwo / die ihm in seinem Leben am liebsten / unnd am schönsten gewesen / dessgleichen etliche trewe und wolverdiente Knecht / auch eyn grossen Knollen Goldt und Sylber zugleich mit jhn / auff das er in jhenem Leben mit eynem herrlichen und prächtigen Geleit unnd reichen Zehrpfennig erscheine."[8]) „Wann die Ingas mit Todt abgiengen / wurden alle jhre Weiber / Beampten und Diener getödtet / auff dass sie ihnen in der anderen Welt unterthänige Dienst leisteten / dieser Todtschlag aber geschach gemeiniglich / wann sie gezecht und wohl gesungen hatten / Welche man also tödtet / hielten sich für glückselig / dass sie also sterben sollten."[9]) Wenn ein Inka starb oder, um seine eignen Worte zu gebrauchen, „zur Wohnung seines Vaters, der Sonne, heimgerufen war", wurde seine Leichenbestattung mit grosser Pracht und Feierlichkeit begangen, die Eingeweide wurden

---

[1]) Waitz, III, S. 419. [2]) Waitz, III, S. 472; Müller, S. 288. [3]) Waitz, III, S. 500.
[4]) Ebenda, S. 519. [5]) Müller, S. 401. [6]) Waitz, IV, S. 454; Gottfriedt, S. 31.
[7]) Petrus Martyr, S. 234. [8]) Ebenda, S. 29. [9]) Gottfriedt: 31, ff. S. 274; Gumilla: I, S. 318.

aus dem Leichnam genommen und im Tempel von Tampu, ungefähr fünf Leguas von der Hauptstadt, niedergelegt. Mit demselben wurde eine Menge von seinem kostbaren Geschirr und Juwelen begraben, und eine Anzahl seiner Diener und Lieblingsbeischläferinnen, die, wie man sagt, sich zuweilen an die Tausend beliefen, wurden auf seinem Grab geopfert. Einige von ihnen zeigten dasselbe unwillkürliche Widerstreben, das sich auch bei den Opfern eines ähnlichen Aberglaubens in Indien findet. Aber dies waren wahrscheinlich die geringere Dienerschaft und das Gesinde; denn die Weiber haben, wie man weiss, selbst Hand an sich gelegt, wenn man sie abhalten wollte, ihre Treue durch diese Handlung ehelichen Märtyrerthums zu bekunden.[1]) Robinsohn[2]) nimmt wohl mit Recht an, dass diese Weigerung der geringeren Dienerschaft, mit dem verstorbenen Herrn zu gehen, ihren Grund darin hatte, dass sie im Jenseits ihre elende Stellung und Lebensführung weiter behielten.

Dem Inka Huayna Capac allein sollen angeblich 1000 Angehörige seiner Familie und seines Hauses in den Tod gefolgt sein. Nicht nur mit den Inkas sondern auch mit vornehmen Leuten wurden in vielen Provinzen des Reiches ausser ihren Waffen und Schätzen auch ihre Weiber lebendig begraben, oder diese hingen sich beim Tode des Mannes an ihren eignen Haaren auf. Diese Opfer fanden statt, um dem Todten die seinem Rang entsprechende Begleitung in das andere Leben mitzugeben, noch mehr aber darum, weil Weiber und Diener des Inka, wenn nicht immer, doch sehr häufig und in grosser Zahl ihrem Herrn aus freier Wahl ins Jenseits folgten, und sich dies der Sitte gemäss gar nicht nehmen liessen, wie dies beim Tode des Atahualpa und vorher schon bei dem des Huascar geschah.[3]) Die Frauen der verstorbenen Inkas oder anderer Grossen wurden bisweilen auch verbrannt, und sie unterzogen sich gern diesem Lieblingsdienste, dessen Verweigerung für Ehebruch galt.

Das Bestreben der Inkas, die Menschenopfer zu verdrängen sieht man aus den Ersatzmitteln für dieselben. Als solche haben wir anzusehen Bilder von Männern und Weibern, die man statt lebendiger Menschen beerdigte. Man gab die hölzernen Abbilder der Dienerschaft den Verstorbenen mit ins Grab, welche ebenfalls als Ersatzmittel die Stelle der Menschen zu versehen hatten.[4])

b) Kind mit Mutter begraben. — Aus diesen Vorstellungen des Indianers, dass der Mensch im Jenseits so fortlebe, wie er auf Erden gelebt hat, dass er beim Eintritt in jenes Leben unmittelbar an das irdische Leben anknüpft, da wo er abzubrechen gezwungen wurde, ergiebt sich eine andere Sitte: Manche Stämme begraben den Säugling mit der Mutter, wenn sie stirbt. Diese Sitte, so edel ihr Grundgedanke auf den ersten Anblick erscheinen mag, ist jedoch ursprünglich wohl nur ein Ausfluss der Bequemlichkeit und des Eigennutzes des Wilden. Wer soll für das hilflose Kind sorgen, wenn die Mutter es verlassen hat, die doch seine natürliche Pflegerin ist? Es entbehrt der Mutterliebe, der Muttersorge! Allen ist es im Wege, und die übrigen Weiber nehmen mit dem Egoismus des Naturmenschen keinen Antheil an dem fremden Kinde, haben sie doch genug mit den eigenen zu thun. Was ist daher natürlicher, als dass man das Kind der Mutter in das andere Leben mitgiebt und sich dadurch eines unbequemen und unnützen Wesens entledigt? Erst in zweiter Linie tritt der Gedanke in Kraft, dass die leibliche Mutter dem Kinde

[1]) W. H. Prescott, I, S. 25. [2]) Robinsohn: Psychologie der Naturvölker. Leipzig, S. 150.
[3]) Waitz, IV, S. 461. [4]) Müller, S. 379.

unentbehrlich ist. Es muss gesäugt, gewartet werden, es ist an die Muttermilch gewöhnt, es ist eng mit der Mutter verknüpft, aus ihr hervorgegangen. Deshalb kann es auch die Pflege und Nahrung seiner eigenen Mutter nicht entbehren und muss ihr ins Grab folgen, wo ja das irdische Leben fortgesetzt wird. Im anderen Fall würde der Geist der Mutter jede Nacht erscheinen und das Kind aufsuchen und die Lebenden beunruhigen.

Die Moxos pflegten kleine Kinder mit der Mutter zu begraben[1]). Auch bei den Lules am Pilcomayo wurde die Mutter mit ihrem Säugling zur Erde bestattet[2]). Von den Tobas, die an demselben Flusse hausen, berichtet der französische Reisende THOUAR: „Quand un des leurs est sur le point de mourir....... Si c'est une femme laissant un nourrisson, on ensevelit l'enfant dans la même fosse.[3]) Ebenso wurden am La Plata kleine Kinder mit ihren gestorbenen Müttern begraben.[4]) Auch die heutigen sogenannten Lenguas-Indianer bei Villa Concepcion (Paraguay) haben diese Sitte, wie ich bei der zweiten MEYER'schen Schingú-Expedition zu erfahren Gelegenheit hatte.[5])

Als Gegenstück hierzu möchten wir einen Brauch der Botokuden erwähnen, der in demselben Gedanken wurzelt. Sie geben gestorbenen Säuglingen eine Schale mit Muttermilch und einige Thierknochen mit ins Grab[6]), damit sie einerseits auch im anderen Leben der gewohnten Nahrung nicht entbehren, andererseits an dem geopferten Thier vielleicht einen Begleiter und Spielgefährten haben.

c) „Sündenbock." — Die Sitte dem Verstorbenen seine Weiber und Sklaven ins Grab nachzusenden, hat, wie wir gesehen haben, den Zweck, für angemessene Gesellschaft und Bedienung im Jenseits zu sorgen. In den Fällen aber, wo bei einem Todesfalle nicht Verwandte oder Diener, sondern beliebige andere Personen geopfert werden, muss ein anderer Gedanke zu Grunde liegen. Der Verstorbene, der nur ungern aus dem Leben geschieden ist, beneidet die Hinterbliebenen und sucht ihnen auf alle mögliche Weise zu schaden. Als böser Geist ist die Seele des Todten bemüht, sich besonders an seinen Verwandten, die im Leben beständig um ihn waren und vielleicht Ursache seines Todes gewesen sind — fast keinen Todesfall führt der Indianer auf natürliche Gründe zurück — zu rächen, indem er sie zu sich ins Grab hinabzieht. Um nun den Todten zu versöhnen und seine Rache von sich abzulenken, sucht man sich einen „Sündenbock", auf den man alle etwaige bewusste oder unbewusste Schuld wälzt, und der dem gefürchteten Geiste zum Sühnopfer dargebracht wird. Auf diesen Glauben sind wohl die zahlreichen Kinderopfer, die beim Tode eines Inka stattfanden, zurückzuführen. So sollen nach PACHACUTECS Willen beim Tode des Herrschers 1000 Kinder, von denen viele dem Adel angehörten, ihren Tod gefunden haben. Dem Leichnam pflegte man — als Sühne — mit dem Blut geopferter Kinder einen Strich von einem Ohr zum andern zu ziehen.[7]) Kommt bei den Ranqueles der argentischen Pampas in einer Familie ein Todesfall vor, und befindet sich in derselben eine alte Frau — mag sie Gebieterin oder Sklavin sein — so wird sie gewöhnlich geopfert. Es geschieht dies nicht öffentlich, sondern der Hausvater sucht sie heimlich abzufassen und schafft sie dann mit einem Messerstoss aus der Welt. Ist die alte Frau nun gar die Schwiegermutter des fürsorglichen Familienvaters, so geschieht das Opfern mit ganz besonderem Gusto, denn die Indianer glauben, dass der *Gualichú* (böse Geist, der den Tod verursacht hat,) ein specielles Vergnügen daran finde, in dem Körper solcher Frauen

[1]) WAITZ, III, S. 537. [2]) Ebenda, S. 480. [3]) A. THOUAR, a. a. O. S. 66. [4]) MÜLLER, S. 288.
[5]) Vgl. meine demnächst im „Globus" erscheinende Abhandlung: „Die Lenguas-Indianer in Paraguay."
[6]) EHRENREICH: Zeitschr. f. Ethnol. 1887, S. 19, 34. [7]) WAITZ, IV, S. 461.

seinen Sitz aufzuschlagen.[1]) Eine alte Frau wird hier zur Sühne geopfert, weil eine solche doch unnütz und nur im Wege ist, und Niemand mehr an ihrem Weiterleben Interesse hat.

Wenn bei den Chiquitos in Bolivia ein Krieger starb, „*l'Iriabos* (Zauberpriester) l'attribuait à une femme désignée par lui, et alors les parens allaient la tuer" [2]) Von den Pampas-Indianern, den Araukanern u. a. wird jeder Todesfall, der nicht in hohem Alter eintritt, von Zauberei abgeleitet. Es ist nun die Aufgabe des *Machi* oder Wahrsagers, der zugleich Zauberarzt ist, sich mit der Geisterwelt in Verkehr zu setzen und den Uebelthäter zu ermitteln, der den *Gualichú* herbeigerufen hat, damit er erschlagen und mit seiner Familie und all seinem Eigenthum verbrannt werde.[3]) Sonst möchte vielleicht der Geist des Verstorbenen seinen Tod an den eigenen Verwandten rächen. Aehnliche Gebräuche und Vorstellungen, die im sogenannten *Kanaima*-Glauben gipfeln, finden sich bei den Eingeborenen Guayanas. (Vergl. SCHOMBURGK, APPUN [im Ausland] an vielen Stellen; (andere Beispiele siehe: Dr. K. TH. PREUSS: Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Totentrauer in Amerika. Berlin 1896. S. A. aus der BASTIAN-Festschrift, S. 12 ff.)

Selbstverstümmelung und Selbstpeinigung. — Aus dem gleichen Motiv, — der Furcht vor der Rache des Todten, — das die Menschenopfer veranlasst, sind auch die Züchtigungen, Verwundungen und Verstümmelungen bei Trauerfällen herzuleiten. Man will den Zorn des Todten über sein Absterben beschwichtigen, indem man ihm als Sühnopfer einen Theil seines Leibes darbringt oder ihm zur Beruhigung sich grossen Schmerzen unterzieht. Die Guahibos am Vichada (Orinoko) graben die Gebeine ihrer Todten nach Jahresfrist wieder aus und bestatten sie nochmals unter grossen Feierlichkeiten (Gesang, Musik, Tanz, Trinkgelage) mit allem Eigenthum des Verstorbenen in der von ihm bewohnten Hütte in einem Korb (*Catoumare*) zur Erde. „On met la veuve sur la tombe, on lui enlève un lambeau d'étoffe dont elle s'est, pour la circonstance, recouvert la poitrine. Elle se tient les mains au-dessus de la tête. Un homme s'avance et lui frappe les seins à coups de verge. *C'est le futur mari.* Les autres hommes lui donnent des coups sur les épaules. Le fiancé reçoit à son tour les coups de verge, les mains jointes au-dessus de la tête et sans se plaindre. Après cette cérémonie, ils placent une autre femme sur la tombe et lui traversent l'extrémité de la langue avec un os. Le sang coule sur la poitrine et un sorcier lui barbouille les seins avec ce sang. On lui donne à boire et le bal recommence." [4])

Die Mishandlung der Wittwe hat den Zweck, den über seinen Tod erzürnten Gatten zu besänftigen, damit sein Geist nicht an die Erdoberfläche zurückkehrt und sich an der Hinterbliebenen rächt, die im Begriff steht, eine neue Ehe zu schliessen, sich also von ihrem ersten Gemahl völlig lossagt. Während des Trauerjahres wird sie offenbar noch als Gattin des Verstorbenen betrachtet. Bei den Arawaken von Britisch Guayana wird nach Verlauf mehrerer Monate nach einem Todesfalle ein Trinkfest, verbunden mit einem blutigen Todtentanze, *Maquarri* genannt, abgehalten. Zu diesem Tanze werden drei Fuss lange, aus den Fibern einer Schlingpflanze, *Nibbi*, geflochtene Peitschen, die nach ihren Enden dünn zulaufen, gebraucht. Sämmtliche Männer der Niederlassung stellen sich bei einem solchen Feste, bewaffnet mit diesen Peitschen, in zwei Reihen auf und empfangen jeden Ankommenden mit den kräftigsten Peitschenhieben auf die Waden; der eingeladene Gast darf

[1]) Globus, Bd. XXV, S. 280. [2]) WAITZ, III, S. 531; D'ORBIGNY, S. 265.
[3]) Ebenda, S. 184; WAITZ, III, S. 500, 519. [4]) J. CREVAUX: Voyages, S. 548 f.

aus Höflichkeit diesen gewaltigen Hieben nicht ausweichen, muss im Gegentheil seinen Peinigern ruhig ein Bein um das andere hinstrecken, bis es völlig blutrünstig geschlagen ist, worauf er in die Reihen der Geisselnden eintritt und sich nach Kräften bemüht den ferner Ankommenden einen gleich angenehmen Empfang zu bereiten. Während dieser seltsamen Austauschung von Höflichkeitsbezeugungen wird fortwährend *Paiwari* umhergereicht, bis alle Gäste versammelt sind, die nunmehr im berauschten Zustande unter einander eine allgemeine Geisselung veranstalten, bei der das Blut die aufgeschwollenen Waden hinabströmt und Streifen von Haut und Muskeln an den zerfetzten Beinen herabhängen. Die Betheiligten sollen oft lange an den Wunden leiden, manchmal daran sterben. „Eine solche Todtenfeier, fährt Appun mit Recht fort, gewährt für den Fremden den abschreckendsten Anblick und versetzt ihn in die Zeiten, wo noch Kannibalismus und blutige Menschenopfer bei diesen Völkern im Gebrauch waren." Mit dem Schluss des Festes ist das Andenken an den Verstorbenen der Vergessenheit übergeben. [1]) Auch unter den Mundurucus am Tapajoz soll eine derartige Geisselung der Hinterbliebenen üblich sein. [2]) [Andre Beispiele siehe: Dr. K. Th. Preuss. a. a. O., S. 21 f.] Sehen wir nun, welche Vorstellungen dieser eigenthümlichen Sitte zu Grunde liegen: Einige Monate nach dem Tode steht der Verstorbene noch in engem Connex mit seinen Stammesangehörigen. Dadurch dass letztere ihm ihr Blut opfern, versöhnen sie den Todten und können jede Verbindung mit seinen Geiste abbrechen, ihn vollständig vergessen, ohne seine Rache befürchten zu müssen. Auf diese engen Beziehungen, die zwischen Verstorbenen und Hinterbliebenen noch eine Zeit lang nach dem Absterben bestehen, stützt sich wohl auch die Sitte einer zeitlichen Trauer, der bei vielen Stämmen die Wittwe unterworfen ist, bevor sie wieder heirathen darf. Die Wittwe gilt in dieser Zeit noch als die Frau des Todten, dessen Geist mit ihr Beziehungen unterhält und sie gleichsam als Ehebrecherin bestrafen würde, wenn sie mit einem anderen Manne verkehrte.

von den Steinen schildert uns in seinem oft citierten Werk [3]) ausführlich die Bestattung einer Bororofrau. Seinen Angaben entnehmen wir hier Folgendes: „Schon am Tag vor der Hauptfeier, während die anderen mit Vorarbeiten zum Trauerfeste beschäftigt waren, zerschnitt sich der Wittwer in seiner Hütte Arme und Beine, die sich mit Krusten geronnenen Blutes bedeckten. Am anderen Morgen wurden die Skelettheile des wieder ausgegrabenen Leichnams gereinigt, verziert und in eine Korbtasche verpackt. Mehrere Frauen traten an den Knochenkorb heran und legten die Hand darauf; die Aelteste ritzte sich die Arme mit Glasscherben in schnellen, scharfen Schnitten; das Blut träufelte auf die Hände der Anderen und färbte das Palmstroh der Korbtasche. Andere Frauen ritzten sich am ganzen Körper und stellten die Füsse auf den alten Korb, der vorher den Leichnam geborgen hatte, sodass auch ihr Blut das Stroh tränkte. Die Wunden waren 2—3 cM. von einander entfernt, ein rothes Netzgeäder bedeckte Beine und Arme, Brüste und Leib. Der Gesichtsausdruck blieb ruhig und bekundete keinen Schmerz; das Ritzen geschah mit ungemein schnellen Bewegungen. Alle wickelten ihren Glassplitter in ein Blatt, überreichten es dem Wittwer und setzten sich zu ihm nieder. Neue Gruppen kamen sich zu ritzen, immer nur Frauen und Mädchen, und thaten wie die vorigen; jede

[1]) Appun, im Ausland, 1871, S. 124.
[2]) R. Schomburgk, II, S. 458; Brett, S. 154 ff.; Brett liefert uns eine ausführliche Schilderung und eine anschauliche Abbildung eines *Maquarri*-Tanzes; van Berkel, S. 56/57. [3]) Naturvölker, S. 505 ff.

führte den Splitter, bevor sie ritzte, nässend zum Munde; auch der Wittwer hockte bei dem Korb nieder und ritzte sich die Arme." [Ein anderer Forscher, der Ingenieur ROHDE, sagt von demselben Stamm: „Stirbt Jemand, so singen die Weiber einen Trauergesang, und die verwandten Frauen des Gestorbenen zerschneiden sich die Brust mit scharfen Steinen. Ich sah bei den meisten Frauen die Brust voller Narben aus solchen Schnitten"].[1] — Während der ganzen Ceremonie wurde von den Anwesenden fortwährend gesungen und von einigen festlich geschmückten Medizinmännern nach dem Takt der Rasselkürbisse getanzt. Am dritten Morgen nach der Feier begrub der Wittwer den Todtenkorb mit den Gebeinen am einem entfernteren Orte. „Ohne jeden feierlichen Abschluss ging die Handlung zu Ende: man hörte einfach auf," — nachdem man seiner Pflicht zum eigenen Schutz Genüge geleistet hatte.

Die Selbstverwundungen beschränken sich hier auf den Wittwer und die Weiber. Der Wittwer hat als nächster Angehöriger den meisten Zorn der Todten zu fürchten, die Weiber werden von ihr um das irdische Leben, um den Verkehr mit den Männern etc., den jene jetzt entbehren muss, beneidet. Indem sie ihr das eigene Blut als Sühnopfer darbringen, schützen sie sich vor ihrer Rache und lösen zugleich jede Verbindung mit der Seele der Verstorbenen.

Einer grausamen Selbstverstümmelung unterzogen sich einige Stämme am La Plata, die sich bei einem Todesfall ein Fingerglied „als zeitlebens sichtbares und unvergängliches Trauermal"[2]) ablösten.

Starb bei den Charruas ein Stammesmitglied, und war der Verstorbene ein Vater, Gatte oder erwachsener Bruder, so schnitten sich die Frau und die schon verheiratheten Töchter und Schwestern ein Fingerglied ab. Ausserdem durchstiessen sie sich zu wiederholten Malen die Arme durch und durch mit dem Messer oder der Lanze des Verstorbenen und stachen sich auch damit auf das furchtbarste in die Brust und in die Seiten. Hierzu kommt noch, dass sie zwei volle Monate einsam in ihrer Hütte eingeschlossen blieben und dort nichts thaten als fasten und klagen. AZARA sah kein einziges erwachsenes Weib, das noch alle ihre Finger vollständig gehabt hätte, und an deren Körper nicht mehr oder weniger Narben von Lanzenstichen zu sehen gewesen wären.

Der Gatte trauerte nicht beim Tod seiner Frau, ebensowenig wie der Vater beim Tod seiner Kinder. Waren letztere aber erwachsen, so verbargen sie sich nach dem Hinscheiden ihres Vaters zwei Tage lang gänzlich nackt in ihrer Hütte, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Dann liessen sie von einem anderen Indianer folgende schmerzhafte Operation an ihrem Leibe vornehmen: Er fasste den Leidtragenden mit zwei Fingern beim Arm, hob das Fleisch in die Höhe und steckte ein ungefähr eine Spanne langes, ziemlich dickes Stückchen Rohr mitten hindurch, so dass die zwei Enden auf beiden Seiten gleichweit hervorragten. Das erste Stück wurde dicht an der Handwurzel hineingesteckt, und die übrigen alle immer einen Zoll weit von einander, auf dem ganzen äusseren Theil des Armes hinauf bis zur Schulter, diese letztere mit inbegriffen. Mit Wunden bedeckt begab sich der Leidtragende gänzlich nackt nach einem mit einem Stock in der Wildnis gegrabenen Loche, um die Nacht bis an die Brust in der Erde zuzubringen, und baute sich darauf eine kleine Hütte, in der er abermals zwei Tage verweilte, ohne zu essen und

[1]) STEINMETZ: Strafe, S. 167.
[2]) RICH. ANDREE: Ethnogr. Parallelen und Vergl. Stuttgart 1878. S. 149.

zu trinken. Dorthin kamen am dritten Tage seine Freunde und brachten ihm etwas Speise, die sie aber vor der Thür niederlegten, um sich dann eilends zu entfernen, ohne mit ihm ein Wort zu reden. Nach 10 oder 12 Tagen durfte er endlich wieder in sein Dorf zurückkehren[1]. —

Der Trauernde muss sich in eine abgelegene Hütte zurückziehen, um sich und dadurch auch den Geist des Todten, der noch mit ihm im engen Zusammenhang steht, von den übrigen Dorfbewohnern abzusondern und sich allein zu bemühen, durch alle möglichen Kasteiungen seines Leibes, Selbstverwundungen, Hungern, Eingraben in die Erde u. s. w. den Zorn des Verstorbenen zu besänftigen. Die Furcht vor der Rachsucht des Todten ist so gross, dass die Freunde nicht einmal wagen, die Hütte des Trauernden zu betreten, um nicht von dem bösen Geist, der noch dort weilt, bestraft zu werden.

In Guayana, wo man während der Trauer nicht den geringsten Schmuck trägt, und die Frauen bei einigen Stämmen sogar die *Camiza*, die Schambinde ablegen, verbannen sich die Leidtragenden in die Einsamkeit und beobachten diese sehr streng. Die Weiber besonders halten sich sehr verborgen und gehen nur sehr früh am Morgen und spät in der Nacht aus, um an dem Grabe zu weinen.[2]

Bei den Minuanes verlief die Trauer in derselben Weise wie bei den Charruas, nur dauerte sie nicht so lange, und anstatt Rohrsplitter in die Arme zu stecken, durchbohrten sich die erwachsenen Männer die Beine und die Schenkel auf der inneren und äusseren Seite und die Arme bis über die Ellenbogen herauf, aber nicht die Schultern, mit einer dicken Fischgräte. Bei dem Tod des Mannes schnitt sich die Frau ein Gelenk von dem Finger ab.[3] Auch die Yaro in Argentinien schnitten sich bei dem Tode naher Angehöriger ein Fingerglied ab.[4] Die Patagonier stechen sich als Trauerzeichen Arme und Beine mit Dornen blutig und halten strenge Fasten.[5] Einer eigenthümlichen Art der Selbstverwundung, bis zum Tod, zu Ehren eines Verstorbenen huldigten die Tupinambas. „Wann einer unter ihnen stirbet / und von dieser Welt abscheidet / so fallen alle seine Freunde / so umb ihn stehen / auff das Garn oder Netze / darauff er liget / und solches thun sie mit solcher Ungestümmigkeit / dass sie den todtkrancken Menschen / der noch lebet / manchmals gar ersticken und vollends umbbringen. Wer aber auff das gedachte Garn und Netz nicht kan fallen / wegen der andern vielen umbstehenden und auf den Krancken fallenden Personen / die fallen eben mit solcher unsinnigen Unbescheidenheit auff die Erden: Ja es geschieht offtmals / dass weil ein ieglicher will auff den Krancken oder vermeynten Abgestorbenen fallen / sie selber in und durch solches fallen sich unter einander erwürgen. Ist nun der Abgestorbene ein vornehme Person gewesen / so lassen sie alle Einwohner im Flecken herbey kommen. Sonsten aber lassen sie alle dess Abgestorbenen Freunde zusammenkommen / und da fangen sie mit einander an / den Abgestorbenen zu beklagen und zu beweinen / denjenigen aber / welcher nicht weinet und trauret / verfluchen sie schrecklich.[6] Der erste Tag nach dem Tode eines Kayapó wird mit Heulen und Wehklagen zum Preis der Thaten des Verstorbenen zugebracht. Am zweiten Tage sieht man die Indianer mit einem schweren Holzklotze zur Hütte des Häuptlings laufen, um den Stirnschlag zu erhalten. Der Anführer hat einen grossen keulenförmigen, am Ende mit einer Spitze versehenen Kürbis in der Hand, mit dem er jedem einen Streich

[1] Azara: a. a. O., S. 186 f.
[2] K. Th. Preuss: Die Totenklage im alten Amerika. Globus Bd. 70, S 342. [3] Azara, S. 191/192.
[4] Waitz, III, S. 484. [5] Ebenda, S. 506. [6] Gottfriedt, S. 143; J. de Laet, S. 543.

auf die Stirne ertheilt, der Blut fliessen macht. Mit herabfliessendem Blute eilen sie zum Todten zurück, um ihn mit diesem Blute zu bestreichen. [1])

Haaropfer und Enthaltsamkeit, *Ablegen alles Schmucks*, *etc.* — Die am wenigsten schmerzliche, wenn auch infolge der schlechten Hülfsmittel nicht schmerzlose Art der Selbstverstümmelung, die für den Trauernden den Vortheil hat, dass ihre Spuren nach einiger Zeit wieder verschwinden, ist das Haaropfer. Ein neuerer Forscher schreibt von dieser Sitte bei einigen Stämmen Brasiliens: „Bei Todesfällen, und zwar eines Mannes, ist das Erste, dass der nächste männliche Verwandte den Weibern die Haare so glatt als möglich von dem Kopfe schneidet, was oft eine harte Operation ist, da dies mit Feuersteinen, scharfen Muscheln oder Fischknochen geschieht, wenn sie noch keine Scheere oder Messer besitzen". [2])

Wenn auch das Haaropfer in erster Linie dem Abschneiden eines Körpertheils nahe kommt, so vergleicht es doch Preuss [3]) mit Recht auch mit dem „Ablegen oder Vernachlässigen eines beliebten Schmuckgegenstandes", zumal man bei einigen Stämmen das Haar bei Trauerfällen nicht abschneidet, sondern entgegen der gewöhnlichen Sitte, lang wachsen lässt.

Nichts zu thun hat das Haaropfer sicherlich mit einem Unkenntlichmachen oder Verbergen des Trauernden vor dem Geist, wie Einige wollen, da meist damit lautes Klagen verbunden ist.

Der Hinterbliebene bemüht sich, das Mitleid des bösen Todtengeistes zu erregen und seinen Zorn von sich abzulenken, indem er seinen Leib auf alle mögliche Weise peinigt, ihn seiner schönsten Zierde beraubt und sich überhaupt in einen möglichst elenden und erbarmungswürdigen Zustand versetzt. Diesen Zweck sucht man auch durch andere Mittel zu erreichen, die in dieselbe Kategorie der Trauergebräuche wie das Haaropfer gehören und häufig zusammen mit diesem bei der Todtentrauer angewandt werden. Man kasteit den Leib durch Fasten und andere Enthaltsamkeit, besonders in geschlechtlicher Beziehung, entstellt ihn, indem man ihn mit hässlichen Lumpen bedeckt und mit schwarzer Farbe bemalt und verzichtet auf jeglichen Schmuck.

Die Wittwe eines Tehuelchen schneidet das Haar vorn kurz ab und bemalt sich das Gesicht mit schwarzer Farbe. [4]) Auch ist es ihr bei Todesstrafe verboten, vor Jahresfrist wieder zu heirathen. [5]) d'Orbigny berichtet von den Araukanern, Patagoniern und Puelchen: „(Le deuil) est marqué par des vêtemens sombres ou par des teintes noires, dont on se barbouille le corps". [6])

Wenn ein Peruaner starb, so musste seine Wittwe ein ganzes Jahr lang schwarze Trauerkleider tragen, „auch eher nicht wieder freyen". [7]) Bei den Yagans färben sich bei einem Sterbefalle Frauen und Männer Gesicht und Hände schwarz, und die nächsten Verwandten raufen sich gar die Haare aus und zerschneiden ihren Körper mit Muscheln und Messern. [8])

Die sogenannten Canoeiros, unter denen nach Ehrenreich [9]) wohl Chavantes

[1]) Martius, Beiträge I, S. 268. [2]) Rath, a. a. O., S. 24 ff.
[3]) Menschenopfer und Selbstverstümmelung bei der Todtentrauer in Amerika. Berlin, 1896. S. 30.
[4]) Waitz, III, S. 506; R. Andree, a. a. O., S. 148; Musters, S. 191.
[5]) Ausland, 1861, S. 1180. [6]) d'Orbigny, S. 94. [7]) Gottfriedt, S. 48. [8]) Globus, 43, S. 156. Globus, 47, S. 332. [9]) Petermanns Mittheilungen, Bd. 37, 1891, S. 118.

zu verstehen sind, unterhielten nach Pohl bei einem Todesfalle eine 8—30-tägige Trauer, während welcher Zeit sie u. a. sich den Körper schwärzten und eine kleine Straussenfeder am Rücken trugen.[1]) Beim Tode eines Karayá bringen sich die Leidtragenden Schnittwunden bei und scheeren sich das Haar.[2])

Stirbt ein Coroado (Rio Xipoto) so schneiden sich die Angehörigen die Haare kurz ab oder lassen sie sehr lang wachsen. Die Weiber bemalen sich am ganzen Körper mit schwarzer Farbe.[3]) Auch bei den Botokuden am Rio Doçe sollen sich nach einer vereinzelten Angabe die Weiber, um ihre Trauer an den Tag zu legen, die Haare abscheeren.[4])

Die Frauen der alten Tupinambas trugen lange Haare: „Aber wann sie trauren / dass entweder ihre Ehemänner seyn gestorben oder verreyset / schneiden sie ihre Haar ab / zum Zeichen der Lieb gegen ihren Ehemännern". „Wann sie jhrer Freunde einen begraben haben", so essen sie einen Monat lang „dess Tages nicht / sondern allein dess Nachts [— wohl um nicht den Neid des Verstorbenen zu erwecken —] aber unter einem Dach hencken sie jhre Garn auff / da sie dann alle ligen und schlaffen. Nach zwantzig Tagen schneiden die Weiber jhre Haar ab / und nach solchem allem und verfliessung eines Monats / stellen sie Gastereyen an / sich zu erlustiren / und damit sie desto besser alles vorigen Leides vergessen: Wann der erste Ehegatten ist gestorben / schreiten sie gar langsam zur zweyten Ehe [— aus Furcht vor der Rache des Todten —] / wie wol die Mannspersonen so frech und geyl seyn / dass sie sich der Weiber gar schwerlich enthalten können.[5]) Nach Laet sollen die Weiber der Tupi bei einem Todesfall sich den Leib mit schwarzen Zeichen bemalt haben.[6]) Stirbt ein Chiriguano, so werden der Wittwe die Haare vollständig abgeschnitten und über das Grab gestreut. Die Verwandten fasten und wehklagen mehrere Tage und Nächte. Die Trauer dauert mindestens ein Jahr, bevor die Wittwe wieder heirathen darf.[7]) Bei einigen Horden des Gran Chaco besteht die Trauer u. a. aus Fasten, das ihnen verbietet Fische zu essen.[8]) Wenn bei den Inselkaraiben „der Leichnam mit Erden bedecket / schneiden sich die nechste Freunde die Haare ab / und halten eine strenge Fasten / vermeinend / dass sie dardurch viel länger und glücklicher leben werden".[9]) Bei den Tschamakoko trauern die Verwandten lange Zeit, und Gatte oder Gattin rasieren sich das Haupthaar. — Die Thränen dürfen nicht abgetrocknet werden, man darf sich nicht waschen: an der Stärke der russschwarzen Schmutzschicht, die sich unter den Augen bildet, bemisst man die Liebe zum Verstorbenen.[11]) Die Trauer um einen Verstorbenen dauert bei den Mbayas drei bis vier Monate lang und zwar nur unter Verwandten. Sie besteht darin, dass die Weiber und Sklaven diese ganze Zeit hindurch nichts als Vegetabilien, aber keine Art von Fleisch und nicht einmal Fische essen und dabei ein so strenges Stillschweigen beobachten, dass sie auf keine Frage, die man an sie richtet, auch nur mit einer Silbe antworten.[12]) Auch bei den Omaguas verschliesst sich nach einem Todesfall die Familie des Verstorbenen einen Monat lang unter beständigem Heulen; die Nachbarn müssen sie während dieser Zeit durch ihre Jagd ernähren.[13]) Diese strenge Abschliessung der Hinterbliebenen von den übrigen Stammesgenossen soll offenbar letztere, wie schon oben erwähnt, vor dem Zorn des Todten schützen, der noch mit seinen Verwandten in engem Connex steht. Bei den

[1]) Steinmetz, Strafe I, S. 172. [2]) Ehrenreich, Beiträge, S. 30.
[3]) Martius, Reise I, S. 383. [4]) Prinz Max von Wied, Reise II, S. 56. [5]) Gottfriedt, S. 140, 143.
[6]) I. de Laet, a. a. O., S. 545. [7]) A. Thouar, S. 50 ff. [8]) Globus, 42, S. 186. [9]) Rochefort, II, S. 513.
[10]) Globus, 67, S. 325 ff. [11]) Azara, a. a. O., S. 117 ff. [12]) Martius, Reise, III, S. 1187.

Lenguas-Indianern von Villa Concepcion (Paraguay) wird als Zeichen der Trauer die Bemalung des Gesichtes einfach verwischt oder das Gesicht schwarz übermalt. Die Angehörigen schneiden sich die Haare ganz kurz. Die Trauer dauert so lange, bis das Haar wieder nachgewachsen ist. [1]

Unter den Guaycurú treten beim Tod eines Häuptlings Fasten ein und allgemeine Enthaltsamkeit. Das Bemalen des Körpers wird unterlassen. [2] Ausserdem schweigen die Frauen und Sklaven während der Trauerzeit von 3 bis 4 Monaten völlig. [3] Die Wittwen der Payaguas lassen die Haare wachsen und malen sich Thränen unter die Augen. [4] Wenn ein Abiponer starb, so wurden seiner Wittwe unter Wehklagen der Weiber und unter lustigen Schwelgereien der Männer die Haare abgeschoren und mit einer schwarzen oder aschgrauen Kappe bedeckt, die sie nicht eher ablegen durfte, als bis sie von neuem heirathete. Auch den Wittwern wurde unter grossem Gepränge das Haar abgeschoren und ein netzartiges Häubchen aufgesetzt, welches sie zuerst ablegten, wenn die Haare wieder gewachsen waren. Bei der Trauer um einen verstorbenen Kaziken schnitten sich alle Männer ihr langes Haar ab. Die Abiponer, die in Kolonien wohnten und meist die Haare in Zöpfen trugen, liessen bei einem Todesfall das Haar fliegen. [5] Bei den Wayana haben nach dem Berichte Coudreau's noch heute die Wittwen die Sitte, mit gelösten Haaren zu trauern: „Les deux femmes (seines Begleiters Touiri, der ertrunken war) à l'écart, les cheveux dénoués, chantent la chanson des pleurs avec les larmes sincères des sanglots d'un désespoir vrai." [6] Die Minuanes-Wittwe schnitt sich die Spitze ihrer Haare ab, bedeckte sich mit den übrigen Haaren sorgfältig das Gesicht und blieb mehrere Tage lang in ihrer Hütte verborgen. [7] Bei einigen Chaco-Stämmen trauert die Wittwe mehrere Monate mit verhülltem Gesicht. [8]

Stirbt ein Indianer vom Stamme der Kamayurá, so fasten die nächsten Verwandten einige Zeit, dann aber schmückt man sich festlich, die Tonsur wird erneuert, der Körper mit *Genipapo* schwarz bemalt. Die Wittwe geht mit geschorenem Haupt. [9] Die Paressi beerdigen ihre Todten im eigenen Hause. Die Verwandten schliessen das Haus ab und bleiben sechs Tage bei dem Grabe [— um sich von den übrigen Dorfgenossen abzusondern —], während deren sie selbst strenge Fasten halten und nur „ein bischen Wasser" trinken. Wenn einer isst, so „isst er den Mund des Todten", so würde auch er sterben. Ist der Todte bis zum sechsten Tage nicht wieder lebendig geworden, so wartet man nicht länger, alsdann ist er im Himmel angekommen und kehrt nicht zurück, warauf mit einen Trinkfest die Trauerzeit beschlossen wird. [10] Bei den Bororó scheeren sich die nächsten Verwandten den Kopf kahl, raufen sich auch bei den Trauerfeierlichkeiten noch etliche Bündel Haare aus. [11] Wenn bei den Mauhé am Tapajoz der Häuptling oder ein anderes Glied der Familie stirbt, so verhängen sie ein monatliches Fasten über sich; sie geniessen dann nur *Guaraná*, Wasser und Ameisen. [12] Sobald bei den Mundurucú ein Todesfall eintritt, trauern die weiblichen Verwandten des Verstorbenen, indem sie sich die langen Haare abschneiden und das Gesicht schwarz färben. [13] Auch bei dem Tode eines Paravilhana schneidet sich die Familie zur Trauer

[1]) Vgl. meine Abhandlung im Globus, Jahrg. 1900: „Die Lenguas-Indianer in Paraguay."
[2]) Waitz, III, S. 472. [3]) Steinmetz, Strafe I, S. 164. [4]) Globus, 34, S. 95.
[5]) Aufsätze, S. 9, 10. [6]) Le Tour du Monde, 1892, I, S. 56. [7]) Azara, S. 191, 192 [8]) Globus. S. 42, 186. [9]) v. d. Steinen, Naturvölker, S. 339. [10]) Ebenda, S. 434. [11]) Steinmetz, Strafe I, S. 165, [12]) Martius, Reise III, S. 1319. [13]) Ebenda, III, S. 1340.

das Haar ab.[1]) Die Tamanaken entsagten während der Trauer um einen Verstorbenen ihrer Malerei und ihrem übrigen Putze. Sie schnitten auch ihr langes Haar ab und nahmen nicht eher wieder eine heitere Miene an, als bis es zu seiner vorigen Länge gewachsen war. — Auch die Weiber legten bei solchen Gelegenheiten alle ihre Korallen-, Perlen- und Muschelschnüre ab. Die Maipures dagegen, die gewöhnlich mit geschornem Kopfe gingen, liessen ihr Haar bei Trauerfällen eine bestimmte Zeit wachsen, darauf wurde es mit gewissen Ceremonien wieder abgeschnitten.[2]) Wenn bei den Eingeborenen Britisch Guayanas der Tod Jemand von ihren Blutsverwandten wegnimmt, so legen sie ihre Kleinodien ab und gehen einige Zeit ganz nackt, um so nach ihrer Weise den Abgestorbenen zu betrauern.[3]) Sobald ein Arawak stirbt, werden seinen Frauen von seinen nächsten Verwandten sofort die Haare kurz abgeschnitten, und sie müssen ihre Kleider ablegen, die sie erst dann wieder anlegen dürfen, sobald das Haar wiederum eine bestimmte Länge erreicht hat, womit die Trauerzeit beendet ist und die Wittwe wieder heirathen darf.[4]) Unter den Guaraunos schneiden sich bei einem Todesfall die nahen Verwandten die Haare ab.[5]) — Starb Jemand bei den Imos (am Orinoko), so trauerten die Verwandten zehn Monate lang und schnitten sich während dessen weder Nägel noch Haare, enthielten sich gegohrener Getränke und nährten sich nur von Fisch und einer Art Kuchen.[6]) Wenn ein Guahibo stirbt, scheeren sich die Verwandten das Haupthaar und enthalten sich der Nahrung bis das Begräbnis stattfindet.[7]) Die Wittwen der Salivas mussten sich die Haare abschneiden und durften während der Trauerzeit keinen Schmuck tragen, um den Todten nicht zu erzürnen und sich vor ihm zu demüthigen. „Nous trouvames .... la veuve, toute éplorée, les cheveux coupés et sans aucun des ornements dont usent les femmes du pays, car on ne permet pas aux Veuves de s'oindre, si ce n'est long-tems après le deuil."[8]) Umgekehrt machten es die Jiraras oder Ayricas. „Dès que le malade étoit mort, la femme, les frères et les soeurs du défunt se teignoient de cette infusion (von einer Frucht, *Iagua* genannt, deren Saft so intensiv schwarz ist, „que lorsqu'on s'en frotte le corps, toute l'eau du monde ne peut plus l'effacer) depuis les pieds jusqu'à la tête, ce qui les rendoit aussi noirs que des Négres. Les parens au second degré ne se teignoient que les pieds, les jambes, les bras et une partie du visage et les autres se bornoient à s'en frotter les pieds et les mains, et s'en moucheter le visage, donnant par là à connoître leur chagrin et leur degré de parenté avec le défunt. Leur deuil duroit un an, et il ne leur étoit point permis de se marier pendant ce temps-là."[9])

Einer ganz ähnlichen Sitte der Trauergraduierung durch die verschiedene Art der Bemalung huldigen noch heute die Makuschi. Während der Trauerzeit tragen Wittwe und Verwandtinnen des Verstorbenen keinen Schmuck, besonders keine Perlenschnüre. Die Wittwe schneidet das Haar ganz kurz ab. Die Trauer ist vorüber, wenn das Haar nachgewachsen ist, d. h. eine bestimmte Länge erreicht hat; erst dann darf sie wieder heirathen. Ausserdem bemalen sich die nächsten Verwandten den Tag nach dem Tod eines Makuschi vom Kopf bis zum Fuss, die Verwandten zweiten Grades nur die Füsse, Beine und Arme, und die noch entfernteren nur die Hände und Füsse mit *Rucu*.[10])

Bei der Beurtheilung der psychologischen Ergebnisse dieses Abschnitts über „Menschen-

---

[1]) Martius, Beiträge I, S. 632. [2]) Aufsätze, S. 106. [3]) van Berkel, S. 46.
[4]) Rich. Schomburgk, II, S. 460; Appun, Ausland, 1871, S. 124; R. Andree, Ethnogr. Par., S. 152.
[5]) I. Chaffanjon, S. 13. [6]) Ebenda, S. 184. [7]) Ebenda, S. 185. [8]) Gumilla, a. a. O., I, S. 302.
[9]) Ebenda, I, S. 319. [10]) Ausland, 1871, S. 446 (Appun); R. Andree, Parall., S. 152.

opfer und Selbstpeinigung" können wir uns in einigen Punkten mit der Ansicht Dr. K. Th. Preuss' nicht einverstanden erklären.

Preuss kommt in seiner oben angeführten Abhandlung (S. 32 ff.) zu dem Schlusse, dass alle Menschenopfer bei Trauerfällen ursprünglich Racheopfer für den Dahingeschiedenen gewesen seien, und dass man erst mit fortschreitender Kultur auf den Gedanken gekommen sei, „die Opfer an Sklaven, Weibern, Kindern und Freunden als Begleitopfer aufzufassen, die im Jenseits für den Verstorbenen sorgen und ihm das Leben angenehm machen sollten". — Dem entgegen möchten wir aus Gründen, die wir im Vorliegenden entwickelt haben, eine strenge Scheidung zwischen Racheopfer und Begleitopfer annehmen und behaupten, dass beide wohl neben einander hergehen können, und letztere mindestens ebenso alt sind wie erstere. Die Racheopfer, die an beliebigen Menschen vorgenommen werden können, sind, wie schon erwähnt, ein Schutzmittel der Hinterbliebenen vor dem bösen Geist des Verstorbenen oder — nach Auffassung des Indianers — Ermordeten, dessen Rache die Angehörigen, die stets um ihn waren, naturgemäss am meisten zu fürchten haben und deshalb durch das Opfer eines „Sündenbockes" von sich abzulenken und zu befriedigen suchen.

Die Begleitopfer dagegen haben die natürliche und uralte Vorstellung zur Grundlage, dass der Verstorbene in der anderen Welt dasselbe Leben weiterführe und infolge dessen dieselben Bedürfnisse habe, wie auf Erden, eine Vorstellung, die den Indianer treibt, dem Todten alles, was ihm auf dieser Welt nützlich und theuer war, ins Grab mitzugeben.

Was nun die Trauerverstümmelung anbelangt, so dürfen wir in ihr keine Ablösung der Menschenopfer sehen, wohl aber annehmen, dass beide auf gleicher psychologischer Basis entstanden sind, und dass bei beiden das Prinzip dasselbe ist, — wie auch bei den nahe verwandten „Selbstpeinigungen" —, durch ein möglichst hohes Opfer den Zorn des Geistes zu beschwichtigen, wenn auch das eine viel weiter geht und in seinen Wirkungen stärker ist, als das andere.

Allen diesen Trauergebräuchen aber gemeinsam, als einziges und der Ueberlegung des Naturmenschen angemessenes Motiv, ist die Furcht, vor dem bösen Charakter des Todten und nicht, wie Preuss (S. 34) will, „das Pflichtgefühl oder das peinigende Gewissen."

Aus der ganzen Art, wie man bestrebt ist, den Todten mit allem auszustatten, was ihm im Leben angenehm nnd nothwendig war, geht deutlich hervor, dass man annimmt, der Mensch führe im Jenseits dasselbe Leben fort wie auf Erden und sei auch allen Widerwärtigkeiten dort, wie hier unterworfen. Die Pflicht der Hinterbliebenen ist es deshalb, den der Erde anvertrauten Leichnam vor den Einflüssen der Witterung, Nässe und Kälte, zu schützen.

In dieser Vorstellung ist die Sitte vieler Stämme begründet, den Verstorbenen in der eigenen Hütte zu bestatten oder doch über seinem Grab ein Schutzdach zu errichten, damit kein Unwetter seinen Leib belästige.

Wie der Indianer im Leben, wo es auch sei, bevor er sich zur Ruhe niederlegt, in der Nähe seiner Hängematte ein Feuer anzündet und die ganze Nacht hindurch unterhält, um die oft empfindliche Kühle von sich abzuwehren, so versäumt man auch nicht, auf dem Grab des Dahingeschiedenen wenigstens eine Zeitlang ein Feuer zu unterhalten.

Hütte über das Grab. — Die Sitte, die verstorbenen Angehörigen in der Hütte zu bestatten, findet sich bei zahlreichen Stämmen. Rochefort berichtet uns von den Insel-

karaiben: „Sie machen gemeiniglich das Grab in der Hütte dess Verstorbenen; oder wann sie ihn anderst wo begraben / so machen sie alle Zeit ein klein Dach an dem Orth / da der Leichnam ruhet." [1])

Bei den Karaiben Surinams bleibt der Todte wenigstens vier Tage in der Hütte, in der er lebte, und wird, wenn die Verwesung schon stark eingetreten ist, auch in derselben begraben. [2]) Viele Stämme in Britisch Guayana, besonders die Karaiben, Makuschi und Akkawai, pflegen ihre Todten entweder in der Hütte zu begraben, in der sie lebten, oder, sollte einen ihrer Stammverwandten der Tod auf einer Reise übereilen, ein mit Palmblättern bedecktes Schutzdach über dem Grabhügel zu errichten, um das böse Wetter zu verhindern, den Körper, welcher unter ihm ruhet, zu belästigen. [3]) Von den Uanis des oberen Oyapok und den Palikurs, Anwohnern des Curipi, berichtet uns ein französischer Jesuitenmissionar des vorigen Jahrhunderts, dass sie ihre Todten in der Hütte beerdigten, die sie zuletzt bewohnt hatten. [4]) Die Wayana bestatten ihre *Piay* entweder im Hause selbst, in der Hängematte liegend, oder in einer Grube unter einem kleinen Schuppen. [5]) Bei den Guajiros werden wohlhabende Leute gewöhnlich in dem Rancho, wo sie geboren sind, beerdigt. Zu diesem Zweck trägt man sie oft sehr weit fort. Der Todte ist in das *Chinchorro* (Hängematte) eingewickelt, darinnen er im Leben geschlafen hat. [6]) Die Piaroas stecken den Leichnam in einen korbähnlichen Behälter und bergen diesen in einem Grab in der Savanne: „On ne le recouvre pas de terre, mais on construit au dessus de la fosse une hutte en feuilles de palmier."[7]) Bei den Manaos, Isannas und Uacarrás wird der Leichnam noch am Sterbetage selbst mit allen Schmucksachen innerhalb des Hauses der Erde übergeben. Oft finden sich viele Gräber in einer Hütte. So berichtet Wallace von den Uacarrás: „Some of the large houses have more than a hundred graves in them, but when the houses are small, and very full, the graves are made outside. [8]) Die Culinos und Marauhas, ebenso wie die Caripunas des Madeira, begraben ihre Todten in einer gemeinschaftlichen runden Hütte in die Erde [9]); während die Omaguas und Jipurinas das Grab in der Sterbehütte selbst herrichten. [10]) Bei den Paumari und Yamamadi wird über dem Grab eine kleine Palmstrohhütte errichtet. [11]) Die Yumbos geben ihren Todten eine hockende Stellung, wie bei den peruanischen Mumien und bewahren diese Mumien in ihren Häusern, unterhalb des Daches hängend, auf. [12]) Die Catauixis pressen die Leiche in sitzender Position in ein grosses irdenes Gefäss und vergraben letzteres in den Fussboden der Sterbehütte. [13]) Auch von den Cautarios, Chuntaquiros und Apiacas berichtet uns Castelnau, dass sie ihre Verstorbenen in der Wohnung bestatten, die sie bei Lebzeiten inne hatten. [14])

Stirbt ein Mundurucu, so wird er in seiner Hängematte innerhalb der Hütte begraben. [15]) Die Yuruna am unteren Schingu beerdigen ihre Todten in dem Hause; die

---

[1]) Rochefort, II, S. 508. [2]) Kappler, Surinam 1887, S. 238. Ph. Fermins, S. 75.
[3]) Rob. Schomburgk, S. 137.
[4]) Allerhand Lehr als Geistreiche Brieff etc. IV. N⁰. 564, S. 81, 119.
[5]) Crevaux, im Globus, 40, S. 70. — Coudreau, Le Tour du Monde, 1892. I. Sem., S. 22.
[6]) Sievers, S. 258; Globus, 49, S. 156; Ausland, 1888, S. 43. 1865, S. 838, 489.
[7]) I. Crevaux, S. 548. [8]) Wallace: Travels on the Amazon and Rio Negro. Sec. ed. 1889 p. 346 & 353. Martius: Beiträge I, S. 590, 598. [9]) Martius: Reise III. 1189 & 1185; Globus 26, S. 4.
[10]) Martius, III. 1187; Ehrenreich, Beiträge, S. 66. [11]) Ehrenreich, Ebenda, 51, S. 58.
[12]) Globus, 45, S. 130. [13]) D. v. Schütz-Holzhausen, im Ausland 1867, N⁰. 7.
[14]) II, S. 315; III, S. 157; IV, S. 315. [15]) Martius, Reise III, S. 1340; Couderau, Voy. au Tapaj. S. 127.

Hängematte des nächsten Verwandten schaukelt bei dem Ruheort des Verstorbenen.[1])

Bei den Karayá des Araguay soll die äussere Gestaltung des Grabes offenbar ein Haus darstellen. Zwei $1\frac{1}{3}$ M. hohe, an der kurzen gegabelten Spitze mit lang herabhängenden Federbändern verzierte Pfähle werden am Kopf- und Fussende des Grabes aufgepflanzt, um die „Thiere", d. h. jedenfalls die Dämonen (die *Kanaima* Guayanas) fernzuhalten. Beide Pfähle sind durch eine Schnur verbunden, über die zwei *Buriti*-Matten dachartig ausgebreitet sind.[2]) Die alten Tupinambas begruben ihre Todten inmitten der Hütten. „Wann nun die Wilden ihre Hütten verändern.... so machen sie auf die Gräber Deckel / oder Obtächer von dem Kraut *Pindo*. Wer nun im Land hin und wieder wandelt / der sihet gleich einen Kirchhoff hin und wieder." [3])

Die Botokuden beerdigen ihre Todten entweder im Haus selbst oder ausserhalb desselben, errichten dann aber über dem Grab eine Hütte von Kokosblättern[4]), die häufig mit Vogelfedern und dem Fell eines Thieres verziert wird, und halten einige Zeit lang die nächste Umgebung von Unkraut rein, ebenso wie dies von dem Grabe eines angesehenen Timbirá berichtet wird.[5]) Die Chiriguanos setzen ihre Dahingeschiedenen in grosse irdene Gefässe und beerdigen sie in den, bei Lebzeiten zuletzt von ihnen bewohnten Hütten.[6]) Bei den Guanas wird der Todte unmittelbar am Eingang der Wohnung begraben.[7]) Die Payaguas reissen auf den Gräbern ihrer verstorbenen Angehörigen sorgfältig alles Gras aus, halten dieselben sehr rein und bedecken sie mit Hütten, die denen, worin sie wohnen, ähnlich sind.[8]) Die Maconis pflegen die Leichname der kleinen Kinder in ihren Hütten, die der Erwachsenen aber entfernt von der *Aldea* zu begraben. Ueber den Gräbern der Letzteren errichten sie eine Hütte.[9]) Die letzte Ruhestätte eines Kamakan wird hoch mit Palmblättern bedeckt.[10]) In der Bai von S. Julian an der Südspitze Südamerikas entdeckte man im Jahre 1746 ein Haus, neben welchem auf der einen Seite sechs verschiedenfarbige Fahnen auf hohen Pfählen, auf der anderen fünf mit Stroh ausgestopfte Pferde, ebenfalls jedes auf drei hohen Pfählen, standen. Im Hause selbst lagen Leichen mit Matten bedeckt, deren eine ein Messingblech auf den Kopfe und Ohrringe hatte. In derselben Gegend fand man im Jahr 1753 2—3000 kleine Hütten, die durch eine Mauer geschieden waren und ebenfalls zu Begräbnissen dienten.[11]) Die Bestattung im Haus oder in eigens dazu errichteten Gebäuden war auch bei den Kulturvölkern Südamerikas, den Peruanern und Chibchas, üblich. So bestattete man im Süden bei den Collas die Verstorbenen in einem viereckigen Thurm, dessen Thür nach Osten lag. In Iauja nähte man den Leichnam in ein frisches Lamafell und behielt ihn im Hause.[12]) Vor allem war es das grosse Volk der Aymaras, das dieser Sitte huldigte. Schon LAS CASAS berichtet uns von den Aymaras des Gebirges, dass sie ihre Todten in festen, aus Erde und behauenen Steinen erbauten, runden oder viereckigen, sehr hohen Türmen (*chulpas*) bestatteten. Die Leichname wurden in Lamafelle eingewickelt, auf denen man äusserlich die Nase und Augen angab, dann angekleidet und in sitzender Stellung beigesetzt. An anderen Orten wurden die Leichen auch auf die beschriebene Art eingehüllt und dann in ihrem eignen Wohnhause an der Wand entlang hingestellt. Wieder anderswo liess man die Todten in

[1]) V. D. STEINEN: Durch Central-Brasilien. Leipz. 1886, S. 266. [2]) EHRENREICH: Beiträge S. 31. [3]) GOTTFRIEDT, S. 138. [4]) VON WIED, II, S. 56. [5]) MARTIUS, Beitr. I, S. 326. [6]) THOUAR, S. 50 ff. A. AMERLAN, Globus 42, S. 186. [7]) AZARA, S. 237. [8]) Ebenda, S. 271. [9]) MARTIUS, Reise II, S. 492. [10]) Ebenda, S. 695. [11]) WAITZ, III, S. 505, 506. [12]) Ebenda, IV, S. 466/67.

demselben Hause, in dem die Lebenden assen und schliefen.[1]) d'Orbigny unterscheidet drei Arten von Aymara-Todtenhäusern. Einmal waren es grosse viereckige Gebäude mit einer einfachen Öffnung, durch die man die Todten hineinschaffte. Letztere sassen in ihren Kleidern oder eingehüllt in Baumwollgewebe im Innenraum ringsum an den Wänden. Anderwärts bestanden die Gräber aus kleinen viereckigen Häusern von Luftbacksteinen (en briques non cuites) mit schiefem Dach und nach Osten gewendeter Thür oder aus viereckigen Thürmen von mehreren Stockwerken, deren jedes todte Körper enthielt. Alle diese Gräber lagen in grossen Gruppen zusammen und bildeten oft weite Todtenstädte.[2]) In anderen Gegenden findet man konische Hügel mit einer engen Thür, deren mehrere, meist aber nur zwei neben einander liegen. Sie sind aus *Adobe* gebaut, mit Stroh gedeckt, und die Kammer im Innern ist mit abwechselnden Lagen von Leichen und Erde ausgefüllt.[3]) In ähnlicher Weise, wie die Peruaner, verfuhren die Chibcha-Völker mit ihren Todten. In Darien fanden die Spanier, als sie eines Kaziken Palast nach Kostbarkeiten durchstöberten, in dessen Schlafkammer viele Leichname an Baumwollseilen aufgehängt, die am Feuer gedörrt und je nach ihrem Stand und Ansehen mit herrlichen, goldgestickten und juwelengezierten Decken bekleidet waren.

Es waren die Vorfahren des Häuptlings, die hier eine Art Ahnengalerie bildeten.[4]) Auch die Caquetios, die Canos und die Kaïmanes in Neugranada pflegten die Leichname ihrer Kaziken über ein langsames Feuer auf Thon zu legen, bis sie völlig ausgetrocknet waren. Die Körper wurden dann in Tücher gewickelt, die man mit Gold und Perlen verzierte, und in einem besonderen Zimmer aufbewahrt. Von Leuten aus dem Volke bewahrte man nur den Kopf.[5])

Feuer bei dem Grab. — Die Sitte, auf den Gräbern Verstorbener eine Zeitlang Feuer zu unterhalten, wird uns von einer Reihe von Stämmen bezeugt.

Die Insel-Karaiben begruben ihre Todten in die Hängematte eingewickelt und machten ein Feuer rings um das Grab.[6]) Bei den Guajiros brennt allnächtlich ununterbrochen ein Feuer vor dem Grabe und zwar zwei volle Jahre hindurch, so dass ungeheure Mengen Holzes erforderlich sind.[7]) Die Makuschi unterhalten auf dem Grabe eines dahingeschiedenen Kriegers nur einige Stunden,[8]) die Warraus dagegen mehrere Tage lang ein Feuer, um das die Wittwe und Verwandtinnen sich setzen und von Zeit zu Zeit einen grässlichen Todtengesang ertönen lassen.[9]) Stirbt ein Wapischiana, so begräbt man ihn in der Sterbe-Hütte, seine Wittwe zündet bei Anbruch der Nacht ein Feuer auf dem Grabhügel an.[10]) Auf dem Grabe eines geliebten Kindes sollen die Manaos und ihre verwandten Nachbarn, wie dies auch von den Guarani berichtet wird, längere Zeit Feuer unterhalten.[11]) Nach dem Tod eines Botokuden unterhält man auf jeder Seite des Grabes einige Zeit hindurch ein Feuer, zu welchem Zwecke die Verwandten, selbst von einem entfernten Wohnorte, oft nach dem Grabe zurückkehren sollen.[12]) Ebenso machen es die Kamakan.[13])

Die Erde darf den Leichnam nicht berühren. — Die zumeist wohl durch die Furcht

[1]) Squier, S. 484. (Nach las Casas, Historia apologetica, ungedruckt). Vgl. auch Castelnau, III, S. 355.
[2]) d'Orbigny, S. 149. [3]) Waitz, IV, S. 468. [4]) Petrus Martyr, S. 376.
[5]) Globus, 26, S. 135. Waitz, III, S. 367. [6]) Rochefort, II, S. 508. [7]) Sievers, S. 258.
[8]) Martius, Beitr. I, S. 649. [9]) Ausland 1871, S. 182. (Appun). [10]) Ausland 1869, S. 802. (Appun). [11]) Martius, Beitr. I, S. 590. [12]) Prins Max. v. Wied, II, S. 56. Martius, Beitr. I, S. 326. Ehrenreich, in Zeitschr. f. Ethnol. 1887, S. 19, 33. [13]) v. Wied, II, S. 222.

diktierte Rücksicht auf den Todten, dem man lebendiges Gefühl zuschreibt, verbietet offenbar auch den Hinterbliebenen, den Leichnam unmittelbar mit der Erde in Berührung zu bringen. Crevaux beobachtete diese Sitte bei den Piapocos, Anwohnern des unteren Guaviare: Lorsqu'un Piapoco vient à mourir, tous les Indiens dù village pleurent pendant un temps déterminé. On l'enterre dans sa case. On lui creuse au milieu de celle-ci une fosse d'environ un mètre cinquante où on le dépose avec ses plumes et ses armes. On lui met un banc de canot sur la figure et le tronc pour le préserver du contact de la terre." [1]) Auch von den Achagoas und Aruacas erzählt uns der Pater Gumilla, dass sie ängstlich darauf achteten, „qu'il ne leur tombe point de terre dessus (auf den Todten). Pour cet effet, ils placent à un pied du corps du défunt, une claye extrêmement forte, qu'ils couvrent de feuilles de Plane, sur lesquelles ils jettent de la terre. [2]) Die Insel-Karaiben machten die Gräber „ohngefähr vier oder fünf Schuh tieff / und rund in der Gestalt eines Fasses, und stellen einen kleinen Stuhl hinein / darauff die Verwandten und Freunde den Leichnam wieder setzen / in der Positur [kauernden] die sie ihm alsobald nach dem Tod gegeben." Nach etwa 10 Tagen „legt einer von den Freunden des Verstorbenen ihm ein Bret auf den Kopf / und die andern stossen mit den Händen allgemach die Erde auff denselben / und füllen daz Grab." [3]) Die Makuschi senken den Leichnam in sitzender Stellung in das Grab hinab und füllen dieses mit trockenem Grase aus, auf welches dann erst die ausgeworfene Erde kommt. [4]) Nach Schomburgk wird das Grab mit Palmwedeln ausgelegt, bevor es die Leiche aufnimmt. [5]) Die Grube wird alsdann mit Latten zugedeckt, auf die wiederum Palmwedel ausgebreitet werden.

Von den Tupinambas sagt ein alter Bericht: „Sie bemalen den Leichnam mit unterschiedlichen Farben / überziehen und bedecken auch den todten Körper mit Baumwoll / und legen ihn hernacher in ein Loch in die Erde / also dass keine Erde mehr / wegen dess Baumwolls den todten Körper kan berühren. Das Grab lassen sie offen stehen." [6]) Diese Sitte wird auch für den kleinen Tupistamm am mittleren Uruguay durch Azara bezeugt, der uns die Grabanlage eines erwachsenen Indianers dieses Stammes beschreibt. Die Seinigen hatten ihn in ein nicht tiefes, inwendig durchaus mit Palmblättern ausgeschlagenes Grab gelegt. Der Leichnam selbst war ebenfalls mit Palmblättern bedeckt, aber nicht mit Erde überschüttet. [7]) Die Guarayos geben bei der Bestattung ihrer Todten sorgfältig darauf acht, dass der Leichnam nicht mit der Erde in Berührung kommt. „Ils (les morts) sont placés dans une fosse profonde, garantie de la terre par des clayonnages et des branchages croisés." [8]) Bei den Karayá ist das Grab eine rechteckige, nicht sehr tiefe Grube, über welche in der Längsrichtung einige Stangen gelegt sind. An der mittelsten ist die von Buritimatten umhüllte Leiche in horizontaler Lage freischwebend aufgehängt. Die Grube ist mit einer Matte bedeckt, über der noch eine fusshohe Erdschicht liegt. [9])

Den gleichen Voraussetzungen, wie die eben angeführten Gebräuche, entspricht wohl auch die Sitte mancher Stämme, wie der Wayana u. a., die Leichen in offenen Gruben beizusetzen, oder wenigstens den todten Körper nur ganz oberflächlich mit Erde zu bedecken, wie es die Lenguas, [10]) Abiponer, [11]) einige Schingustämme [12]) u. a. zu thun pflegen.

---

[1]) Crevaux, S. 526. [2]) Gumilla, I, S. 315. [3]) Rochefort, II, S. 507/508 u. 511/512.
[4]) Ausland, 1871, S. 446. (Appun). [5]) Martius, Beitr. I, S. 648. [6]) Gottfriedt, S. 178
[7]) Azara, S. 219. [8]) d'Orbigny, S. 342. [9]) Ehrenreich, Beitr. S. 31. [10]) Azara, S. 277.
[11]) Ebenda, S. 285. Aufsätze, S. 82. [12]) von den Steinen, Naturvölker, S. 339 (ebenso die Guagnungomos und Panaros). Chaffanjon, S. 106, 116).

B. Die Rückkehr des Todten wird verhindert auf gewaltsamem Weg.

Weitaus mannigfaltiger, als das Bannen des Todtengeistes auf gütlichem Wege, indem man sich bemüht, ihn durch Gewährung aller Bedürfnisse des Lebens mit seinem Schicksal auszusöhnen und von der Wiederkehr abzuhalten, sind die Mittel, die man anwendet, um auf gewaltsame Weise seine Rückkehr zu verhindern.

Furcht den Todten zu berühren. — Unfähig, das Geistige im Menschen von dem Körperlichen zu trennen, überträgt der Indianer die Furcht vor der Seele des Todten auf den Leichnam selbst und auf alle Gegenstände, ja sogar die Menschen, die mit diesem in Berührung gekommen sind.

Aus diesem Grund müssen sich bei den Salivas die bei der Bestattung betheiligten Personen baden, um alles, was ihnen von dem Wesen des Todten etwa anhaften könnte, gleichsam von sich abzuspülen.[1] Sobald die Chiriguanos einen todten Stammesgenossen zur Erde bestattet haben, eilen alle Leidtragenden, Männer, Weiber und Kinder, so rasch wie möglich zum nächsten Fluss, wo sie sich baden und abwaschen.[2] Umgekehrt pflegten die Manacicas ihre Todten mit Wasser zu besprengen, „um sie von jedem Makel zu reinigen."[3]

Die Karaiben von Britisch-Guayana legen die Leichen ihrer Verstorbenen in die Hängematte und lassen sie verwesen. Sowie die Fäulnis weit genug vorgeschritten ist, reinigen die Weiber die Knochen, bemalen diese und legen sie in ein Körbchen, in welchem sie sorgfältig aufbewahrt und bei jedem Wohnungswechsel mitgeführt werden. Die Frauen, welche die Knochen reinigten, werden mehrere Monate für unrein gehalten.[4]

Bei manchen Stämmen geht die Furcht der Verwandten vor dem Leichnam so weit, dass sie sich an der Bestattung nicht zu betheiligen wagen, sondern dies Geschäft anderen Personen überlassen, die dafür bezahlt werden.

Sobald ein Payagua gestorben ist, wickeln ihn einige alte Weiber in seinen Mantel, und die Familie bezahlt einen eigenen Menschen, der ihn auf den Begräbnisplatz trägt.[5] Wenn ein Lengua den letzten Athemzug ausgehaucht hat, kommen einige alte Weiber herbei, die ihn, von den Verwandten dafür bezahlt, so geschwind sie können, in seine Decke wickeln, und ihn aus der Hütte bis an einen beliebigen Platz schleppen, wo sie ihn verscharren.[6] Die Karayá haben eine solche Scheu vor dem Todten, dass sie den Leichnam nicht zu berühren wagen, sondern ihn in Buritimatten einhüllen und diese dann an einer horizontalen Stange befestigen. In derselben Lage wird er freischwebend in einer Grube bestattet.[7] Auch bei den Arhuacos wickelt man den Leichnam in mehrere Gewänder zu einer Art Rolle zusammen, die nun geschnürt und an einer langen Stange befestigt wird. Wenn das Grab gegraben ist, wird die Stange geholt, die Schnur zerschnitten und der Körper in die Grube fallen gelassen, warauf man mit den Füssen das Grab zuscharrt.[8]

Reinigung der Sterbehütte und des Dorfes — Um den Nachstellungen des bösen Todtengeistes nicht zum Opfer zu fallen, suchen ihn die Hinterbliebenen oft mit sehr naiven Mitteln aus ihrer Nähe zu vertreiben. Nach der Verbrennung eines verstorbenen Wayana werden nicht nur das Sterbehaus, sondern sämmtliche Hütten des Dorfes vollständig

[1]) Gumilla, I, S. 312. [2]) A. Thouar, p. 52. [3]) Waitz, III, S. 531.
[4]) Rich. Schomburgk, II, S. 432. [5]) Azara, S. 270.
[6]) Ebenda, S. 277. [7]) Ehrenreich, Beitr., S. 31. [8]) Globus, Bd. 73, No. 24. (Nach de Brettes.)

gereinigt; „es geschieht dies, wie CREVAUX meint, aus Gesundheitsrücksichten, um ansteckende Krankheiten zu vermeiden,"[1] — natürlich immer in der Voraussetzung, dass ein böser Geist die Ursache der Krankheit ist.

Nach dem Tod eines Makuschi entfernen die Angehörigen alles tragbare Geräth aus der Hütte, die nach der Bestattung von den Familienmitgliedern gereinigt und dann weiter bewohnt wird.[2] Eine ähnliche Sitte berichtet APPUN von den Atorai: „Sobald bei ihnen Jemand stirbt, verlassen sämmtliche Bewohner die Hütte, nachdem sie alle Sachen daraus entfernt und ins Freie gestellt haben. Der Todte wird am folgenden Tag begraben. Am anderen Morgen erscheint der *Piay*, um den bösen Geist durch Räucherungen mit einem höchst übelriechenden, erstickenden Dampf verursachenden Holz aus der Hütte zu vertreiben, worauf die Familie mit allen ihren Sachen in dieselbe einzieht."[3]

Hütte und Dorf werden verlassen oder zerstört. — Bei vielen Stämmen begnügt man sich nicht damit, nach einem Todesfalle Sterbehütte und Dorf zu reinigen, oder auszuräuchern und dann ruhig weiter zu bewohnen, sondern man verlässt in gespensterartiger Furcht die Hütte, das Dorf, ja die ganze Gegend, wo man sich vor den rächenden Geistern der Verstorbenen nicht mehr sicher fühlt.

Bei den Guahibos verlässt nach dem Tode des Häuptlings der ganze Stamm das Dorf, um sich anderswo anzubauen; den Leichnam lässt man in der Hütte liegen, um ihn erst nach Jahresfrist zu bestatten.[4] Die Insel-Karaiben verliessen nach ROCHEFORT die Hütte und den Platz, wo sie jemand von ihren Freunden begraben hatten und suchten sich eine andere Wohnung.[5]

Bis auf den heutigen Tag scheint sich dieser Brauch bei den geringen Überresten der Karaiben erhalten zu haben, die noch jetzt die dichten Urwälder der Insel Dominica bewohnen. Wie uns der französische Reisende OBER berichtet, wird der Eigenthümer einer Hütte in der Mitte derselben in sitzender Stellung, das Kinn auf die Kniee gestützt und das Gesicht gen Morgen gerichtet begraben; seine Angehörigen aber bauen sich in geringer Entfernung davon eine neue Hütte.[6]

Die Makuschi begeben sich nach einem Sterbefall aus dem Dorfe. Während der Anwesenheit ROBERT SCHOMBURGK's unter ihnen war eine der Frauen eines Häuptlings gestorben; deswegen hatten alle, obgleich das Dorf noch ganz neu, die Hütten bequem, die Cassavewurzel noch auf dem Felde war, den Ort sogleich verlassen.[7] Nach RICHARD SCHOMBURGK's Angaben wird die Todtenhütte, wenn auch nicht unmittelbar nach der Beerdigung, sicher aber bald darauf von den Bewohnern verlassen.[8] Auch die Stämme von Französisch-Guayana, wie die Wayana, Trios, Oyampi u. a., huldigen der Sitte, nach dem Hinscheiden eines Stammesgenossen, besonders wenn es ein angesehener Mann war, ihre Wohnplätze im Stich zu lassen und sich in eine andere Gegend zu begeben.[9] Die Arawaak legen ihre Todten in ausgehöhlte Baumstämme und begraben sie in ihren Hütten, die sodann von den Bewohnern verlassen werden.[10] Die Wapischiana beerdigen ihre Verstorbenen in der Hütte, die sie bei Lebzeiten bewohnten, und die darauf

[1]) Globus, S. 37, 72. [2]) MARTIUS: Beitr. I, S. 649. [3]) Ausland, 1871, S. 547. (APPUN).
[4]) J. CREVAUX, Voy. p. 548. [5]) ROCHEFORT, II, S. 514. WAITZ, III, S. 387. [7]) Globus, 38. S. 268.
[7]) ROB. SCHOMBURGK, Reisen in Guiana und am Orinoko. S. 70. Globus, 46. S. 24. (Nach IM THURN).
[8]) R. ANDREE: Ethn. Parall. Stuttgart 1878, S. 28. RICH. SCHOMBURGK, I, S. 422.
[9]) J. CREVAUX, Voy. p. 298, r. 157 f. Globus, Bd. 40, S. 17, 258, 273. Le Tour du Monde, 1892, I, p. 22. (COUDREAU). [10]) Ausland, 1871, S. 124. (APPUN). RICH. SCHOMBURGK, II, S. 458.

meist verlassen und niedergebrannt wird. APPUN beobachtete jedoch einen Fall, wo die Familie trotz des Grabes ruhig die Hütte weiter bewohnte und dasselbe nur in soweit beachtete, als sie bei Anbruch der Nacht ein Feuer auf demselben unterhielt. [1]) Von den Stämmen des oberen Rio Branco berichtet COUDREAU: „Quand le père meurt, la case est abandonnée, brûlée et les enfants vont en faire une autre." [2]) Sterben bei den Guaraunos mehrere Dorfbewohner kurz hintereinander, so flieht alles aus dem Dorf, „par ce qu'un *gébu* mauvais (böser Geist) a passé par là, en maudissant." [3]) Wie die Guaraunos, so bestatteten auch die Imos am Orinoko ihre Todten in der Hütte, die sie bei Lebzeiten inne hatten, und die dann sofort für immer verlassen wurde. [4]) „L'horreur que la nation Anabali et quelques autres avoient pour la mort, étoit si grande qu' aussitôt après avoir enterré le défunt, dans l'endroit où il logeoit, les habitans abandonnoient aussi-tôt leur récolte et alloient bâtir un nouveau village à douze ou quinze lieues de là, et lors qu'on leur demandoit pourquoi ils abandonnoient ainsi leur récolte ils répondoient: Que dès que la mort étoit entrée chez eux, ils ne se croyoient plus en sûreté en sa compagnie. Lorsqu' ils eurent été civilisés et qu'il ne leur fut plus permis de quitter leurs peuplades, le malade n'étoit pas plutôt mort, qu'ils démeubloient la maison et la bruloient avec les nattes, les armes et tous les effets du défunt, à dessein de bruler le mort avec eux." [5]) Auch bei den Uaupés-Stämmen finden wir die Gewohnheit, den Ruheplatz der Todten ängstlich zu meiden und der Vergessenheit zu weihen: „Les Tucanos enterrent le défunt dans la *maloca* que la famille abandonne toujours aussitôt pour aller en construire une autre. Au bout de quatre ou cinq ans la *maloca* a disparu. Au bout d'une génération la forêt a repris ses droits et la sépulture est introuvable". Die weiter stromaufwärts wohnenden Uananas beerdigen ihre Dahingeschiedenen auf kleinen Flussinselchen oder mitten im Dorf in ihren Hütten, die dann verlassen werden. So fand COUDREAU in dem Dorfe Jauarité zerstörte und verlassene Wohnungen, in denen man mehrere Familienglieder begraben hatte. Auch die Tarianas bestatten ihre Todten stets in der Hütte, die aber nicht immer im Stich gelassen wird. [6])

Bei den Juri wird die Sterbehütte, in deren Mitte der Todte begraben wird, von den übrigen Einwohnern nicht unmittelbar nach dem Begräbnis, sondern nur gelegentlich verlassen. [7]) Die Kampas fliehen das Haus, in dem einer der ihrigen begraben liegt, und beziehen in einer entfernteren Gegend eine neue Wohnung. [8]) Wenn ein Glied des Saccha-Stammes mit Tode abgeht, so zieht man ihm seine besten Kleider an, legt ihn in seiner Hütte nieder, befestigt an seinem Gürtel einen Strick, welchen man durch die Blätter des Daches gehen lässt; dann beginnt der ganze Stamm einen Tanz um die Hütte, und die Männer bringen im Vorbeigehen starke Messerhiebe an den Stützen derselben an. Die Hütte stürzt so über dem Todten ein, der unter seiner eigenen Wohnung begraben wird. Bei jedem Neumond begiebt sich ein Glied des Stammes zum Grabe und zieht an dem Stricke. Solange er Widerstand leistet, wohnt die Seele des Todten noch in dem Leichnam. Sobald er nachgiebt, ist der Athem des todten Indianers entflohen und ins Jenseits übergegangen. [9]) Auch die Arhuacos befestigen an der Nase des Todten eine Schnur und

[1]) Ausland, 1869, S. 802. (APPUN). [2]) COUDREAU, La France Équin. II, p. 397.
[3]) CHAFFANJON, p. 14. [4]) Ebenda, S. 183. [5]) GUMILLA, I, S. 325.
[6]) COUDREAU, Lx. Fr. Équ. II, p. 172. [7]) MARTIUS, Reise III, S. 1238.
[8]) Globus, Bd. 53, S. 22 ff.; Bd. 68, S. 44. [9]) Aus allen Welttheilen. Jahrg. 17, S. 90. Globus, 47, S. 274. (WIENER).

führen dieselbe bis ausserhalb des Grabes. Sobald nun diese Schnur, sei es durch Regen oder sonst irgendwie sich auflöst und abfällt, so ist es sicher, dass die Seele entflohen ist.[1]) Stirbt bei den Yuracarés ein Stammesmitglied, so wird es mit allem, was ihm gehört, in der eigenen Hütte begraben, die dann verlassen wird. Ja ihre Scheu vor dem Todten geht so weit, dass sie sich hüten, noch eine einzige Frucht von dem Felde zu pflücken und zu geniessen das jener bebaut hat.[2]) Bei den heutigen sogenannten Lenguas-Indianern bei Villa Concepcion (Paraguay), wird der Todte an der Stelle, wo er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hat, mit Waffen, Schmuck und einigen Hausgeräthen als Beigaben in sitzender Stellung zur Erde bestattet. Der ganze Stamm verlässt darauf die Gegend und siedelt sich einige Leguas weiter weg an, aus Furcht vor dem umgehenden Geist des Todten. Ueberhaupt fürchten sie sich sehr vor Geistern, glauben an ein Leben nach dem Tode, und dass der Todtengeist noch einige Zeit um das Grab herumirre.[3]) Die Botokuden begraben ihre Todten nach Neuwied horizontal, mit über der Brust gekreuzten Armen, die Schenkel an den Leib gezogen, in seichten Gruben entweder in der Hütte, die dann verlassen, gleichsam dem Verstorbenen [4]) eingeräumt, oder verbrannt wird, oder in deren Nähe.[5]) Dasselbe berichtet ein neuerer Forscher von der Botokuden-Horde der Ingraecknungs: „Ist das Grab in einer Gesellschaftshütte, die fast immer 60—80 Schritte lang ist und von 30—40 Familien bewohnt wird, so wird diese ohne Weiteres von der Familie verlassen, sei das Haus noch so gross, und oft in grosser Entfernung eine neue Wohnung bezogen.[6]) Der Coroado der brasilianischen Ostküste begräbt seine Verstorbenen in seiner Hütte und steckt dieselbe alsdann in Brand. Dann wird der alte Wohnsitz verlassen und ein neuer aufgesucht.[7]) Nach Martius soll derselbe Stamm dies nur beim Tode eines Erwachsenen thun.[8]) Die Yaguas dagegen brennen, wie Castelnau beobachtete, schon beim Absterben eines kleinen Kindes die Sterbehütte nieder und beziehen eine andere Wohnung.[9]) Die Calchaquis verbrannten bei einem Todesfall das Haus des Verstorbenen, damit der Tod, der es nun einmal kenne, nicht dahin zurückkehre.[10]) Stirbt ein Iagan, so verbrennen seine Verwandten die Hütte, die sein letzter Aufenthalt war, und verlassen auf einige Zeit die Gegend.[11])

Selbst bei den hochkultivierten Inkas fand sich dieser, durch die Geisterfurcht bedingte Wohnungswechsel. Bei dem Tode des Herrschers wurden seine Schlösser verlassen; alle seine Schätze — mit Ausnahme dessen, was zur Leichenbestattung gebraucht ward — seine Geräthe und Kleidungsstücke blieben so liegen, wie er sie hinterlassen hatte, und seine zahlreichen Wohngebäude wurden auf ewig geschlossen. Der neue Herrscher musste sich alles zu seinem Haushalte neu anschaffen. Dies gründete sich auf den Volksglauben, dass die Seele des verstorbenen Herrschers nach einiger Zeit wiederkehren werde, um seinen Körper auf Erden neu zu beleben; man wünschte, dass er alles, woran er im Leben gewöhnt gewesen, zu seinem Empfange bereit finden möge.[12]) Die alten Peruaner beerdigten häufig die Todten in ihren Hütten und verliessen dann dieselben.[13])

Der Rückweg wird versperrt. — Im vorigen Abschnitt haben wir an der Hand

[1]) Sievers, a. a. O., S. 97. [2]) d'Orbigny, S. 93/94 und 164.
[3]) Vergl. meine Abhandlung „Die Lenguas-Indianer in Paraguay" im Globus 1900.
[4]) Max. v. Wied-Neuwied, I, S. 364. [5]) Martius, Beitr. I, S. 326.
[6]) Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. etc. 1891, S. 27. (Rath).
[7]) Andree, Ethn. Par. S. 28. (Nach v. Eschwege, Journal 199, 200).
[8]) Martius, Reise I, S. 383. [9]) Castelnau, V, S. 20. [10]) Ausland, 1891, S. 944.
[11]) Globus, 43, S. 156 ff. [12]) Andree: S. 28. Prescott, I, 24. [13]) Andree, Ebenda. (Nach Tschudi).

zahlreicher Beispiele gezeigt, wie die Furcht vor dem bösen Charakter des Todten die Hinterbliebenen zwingt, Haus, Hof, und Gegend zu verlassen, die sein irdischer Aufenthalt waren, und vor allem die Nähe seiner letzten Ruhestätte zu fliehen, um nicht Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Um diesen unbequemen, Gesundheit und Eigenthum schädigenden Gebrauch zu umgehen, ist man bei vielen Stämmen auf die verschiedenartigsten Mittel verfallen, dem Todtengeist das Wiedererscheinen auf der Oberwelt und die Rückkehr in seine alte Behausung unmöglich zu machen. Dieses Bestreben giebt sich einmal in gewissen Begräbniscoremonien, dann in der eigenthümlichen Anlage des Grabes deutlich zu erkennen.

a) Der Todte wird weitab begraben. — Die einfachste Art, sich des Todten zu entledigen, ist noch die, dass man ihn an einem von dem Wohnsitz der Hinterbliebenen möglichst weit entfernten Orte begräbt und ihm dadurch die Möglichkeit nimmt, oder wenigstens erschwert, den Weg zurückzufinden; eine Sitte, die sich bei vielen Stämmen findet, ausdrücklich aber von den Piaroas bezeugt wird, die nach Crevaux ihre Todten auf einem gemeinsamen Friedhof in einer Grotte beisetzen, „le plus souvent bien loin du village." [1])

b. Der Weg wird gebahnt. — Häufig sucht man der aus dem todten Körper scheidenden Seele den Weg in das ferne Jenseits zu erleichtern, um möglichst bald aus ihrer bedrohlichen Nähe zu kommen. So sollen die Puri dem Todten die Brust öffnen, um der Seele des Verstorbenen gewissermassen den Weg zu bahnen. [2]) Die Wayana glauben, dass ihre Seelen gen Himmel gingen. Deshalb verbrennen sie den Leichnam, „pour que l'âme s'envole avec la fumée." [3]) Einen merkwürdigen Gebrauch beobachtete Ehrenreich bei den Yamamadi am Purus. Ein Mann war von einer giftigen Schlange gebissen worden und befand sich schon auf dem Wege der Besserung. Von seiner Hütte hatte man einen langen Zaun aus horizontalen Stangen weit in den Wald hinausgebaut. „Nach Angabe des uns begleitenden Jipurina", fährt Ehrenreich fort, „sollte diese Einrichtung dem Kranken ermöglichen, behufs Defäcation vor das Dorf zu gelangen. Ob diese Erklärung richtig ist, steht dahin. Jedenfalls liegt eine abergläubische Vorstellung vor. Entweder darf ein derartiger Kranker von Niemand zur Hülfeleistung berührt werden, oder wir haben einen analogen Gebrauch, wie bei gewissen Stämmen am Orinoko, die nach alten Berichten vom Hause eines Schwerkranken oder Moribunden aus eine Schnur in den Wald hinausziehen [über Schluchten und Gräben, durch Gewässer und Sümpfe möglichst gerade aus] [4]) um der Seele den Weg zu weisen. [5])

c) Der Geist wird durch Lärm vertrieben. — Wie wir oben bei der Besprechung der Krankenkur dargelegt haben, wird nach dem Glauben der Indianer der böse Geist, der die Krankheit verursacht hat, durch Drohungen, Geschrei und sonstigen Lärm, Rasseln mit der Zauberklapper, Schlagen der grossen Heertrommel (bei den Abiponern) [6]) u. s. w. von dem Medizinmann veranlasst, den Leib des Kranken zu verlassen. Man hält also den Geist selbst von der menschlichen Schwäche der Furcht nicht frei. Auch die weitverbreitete Sitte, bei Sterbefällen, besonders unmittelbar nach dem Ableben und während der Bestattung auf alle mögliche Weise zu lärmen, hatte ursprünglich offenbar den Zweck, die gefürchtete Seele des Verstorbenen zu erschrecken,

[1]) Crevaux, S. 548. Ebenso bei den Abiponern. Aufsätze, S. 82.
[2]) G. W. Freyreiss, Beitr. etc. S. 123/124. [3]) Crevaux, S. 298. [4]) Ratzel, I, S. 587.
[5]) Bartels, d. Medizin etc. S. 244/245. (Nach Ehrenreich, Beiträge), [6]) Aufsätze, S. 80/81.

sie aus der Nachbarschaft des Dorfes zu verjagen und ihr alle Lust zur Wiederkehr zu nehmen.

Sobald ein Makuschi gestorben ist, werden alle in der Niederlassung befindlichen Flinten vor der Hütte, in welcher der Todte liegt, abgefeuert, um den bösen Geist der den Tod herbeigeführt hat, und wohl auch den Geist des Abgeschiedenen, durch das laute Knallen zu verscheuchen. [1])

Die Karaiben unterhalten während des Begräbnisses eines Stammesangehörigen ein fortwährendes Schiessen. [2])

Bei den Uaupés-Stämmen herrscht der Gebrauch, nach der Beerdigung Pfeil- und Flintenschüsse in die Luft abzugeben, um den Geist, der den Tod verursachte, zu verjagen und womöglich zu tödten.

„C'est là, meint COUDREAU, une vieille pratique, qui ne correspond plus à la croyance actuelle." [3]) Die jetzt ausgestorbenen Calchaquis im westlichen Argentinien suchten durch zahlreiche neben dem Krankenbette in den Boden gesteckte Pfeile den Tod von dem Patienten fern zu halten. [4]) Stirbt ein Araukaner, so wird sein Leichnam über einem langsamen Feuer gedörrt und am zweiten oder dritten Tage nach dem Absterben von den Verwandten in feierlichem Zuge nach dem „*eltun*" oder Begräbnisplatze der Familie gebracht, der gewöhnlich im Gehölz oder auf einem Hügel liegt. Die nächsten Angehörigen tragen, von weinenden Frauen umgeben, die Bahre, während einige junge Leute mit verhängtem Zügel vor dem Leichenzug herreiten und unter furchtbarem Gebrüll mit Säbel und Lanze verzweifelt um sich hauen und stechen, um den bösen Geist zu verscheuchen. [5]) Nach dem Hinscheiden eines Guajiro brechen die Angehörigen in ein lautes Geschrei aus, um die bösen Geister zu vertreiben. [6]) Die Guahibos pflegen während der Beerdigung eines Stammesgenossen zu heulen und Lärm zu machen „afin de chasser les démons malintentionnés." [7])

Ein Instrument, das bei einigen südamerikanischen Stämmen zum Vertreiben der Todtengeister dient, ist das sogenannte Schwirrholz, [8]) ein bei uns bekanntes Kinderspielzeug. Es besteht aus einem schmalen, länglichflachen Brett, das an einem Strick im Kreise geschwungen, ein brummendes oder schwirrendes, unheimlich klingendes Geräusch erzeugt. Während es andere Stämme, wie die Nahuquá, Mehinakú u. a. des Schingu-Quellgebietes als harmloses Spielzeug gebrauchen, wird es bei den Bororo am São Lourenço nur bei den Gebräuchen der Todtenfeier in Thätigkeit gesetzt, einmal wenn die Sachen des Todten verbrannt werden und in einem pantomimischen Tanz den Verstorbenen, die selbst erscheinen, klar gemacht wird, dass man nichts von ihrem neuen Genossen zurückbehält, dass sie also auch künftighin im Dorf nichts mehr zu suchen haben, und dann wenn der Knochenkorb später weggeschafft wird und der Todte das Dorf verlässt. Bei dieser Gelegenheit folgen einige junge Leute dem Träger des Knochenkorbes, Schwirrhölzer schwingend und laute Schreckenstöne ausstossend, um dem Todtengeist für immer die Lust zu nehmen ins Dorf zurückzukehren und die Lebenden zu

[1]) APPUN, Unter den Tropen, II, S. 349. Derselbe im Ausland, 1871, S. 446.
[2]) KAPPLER, S. 238.
[3]) COUDREAU, La Fr. Équ. II. S. 172. [4]) Dr. v. IHERING: Die Calchaquis. Ausland, 1891, S. 944.
[5]) J. I. MOLINA, S. 72 f. P. TREUTLER, S. 73. [6]) Globus, 65, S. 83. [7]) J. CHAFFANJON, S. 188.
[8]) Siehe: J. D. E. SCHMELTZ, Das Schwirrholz (Versuch einer Monographie) in Verh. des Vereins für naturw. Unterh. Bd. IX, Hamburg 1896.

belästigen. „Der Grundgedanke aller Feierlichkeiten ist die Furcht, der Todte kehre zurück Lebende zu holen".

Bei den Ceremonien, die zur Abwehr dieser Möglichkeit vorgenommen werden, schliesst man das schwächere Geschlecht ängstlich aus. Die Frauen laufen solange in den Wald oder verbergen sich in den Häusern. Würden sie anwesend sein, so setzten sie sich der Gefahr aus zu sterben.[1] Von den Karipunas am Madeira berichtet KELLER-LEUZINGER, dass sie bisweilen die Gräber der Verstorbenen, Schwirrhölzer schwingend, umkreisen,[2] eine Sitte, die offenbar den Zweck hat, die Seele des Todten ins Grab zu bannen.

Die bei der Gelegenheit eines Sterbefalles von den Hinterbliebenen oft unter grossem instrumentalem Lärm veranstalteten Tänze sind ursprünglich wohl auch auf die Furcht vor der Wiederkehr des Todten zurückzuführen.

Bei den Rukuyenne werden den Todten zu Ehren, einen Monat nach dem Absterben, zwei Feste gefeiert, das eine *Pono*, das andere *Tulé* genannt. In dem Dorfe Cancapo am Parú wohnte CREVAUX einem *Pono*-Tanze bei. Alle Männer waren vom Halse ab mit Umhüllungen aus langen schwarzen Riemen bekleidet und trugen Mützen, die denen der fränzösischen Advokaten ähnelten und — wie aus der beigegebenen Abbildung hervorgeht — zum Theil das Gesicht bedeckten. Nur ein einziger stand aufrecht, in der Hand eine Peitsche mit 8 M. langer Schnur. Er drehte sich um sich selbst, stampfte mit dem rechten Fusse auf die Erde, hob die Peitsche empor, bog den Leib nach hinten über und führte mit plötzlicher Bewegung einen Hieb aus, der wie ein Pistolenschuss knallte. Der Reihe nach musste jeder dieses Manöver, das sie „*Pono*-Tanz" nennen, ausführen. Die Uebrigen kauern indessen auf der Erde, klatschen in die Hände und schreien „*he!... he...!*[3] Auch am *Tule*-Tanze nehmen nur Männer, niemals Frauen theil. CREVAUX beobachtete am Parú einen von etwa 20 Männern ausgeführten *Tule*-Tanz, der viele Stunden währte. Mit Federzierrath reich geschmückt, bewegten sich die Tänzer langsam zum Tone ihrer Flöten zuerst in langer Reihe vorwärts, dann in einem grossen Kreise. Das ewige Einerlei der wenigen hohen, schrillen Töne, mit denen sie auf des Häuptlings tieferes Blasen antworteten, hatte für europäische Nerven etwas ungemein aufregendes.[4]

Nach COUDREAU beginnt der *Tulé* um 6 Uhr Abends und dauert ohne jede Unterbrechung bis 6 Uhr Morgens. Fünf bis sechs Musiker begleiten den Tanz auf Flöten in allen Längen, die sie einige Tage vorher eigens zu diesem Zwecke aus Bambusrohr geschnitten haben. „Wenn man sie betrachtet," sagt COUDREAU, „wie sie im Kreise dasitzen, mit Federn geschmückt, das Haupt gesenkt, die Augen auf den Boden geheftet, und ernsthaft in ihre langen Bambusflöten blasen, deren Ende die Erde berührt, so denkt man nach dem Schlussgebrüll der Flöten und dem lauten Schrei, der von allen Musikern am Schlusse jedes Abschnittes gleichzeitig ausgestossen wird, an ein Orchester aus den HOFFMANN'schen Erzählungen. Und wenn man ihnen den Rücken zuwendet, so glaubt man, eine Unterhaltung der Thiere der Apocalypse zu hören. Mir ist als ob ein halb Dutzend Dämonen sich damit amüsierten, mit einem Fiedelbogen über meine Nerven und Zähne zu streichen. Es ist, um wahnsinnig zu werden, aber es ist nichts destoweniger fesselnd, ja, ich möchte beinahe sagen künstlerisch".[5]

Nach dem Tode eines vornehmen Saliva wird ein mehrtägiges Fest mit Tänzen und

[1]) K. v. d. STEINEN: Naturvölker, S. 327, 497, 506, 510. [2]) Globus, 26, S. 4.
[3]) Globus 40, S. 99. [4]) Ebenda, S. 262. [5]) Globus 61, S. 294.

Musik gefeiert, zu dem von weither Gäste eingeladen werden. Nach GUMILLA, der einer solchen Todtenfeier beiwohnte, verbringt man den ersten Tag abwechselnd mit Klagen und Tänzen nach dem Klang der mannigfachen Leicheninstrumente. Dann zieht sich alles in die Hütten zurück und tiefes Stillschweigen liegt über dem ganzen Dorfe. Mitten in der Nacht entsteht plötzlich ein höllischer Lärm, hervorgerufen durch eine Menge Indianer, die auf Pfeifen und langen Trompeten blasend mehrere Mal das Dorf umkreisen, ohne dass die Einwohner die Hütten verlassen. Am Abend dieses Tages, der wie der erste mit Tänzen und Klageliedern ausgefüllt wird, begeben sich die Festtheilnehmer unter lauter Musik und in feierlichem Zuge vom Sterbehause nach dem nahen Fluss, in den sie den Sarg mit der Leiche und alle Musikinstrumente werfen, „pour bannir de leur esprit le souvenir du défunt" und damit die Furcht vor seinem Geist.[1]) Der Hauptgedanke, der dieser Leichenceremonie zu Grunde liegt, scheint folgender zu sein: Die Seele des Verstorbenen, die noch in der Nähe des Leichnams weilt, wird durch die lärmende Musik aus dem Dorfe vertrieben. In der darauf folgenden Nacht verhält sich die ganze Einwohnerschaft still, um die Geister glauben zu machen, sie lägen sorglos im tiefen Schlummer. Wenn nun die Geister, die gerade die Nachtzeit zu ihrem Erscheinen bevorzugen, herankommen, werden sie durch den plötzlich ausbrechenden gewaltigen Lärm stark erschreckt und für immer aus der Nähe der Lebenden verscheucht. Ausser den Theilnehmern an diesem Akt verbergen sich die übrigen Bewohner der Niederlassung voll Angst in ihren Hütten und wagen nicht herauszukommen, um nicht in die Gewalt der bösen Geister zu fallen. Alle auf den Todten Bezug habende Gegenstände werden in den Fluss geworfen, um ihn nicht zu veranlassen, zurückzukehren und sein Eigenthum zu reklamieren.

Zwischen diesen Ceremonien und den oben beschriebenen Todtengebräuchen der Bororó besteht eine überraschende Aehnlichkeit.

Auch die Betoyes am Orinoko erregen beim Tod eines Angehörigen durch das Spielen stark tönender Musikinstrumente ein lautes Getöse.[2]) Die Stämme des Amazonasgebiets, besonders des Uaupés, fürchten in einem Dämon, den sie *Iurupari* nennen, den Geist des Vorfahren. Dieser hat nach ihrer Meinung einen bösartigen Charakter und freut sich, wenn die Lebenden von allen möglichen Uebeln heimgesucht werden. Um seine schädlichen Einwirkungen von sich abzuwehren, feiert man von Zeit zu Zeit ein Tanzfest, bei dem auf gewissen Flöten Lärm gemacht wird. Wie den Bororó-Frauen der Anblick des Schwirrholzes Gefahr bringt, müssen auch hier die Frauen sterben, wenn sie die *Iurupari*-Flöten sehen.[3]) Für die Frauen, das schwächere Geschlecht, die an sich schon furchtsamer und hülfsbedürftiger sind als die Männer und sich nicht wie diese den Geist mit Hülfe der Lärminstrumente vom Leib halten können, ist naturgemäss die Gefahr, dem bösen Geist anheimzufallen, viel grösser; die Vorsicht fordert es deshalb, die Frauen von den Ceremonien, die zur Vertreibung des bösen Geistes dienen sollen, auszuschliessen. Erst allmählich hat sich dabei eine Gefahr für die Frauen schon mit dem blossen Anblick der Lärminstrumente, die ja zu dem bösen Geist in gewisser Beziehung stehen, herausgebildet.[4])

Bei der Todtenfeier der Arawaken in Britisch Guayana stellen sich die Theilnehmer in Prozession auf, der drei Figuren, einen Kranich und zwei Menschengestalten

[1]) GUMILLA, I, S. 301 ff. [2]) Ebenda I, S. 319 ff. [3]) WALLACE, S. 348; v. D. STEINEN, S. 497 f.; COUDREAU, II, S. 194 f. [4]) Vgl. dazu: STEINEN, S. 497.

vorstellend, vorausgetragen werden, und umgehen unter Absingen eines langen in seinen Modulationen monotonen Gesanges die Hütte, in welcher der Todte begraben liegt. [1])

Nicht nur bei Todesfällen, sondern auch bei anderen Gelegenheiten sucht man sich der bösen Geister, von denen ja die ganze Natur voll ist, durch Lärm zu erwehren.

Eine Eigenthümlichkeit der Makuschi ist ein sonderbarer, langanhaltender, wiehernder Schrei den sie auf ihren Reisen jedesmal bei Annäherung an eine Niederlassung als Zeichen ihrer Ankunft ausstossen, aber auch in der Nacht, jedesmal sobald sie aus der Hütte treten, hören lassen, um dadurch den bösen Geist zu verscheuchen. [2])

Wo die Pampas-Indianer die bösen Geister, die sie *Gualichu* oder *Arraken* nennen, nahe glauben, bemühen sie sich, diese durch kriegerischen Lärm aller Art zu verscheuchen. [3]) Bei den Zusammenkünften der Tehuelchen werden, wie man meint, die bösen Geister dadurch vertrieben, dass die Reiter in vollem Galopp immer rund herum sprengen und ihre Gewehre abschiessen. [4])

Der Pater Gillii hörte einmal bei einem Orinoko-Stamme zwei oder drei junge Burschen am Eingange eines Waldes fürchterlich heulen und schreien, während die übrigen im Dorfe tanzten. Er fragte sie, was dieses Geschrei bedeuten solle und erhielt die Antwort: Wir thun dies, um den *Mabari* (den bösen Geist) zu belustigen, damit er uns nichts zu Leide thut. [5])

d) Der Rückweg wird verwischt. — Auf verschiedene Weise ist man bemüht, wenn der Todte zur letzten Ruhe bestattet wird, der Seele den Rückweg zu den Ueberlebenden zu verwischen.

Stets schaffen die chilenischen Stämme den Verstorbenen mit den Füssen zuerst aus dem *Toldo*, denn würde der Leichnam in anderer Stellung hinausgetragen, so könnte sein irrendes Gespenst dahin zurückkehren. Verlässt die Horde das Thal, wo sie längere Zeit sich aufhielt und Einige aus ihrer Mitte begrub, so wird der Weg unter vielen sonderbaren Gebräuchen angetreten und der Pfad vielemal durchkreuzt, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen. [6]) Aehnlich verfahren die Lenguas. Sie lassen niemals einen der ihrigen in seiner Hütte sterben, sondern ergreifen ihn, wenn sie glauben, dass er bald sterben wird, bei den Beinen, schleppen ihn ungefähr 50 Schritte von der Hütte weg und lassen ihn dort verschmachten. Sobald er gestorben ist, fassen ihn einige alte Weiber wieder bei den Beinen an und schleifen ihn etwa 100 Schritt weit fort, um ihn zu verscharren. [7])

Wenn bei den Bororó der Korb mit den Todtengebeinen aus dem Dorf getragen wird, um an einem fernen Platz der Erde übergeben zu werden, so läuft ein Indianer hinter dem Todtenträger her und schleift hinter sich eine breite Strasse mit einem Palmblatt, um die Fussspuren zu verwischen und dem Todten den Rückzug zu erschweren. [8]) Der Leichnam eines Araukaners wird von den Hinterbliebenen in einem feierlichen Zuge zum Begräbnisplatz gebracht. Hinten nach folgt ein Weib, das hinter der Bahre her Asche streut, um dadurch der abgeschiedenen Seele die Rückkehr zu verwehren. [9]) Die Matacos begraben ihre Todten vornehmlich an geheimnisvollen Plätzen des Waldes und verwischen alle Spuren der Bestattung, auch die Fussstapfen der Theilnehmer sorgfältig. [10])

[1]) Rich. Schomburgk, II, S. 458. [2]) Appun, im Ausland, 1871, S. 448. [3]) Waitz, III, S. 500. [4]) Musters, S. 194. [5]) Aufsätze, S. 156. [6]) Pöppig, I, S. 393, 394. [7]) Azara, S. 277. [8]) v. d. Steinen, S. 510. [9]) Molina, S. 73; Treutler, S. 73. [10]) Baldrich, S. 243.

e) Das Grab wird unkenntlich gemacht. — Auf derselben Vorstellung beruht wohl auch die den meisten Stämmen gemeinsame Sitte, ein sichtbares Grabdenkmal zu verschmähen, ja das Grab dem Erdboden gleich zu machen. Der Indianer hält sich, wie der Vogel Strauss, vor seinem Feinde sicher, wenn er ihn, oder auch nur ein Zeichen seines Vorhandenseins, nicht sieht.

So machen die Jumanas das Grab von aussen unkenntlich,[1] und die Guajiros begraben ihre Todten, ohne ihnen einen Hügel oder Erinnerungszeichen zu setzen.[2] Von den Guahibos bezeugt uns Chaffanjon, dass sie die Gräber ihrer Verstorbenen einebnen (égaliser avec le sol).[3] Das Gleiche sagt d'Orbigny von den Atacamas.[4] Die christlichen Indianer von Tumupasa schützen sich gegen den unliebsamen Besuch des Todtengeistes dadurch, dass sie, sobald der Leichnam entfernt ist, die Thür an die andere Seite der Hütte versetzen, damit sie der Verstorbene nicht mehr finde.[5]

Den wirksamsten Schutz gegen den Todten gewinnt man natürlich dadurch, dass man den Leib der freien Beweglichkeit beraubt und damit auch den Geist, der mit jenem unwillkürlich identifiziert wird, verhindert, aus dem Grabe auszufahren.

f) Der Leichnam wird verstümmelt. — Die radikalste Art, den Todten unschädlich zu machen, ist daher die Verstümmelung des Leichnams. Hat der Bluträcher (*Kanaima*) der Arawaken endlich sein Opfer erreicht und getödtet, so verscharrt er es augenblicklich, geht alsdann in der dritten Nacht wieder nach dem Grabe und sticht mit einem zugespitzten Stab in das Grab und den Körper des Gemordeten. Findet sich beim Herausziehen des Stabes Blut an demselben, so leckt er es ab, und alle für ihn gefahrbringenden Folgen sind dadurch verhindert, — in der angenehmsten Stimmung kehrt er zu seiner Hütte zurück. Wenn der *Kanaima* am dritten Tag sein Blut nicht lecken kann, wird er wahnsinnig [der böse Geist fährt in ihn] und muss im Wahnsinn sterben.[6]

Die Indianer Brasiliens glauben, dass die Todten in einer anderen Welt verwundet oder in Stücke gehauen ankommen, überhaupt so, wie sie diese Welt verlassen. J. J. von Tschudi hat oft gesehen, wie einer der nächsten Verwandten in das Grab stieg und dem Leichnam mit den Füssen das Gesicht zerknetete; welche Bedeutung dieses empörende Verfahren, fährt er fort, hat, ist mir nie klar geworden. Der wahrscheinliche Grund, meint mit Recht Robinsohn, ist aber der, dass man durch diesen Vorgang die Rückkehr des Todten zu verhindern suchte.[7]

Simão de Vasconcellos erzählt in seiner Chronik von Brasilien p. 53—54 von einem Goaytacá-Indianer, dessen Erbfeind der Anführer desselben Tribus war. Letzterer begab sich in eine Jesuiten-Mission, mit der die Indianer in Frieden lebten, da viele von ihresgleichen an diese verkauft waren. Der Goaytacá folgte dem Anführer bis dorthin, da hörte er, dass derselbe dort krank geworden und darauf gestorben und beerdigt sei. Er hatte keine Ruhe, bis er den Begrabenen ausfindig machte. Er riss ihn aus der Erde und zerschlug ihm den Hirnschädel.[8]

g) Der Leichnam wird gefesselt. — Weitaus zahlreicher als die Verstümmelung des Todten finden wir bei den südamerikanischen Stämmen die Sitte, den Leichnam auf die verschiedenste Art zu fesseln oder durch besondere Anlage des Grabes den Todten unter die Erde zu bannen.

[1]) Martius, Reise III, S. 1182. [2]) Ausland, 1865, S. 489. [3]) p. 188. [4]) p. 151.
[5]) Globus, 60, S. 120. [6]) Ausland, 1871, S. 160. [7]) Robinsohn, Die Psychologie der Naturvölker, S. 95. [8]) Rath, S. 26/27.

Die Indianer Surinams waschen den Leichnam und reiben ihn mit einem gewissen Öl ein. Hierauf binden sie ihm mit einem Strick die Arme zwischen die Knie, dergestalt dass der Kopf auf beiden Händen ruhen könne, welche zum zweitenmal zusammengebunden werden; sodann wird derselbe in einen Sack von neuer Leinwand gesteckt und in der Hütte, in der er gestorben ist, begraben.[1]) Stirbt ein Piaroa, so stecken die Hinterbliebenen den Leichnam in zusammengebogener Stellung in eine Art Korb, *Catumare* genannt. Diesen Korb umgiebt man mit Rindenstücken, die durch Lianen zu einem Bündel vereinigt sind und birgt ihn in einem Grab in der Savane.[2]) Aehnlich schildert Chaffanjon die Bestattungsweise desselben Stammes. „Les parents ligottent le cadavre en paquet: jambes repliées et fortement appliquées contre le corps, tête penchée sur les genoux, bras croisés autour des tibias. Le tout, enveloppé du hamac est placé dans un panier ou *catumare* avec les petits objets favoris du défunt. D'autres fois, quand il s'agit des chefs, le corps est simplement roulé dans son hamac, lié de lianes, puis enveloppé dans des feuilles de bananier et placé dans une claie cylindrique tressée en branches minces."[3]) Bei der Bestattung eines Iuri, die uns Martius beschreibt, wurde der Leichnam, das Haupt zwischen den weitheraufgezogenen Knieen, zwischen Stücken von Baumbast zu einem runden Knäuel zusammengebunden und in ein vier Fuss tiefes Loch in der Mitte der Hütte gebracht. Eine dünne Schicht von Erde ward über ihn ausgebreitet, dann sprangen die Schwestern des Todten und zwei Männer, welche in derselben Hütte wohnten, hinein und traten die Erde unter furchtbaren Geheul fest;[4]) ein, wie wir noch sehen werden, häufig angewandtes Verfahren, das Wiedererscheinen des Todten unmöglich zu machen.

Die meisten Brasilianischen Stämme bringen den Verstorbenen in eine sitzende Stellung, sodass die Ellenbogen auf den Oberschenkeln und der Kopf in den Händen zu ruhen kommen, und binden dann den Leichnam mit Bast oder *Cipos* fest, Glied an Glied.[5]) Stirbt ein Abiponer, so wird sein Leichnam in seine gewöhnliche Tracht gekleidet, in eine Ochsenhaut gewickelt und mit Riemen fest verschnürt. Um den Kopf wickelt man ein besonderes Tuch.[6]) Die Mumien der Quechuas sind sämmtlich in sitzender Stellung beigesetzt. Der Kopf ruht auf den Knieen, um welche die Arme verschlungen sind, oder der Kopf ist auf die Handflächen, und die Ellbogen sind auf die Kniee gestützt, um das Ganze sind Hüllen verschiedener Art gelegt,[7]) und öfters sogar Stricke geschnürt.[8]) Andere Mumien sind in hockender Stellung in einen, mit Seegras ausgestopften Sack eingesetzt, dessen Umhüllung aus farbigem Baumwollenstoff, häufig aus einem Gewand besteht, das sogar mit Aermeln versehen sein kann. Der Kopf ist mit einem bunten Tuch kreuzweise umwunden, und selbst den Hals bedeckt manchmal ein ausgefranster, halsbindenartiger Streifen. Das Gesicht ist häufig mit einer hölzernen Maske bedeckt oder mit einer solchen, die aus dem abgesägten Gesichtsschädel, an dem die Haut theilweise erhalten ist, durch Anfügung einer hölzernen Nase und Stucküberzug hergestellt wurde.[9]) Die Leichen der Chimus wurden fast durchweg in hockender Stellung beigesetzt, derart, dass die Kniee hoch bis an die Brust angezogen wurden. Das Haupt wurde auf die Kniee gesenkt, die Arme um die Kniee geschlagen und nun der Leichnam derart mit verschiedenen Decken aus *Vicuña*-Wolle umwickelt, dass das Ganze einem grossen Ballen gleich sah. Häufig

---

[1]) Fermins, S. 75. [2]) Crevaux, S. 548. [3]) Chaffanjon, S. 188. [4]) Martius, Reise III, S. 1238
[5]) Rath, S. 29. [6]) Aufsätze, S. 82. [7]) Squier, S. 86. Ausland, 1876, S. 321 ff.
[8]) Ausland, 1876, S. 350. [9]) Ratzel, I, S. 585.

wurde der ganze Ballen mit einem Netzwerk von Stricken umschnürt und ein aus Holz geschnitzter, mit Aloefasern als Haar eingerahmter und mit bemaltem Zeuge überzogener falscher Kopf aufgesetzt, der dem ganzen Ballen das Ansehen einer menschlichen Figur giebt.[1])

Auch in den Höhlen Brasiliens (bei Santa Anna) hat man zusammengeschnürte Mumien gefunden.[2]) Sobald ein Makuschi in die Grube gesenkt ist, tritt der *Piay* an den Leichnam heran, schreit ihm in drei kurzen Pausen mehrere Worte ins linke Ohr, spuckt ihm ins Gesicht und stopft ihm ein Bündel Haare in Mund und Ohren.[3]) Nach Appun wird über den Leichnam im Grabe eine mit milchigem Safte einer giftigen Aroidee gefüllte Calebasse ausgegossen und ausserdem über seinen Kopf eine bedeutende Quantität Tabaksaft geschüttet.[4]) Alle diese Gebräuche, besonders das Verschliessen von Mund und Ohren, haben ursprünglich wohl den Zweck, die Seele des Verstorbenen am Verlassen des Grabes zu hindern. Gleich nach dem Tod eines Angehörigen höhlen die Guaraunos einen Baumstamm zu einem Sarg aus. Dann wird der, in seine Hängematte gewickelte Leichnam hineingelegt, die Oeffnung mit Latten verschlossen, sämmtliche Ritzen von den Frauen mit Lehm verschmiert und der Sarg unmittelbar neben der Hütte auf Pfählen aufgestellt.[5])

Während Crevaux's Anwesenheit unter diesem Stamme starb eine uralte blödsinnige Greisin. Zwei Männer legten die Leiche in eine Hängematte, trugen sie an einer langen Stange nach einer 1 M. tiefen Grube, welche vier junge Frauen gegraben hatten, legten sie nebst der Hängematte hinein und bedeckten alles mit Erde.

Warum man gerade diesmal von der gewöhnlichen Weise abwich, konnte der Reisende nicht in Erfahrung bringen.[6]) Wir möchten annehmen, dass dies aus Furcht vor dem Todtengeist geschah. Der Geist der Greisin, die schon bei Lebzeiten durch ihr hohes Alter und ihre Blödsinnigkeit den Indianern unheimlich war, war natürlich ganz besonders als böser Dämon gefürchtet. Man scheute sich die Todte zu berühren und über der Erde zu behalten und begrub sie deshalb in der Erde, um ihr die Rückkehr möglichst zu erschweren.

Auch die Bestattung in Urnen ist hieher zu rechnen. Mag der Indianer nun die Leichen seiner Verstorbenen mit Bast- oder Leinwandstreifen umwickeln, in einem Holzsarge bergen oder auf oft gewaltsame Weise in einen Korb oder Topf pressen und so der Erde übergeben, in jedem Fall bleibt es ein Einhüllen, ja man könnte sagen ein Einsperren in ein enges Behältnis und führt immer wieder auf dieselbe Absicht hinaus, den Todten im Grabe zurückzuhalten. Dass Stämme, die in der Keramik weit vorgeschritten sind, ihre Fertigkeit in den Dienst dieses Glaubens stellen, ist nicht zu verwundern. Die Passé Tecuna, Kauischana und Jumaná huldigen dem Brauch der Urnenbestattung. Bei letzteren wird der Leichnam mit zusammengekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, in einem grossen irdenen Topfe begraben.[7]) Die Katauischi binden Kniee und Ellbogen der Leiche fest zusammen und pressen den Kadaver in sitzender Stellung in ein grosses Thongefäss. Letzteres wird in ein im Fussboden der Hütte gegrabenes Loch gelegt und ringsum die Leiche mit Erde angefüllt. Zwei kleine irdene Gefässe werden dann mit der Öffnung nach unten über das grosse Gefäss gestülpt

[1]) Cronau, Amerika I, S. 89. [2]) Ratzel, Ebenda. [3]) Martius, Beitr. I, S. 648/649.
[4]) Ausland, 1871, S. 446. [5]) Crevaux, S. 614. Globus, 43, S. 7. Ebenso Chaffanjon, S. 13, 14
[6]) Crevaux, S. 613. Globus, 43, S. 7. [7]) Martius Reise III. S. 1186, 1217, 1188, 1182.

und das Ganze mit Erde bedeckt.[1]) Die Omaguas wenden die Urnenbestattung nur bei ihren Häuptlingen an.[2]) Die Karipunas begnügen sich nicht damit, ihre Krieger in grossen Urnen in die Erde zu bestatten, sondern verschliessen ausserdem noch die Höhlung mit Steinplatten.[3]) Bei den Pauischanas, Amaripas, Anjurus und Paravilhanas werden die Leichen, besonders der Männer, in grossen, mit einem Deckel versehenen Todtenurnen in der Hütte begraben.[4]) Der Leichnam eines Coroado am Rio Xipoto wird in hockender Stellung entweder in einen grossen Topf von Thon gesteckt oder in Bast oder altes Baumwollzeug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheule mit den Füssen stark eingestampft wird.[5]) Bei den Guarani wurde der Leichnam in hockender Stellung in eine riesige, aus der Hand gefertigte Urne, *Igaçaba* genannt, hineingepresst, und letztere dann, oft mit abwärts gerichteter Oeffnung, zur Erde bestattet.[6]) Im Thale des Forromecco in Rio Grande do Sul fand man eine grosse Begräbnisurne mit Deckel. Beim Oeffnen fiel das Skelet zusammen, das in hockender Stellung darin gesteckt hatte. Die Urne war so gross, dass man wohl einen fetten Menschen in hockender Stellung hätte hineindrücken können. Nach der Beisetzung des Leichnams häufte man Erde herum und deckte den Deckel darüber.[7]) Noch heutigen Tags wenden die den Guarani nahe verwandten Chiriguanos die Urnenbestattung allgemein an. Der Leichnam wird in kauernder Stellung, die beiden Beine gegen den Leib gekrümmt und den Kopf auf die Kniee gesenkt, zusammengeschnürt. Man spaltet ein grosses, irdenes zur Bereitung von *Chicha* dienendes Gefäss in der Mitte und setzt dessen untere Hälfte auf den Boden der Grube, die inzwischen in einem Winkel der Hütte hergerichtet worden ist. Der Leichnam wird dann unter Klagen hineingesenkt, der obere Theil des Gefässes darüber gestülpt und die Grube mit Erde zugeschüttet.[8]) Ist der Topf zu klein, so sollen sie dem Todten oder Sterbenden das Rückgrat zerbrechen.[9]) Die Graburnen der Calchaquis sind bauchige Gefässe mit flach konischem Boden, oft durch einen schalenförmigen Deckel verschlossen. Ihre Höhe beträgt bis zu 80 cM., sodass wohl ein Leichnam in zusammengekrümmter Stellung darin Platz fand. Aeusserlich ist das Grab markiert durch einige Steine, welche in der Form eines Ovals einen oder mehrere grosse Steine umgeben. Die Todtenurnen stehen vertikal und sind seitlich von Steinen umgeben.[10]) In Peru scheute man sich nicht, die Knochen zu brechen, um den Leichnam recht eng zusammenlegen zu können.[11]) Man brachte die Leichen, die in Töpfen aufbewahrt wurden, — selbst Gold- und Silbervasen wurden dazu verwendet und alsdann dicht verschlossen — in eine zusammengebogene Stellung und richtete ihnen das Gesicht nach Westen.[12]) Der englische Reisende Hutchinson, der eine Menge Gräberfelder untersuchte, fand in einem Grab in der Provinz Ica eine etwa zwei Fuss hohe Urne, die die Ueberreste eines Menschen enthielt, den man nur in der Weise in dem Gefäss hätte unterbringen können, dass man ihm die Gelenke der Beine auslöste. Dieselbe Art der Leichenbestattung wird, wie dieser Forscher beobachtete, noch jetzt von den Bracho-Indianern der Argentinischen Provinz Santiago del Esterro geübt, die *Quechua* sprechen.[13])

[1]) Ausland, 1867. v. Schütz-Holzhausen: S. 179. [2]) Martius, III, S. 1187. [3]) Globus 26, S. 4.
[4]) Martius: Beiträge I, S. 632, 635. [5]) Martius, Reise I, S. 383.
[6]) v. Ihering, im Globus S. 60, 95. Ausland 1891, S. 942.
[7]) Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthr., Ethn. und Urgesch., S. 35.
[8]) A. Thouar: S. 92; Globus 48, S. 38. [9]) Baldrih, S. 281; Castelnau, IV, S 380.
[10]) v. Ihering im Ausland, 1891, S. 945. [11]) Ratzel, I, S. 585. [12]) Waitz, IV, S. 466 ff.
[13]) Ausland 1876, S. 321 ff.

Nach Azara pflegten die Payaguas früher ihre Todten sitzend zu begraben, und zwar so, dass der Kopf aus dem Grabe herausragte, aber mit einem grossen irdenen Topfe bedeckt war. [1])

h) Die Erde wird festgestampft, das Grab beschwert. — Häufig sucht man durch Feststampfen der aufgeschütteten Erde und Beschweren das Grabes mit Holz, Steinen und anderen Dingen dem Todten den Ausgang zu versperren. Wenn die Insel-Karaiben Einen der ihrigen begraben hatten, so stellten sie, „wann der Leib fast verfaulet" war, „noch eine Versammlung an / und nachdem sie das Grab besucht / und dasselbe seuffzend mit Füssen getretten / gehen sie davon weg / machen sich lustig und ertrinken ihr Leid in dem *Ouicou*." [2])

Ist bei der Bestattung eines Warrau die Grube bis zur Hälfte wieder zugeschüttet, so springen die Wittwe und etwaigen Schwestern des Verstorbenen in dieselbe hinab und stampfen die neu hinzugeworfene Erde unter ununterbrochenem Wehgeheul fest. [3]) Die Manaos und ihre verwandten Nachbarn begraben ihre Todten in der Hängematte oder in Lappen von *Turiri*-Bast zu einem Knäuel zusammengeschnürt. Die Grube wird mit Erde wieder ausgefüllt, die sie unter tagelangem Klagegeheul feststampfen. [4]) Bei den Uaupés-Stämmen werden die Leichen, dicht in die Hängematte zusammengeschnürt, in das Grab gesenkt und mit festgestampfter Erde bedeckt. [5]) Auch von den Guahibos berichtet Chaffanjon, dass die Hinterbliebenen das Grab des Verstorbenen mit Erde anfüllen und diese dann mit den Füssen festtreten. [6]) Die Achagoas hatten die Sitte, die Stelle des Grabes, worin der Leichnam ruhte, mit einem Überzug von Mörtel zu bedecken und jeden Morgen die durch die Dürre entstandenen Ritzen nachzufüllen. [7]) Stirbt ein Botokude so wird seine Leiche einfach in der Nähe des Lagerplatzes eingescharrt und zwar in Rückenlage mit gekreuzten Armen. Die Erde wird dann möglichst fest gestampft, um die Seele zu verhindern herauszukommen, und als *ntsõ* [Geist, Gespenst] umzugehen. [8]) Am Belmonte binden sie die Arme des Todten mit *Cipó* zusammen und legen auf das Grab kurze, dicke Prügel oder runde Stücke Holz von gleicher Länge. eines dicht neben das andere. [9]) Bei den Ingraeknungs wird der Leichnam vermöge *Cipós* in sitzende Stellung gebracht und dann mit Palmblättern, einigen Steinen und endlich mit von Weitem hergeholter Erde zugedeckt. Zu diesem Zweck suchen sie einen Erdfall, wo sie mit Leichtigkeit die Erde auf Rindenstücke, Thierfelle und Körbe bringen können, da ihnen wirkliche Grabwerkzeuge fehlen. Ist der Stamm sehr zahlreich, so wird auch der Hügel proportional anwachsen. [10]) Die *Ranqueles* bedecken die Gräber ihrer Todten mit Pfählen und stampfen die Erde fest. [11]) Bei den Panares am Caura wird der Leichnam des Verstorbenen von den Verwandten in einem korbartigen Behälter in kauernder Stellung „la tête sur les genoux et les mains autour des jambes repliées" in das Grab gesenkt und nur leicht mit Erde bedeckt. Darauf legt man einen Stein oder die obere Schale einer Schildkröte oder einfach zwei bis drei Stücke Holz. [12]) Die Tschamakoko häufen Zweige und Stämme über dem Grabe auf, [13]) wohl nicht zum Schutz gegen Thiere, wie Guido Boggiani meint, sondern wiederum aus Furcht vor dem Todtengeist. Die Guaycuru legen ihre Todten

[1]) Azara, S. 270. [2]) Rochefort, II, S. 514. [3]) Schomburgk, II, S. 446; Appun, im Ausland, 1871, S. 182. [4]) Martius: Beiträge I, S. 590. [5]) Ebenda, S. 598. [6]) Chaffanjon: S. 188.
[7]) Gumilla, I, S. 315, 316. [8]) Ehrenreich: in Zeitschrift f. Ethnol. 19. 1887, S. 33.
[9]) v. Wied, II, S. 56. [10]) Rath, S. 27. [11]) Globus, 65, S. 396. [12]) Chaffanjon, S. 116.
[13]) Globus, 67, S. 329.

auf die blosse Erde und bedecken sie alsdann mit Zweigen, Holz, Rindenstücken oder auch mit Schilfmatten. Darüber wird dann etwa 2 Fuss hoch Erde geschüttet und auf diese Erdschicht legt man die Waffen und das sämmtliche Hausgeräth des Todten; darüber kommt abermals eine Matte und dann nochmals Erde und Stein. Dieser Begräbnisplatz wird nun nicht wieder besucht, ausgenommen, wenn ein neues Begräbnis stattfindet.[1]) Schon die ersten Entdecker berichten uns, dass die Anwohner der Magalhaensstrasse „ihre Verstorbenen auff dien allerhöchste Berge zu tragen unnd sie daselbsten ohne eintzige Grube / mit einem Hauffen Steine zu bedecken" pflegten.[2]) So fanden die Leute des Holländers Wilhelm Schouten van Hoorn während ihrer Weltfahrt (1615—1617) auf Uferfelsen in der Magalhaensstrasse „etliche Begräbnissen von Steinhauffen aufgeführt: weil sie nun gerne wissen möchten / was solches eigentlich bedeutete / haben sie die Stein abgeworfen / und etliche Menschenbein / von 10 oder 11 Schuhen drunter gefunden."[3]) Bis auf den heutigen Tag hat sich die eigenthümliche Bestattungsweise bei den Bewohnern Patagoniens, den Tehuelchen, erhalten, die ebenfalls ihre Gräber mit Vorliebe auf einer Anhöhe anlegen. Dort wird der Leichnam in sitzender Stellung, das Gesicht gen Osten, entweder auf den natürlichen Erdboden oder in eine ganz flache Grube niedergelassen. Über dem Grab wird ein Steinhügel errichtet, dessen Grösse je nach dem Reichthum und Einfluss des Verstorbenen verschieden ist, und dem, besonders wenn es die letzte Ruhestätte eines ausgezeichneten Häuptlings oder Helden ist, gelegentlich im Vorbeigehen neue Steine hinzugefügt werden.[4]) Auch dieser Sitte liegt offenbar die Scheu vor der rächenden Wiederkehr des Todten zu Grunde; die Ehrung des Verstorbenen durch Vergrösserung des Grabhügels kommt erst in zweiter Linie. Auch bei den Araukanern wird der Leichnam auf dem gemeinsamen Begräbnisplatze, der gewöhnlich im Gehölz oder auf einem Hügel gelegen ist, an der Oberfläche der Erde oder seltener in einem ganz flachen Grabe niedergelegt, bisweilen auch in hockender Stellung das Gesicht nach Westen gerichtet niedergesetzt. Darauf wird er mit Steinen bedeckt in Gestalt einer Pyramide, die mit *Chicha* übergossen wird.[5])

Die Atacamas überdeckten ihre Todten mit einer Lage Astwerk oder mit Steinen, auf die erst die Erde kam, und machten das Grab dem Erdbodem vollständig gleich, sodass kein sichtbares Anzeichen übrig blieb.[6]) War bei den Aymaras der Verstorbene in einem aus Erde und behauenen Steinen erbauten Thurme beigesetzt, so wurde die Thür, die stets nach Osten lag, mit Steinen und Thon vermauert. Nach einem Jahr, wenn der Leichnam trocken geworden war, wurde der Eingang wieder geöffnet.[7]) Die Quitus setzten ihre Todten auf den Erdboden und zwar meist so, dass einige derselben zusammen einen Halbkreis bildeten; um sie herum errichtete man eine niedrige Steinmauer, die man mit grossen Massen von Erde und Felsstücken bedeckte, bis der auf diese Weise gebildete Hügel die Höhe eines kleinen Berges erreichte. Manche von diesen Hügeln haben einen erstaunlichen Umfang.[8]) Die Chimus bestatteten ihre Verstorbenen, ausser in unterirdischen gemauerten Gewölben, in einer Art Pyramide von oft 50 M. Höhe.[9]) Bei den Chibchas wurden die Häuptlinge auf Anhöhen beerdigt, ihre Gräber, die mit ungeheuren Steinen von 12′ Länge,

---

1) Rath, S. 24. 2) Gottfriedt, S. 494. 3) Ebenda.
4) Ausland, 1888, S. 348. Musters, S. 191. Ausland, 1861, S. 1180. d'Orbigny, S. 93, 94 u. 220.
5) C. Ochsenius, Chile, Land und Leute, Leipz. 1884, S. 124. Treutler, S. 73, 60, 123. Molina, S. 72 f.
6) d'Orbigny, S. 151. 7) Squier, S. 484. 8) Hassaureck, S. 304.
9) Squier, S. 174 f. Cronau, I, S. 86 f.

8′ Breite und 9′ Dicke geschlossen waren, enthielten irdene Scherben und in einer Tiefe von 14′ die Gebeine des Todten. [1])

Auch die Bewohner der Provinz Quimbaya, die zu dem Chibchavolk zu rechnen sind, legten ihre Gräber fast ausnahmslos auf den Kuppen der Hügel und Bergkämme, selten am Abhang, niemals in den der Ueberschwemmung ausgesetzten Thalböden an. Es fanden sich bei ihnen zwei Arten des Grabbaus. Bei der einen legte man den Todten mit den Beigaben auf den natürlichen Boden, grub dann ringsum die Erde ab und häufte diese über dem Todten auf. Bei der anderen Bestattungsweise wurde die Kuppe eines Hügels künstlich geebnet und von der so gewonnenen Fläche aus ein Schacht bis in grosse Tiefe getrieben, dessen Wände sorgfältig geglättet und zum Theil mit Malereien in rother und gelber Farbe verziert oder mit skulptierten Platten belegt wurden. An der Ost- und Westseite dieses Schachtes — niemals an der Nord- oder Südseite — wurden Seitengewölbe oder geräumige Gallerien angebracht, die zur Aufnahme des Todten und der mit ihm Bestatteten bestimmt waren. Nachdem die Beisetzung stattgefunden hatte, wurde die ganze Höhlung mit Erde von besonderer, abstechender Farbe gefüllt. [2])

Die Sitte, auf Gräbern Steinhügel zu errichten, besteht mit gewisser Beschränkung noch heute in Venezuela. Wenn nämlich irgend jemand ausser dem Hause auf freiem Felde oder auf der Landstrasse sein Ende findet, so wird die Stelle durch einen kleinen Steinhaufen bezeichnet, in dessen Spitze ein hölzernes Kreuzlein steckt. Jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dem Haufen zuzufügen, und so geschieht es, dass im Laufe der Jahre der Steinhügel oft bedeutende Dimensionen erlangt. [3]) Auch die Gräber der Arhuacos sind zuweilen durch Steinhaufen gekennzeichnet. [4])

i) Zaun, Hecke, Graben um das Grab. — Bei manchen Stämmen hat man den naiven Glauben, durch einen Zaun, eine Dornhecke oder einen Graben, den man um das Grab zieht, dem Todten ein unübersteigbares Hindernis entgegen zu setzen. Bei den Mehinaku sah von den Steinen vor der Festhütte einen Reisighaufen, unter dem sich in geringer Tiefe die Grabhöhle befinden sollte. Bei den Auetö war ein Geviert vor der Festhütte mit dicken niedrigen, durch Flechtwerk verbundenen Pfosten abgesteckt; während sich bei den Yaulapiti ein quadratförmiger Grabzaun fand. [5]) Die Tupi pflegten auf den Gräbern ihrer Häuptlinge pyramidenförmige Steinhaufen und Pallisadenzäune zu errichten. [6]) Im südlichen Chile umgiebt man das Grab mit einem rohen Zaun von Brettern, innerhalb dessen eine Lanze steht. [7]) Die Gräber der südlichen Patagonier beschreiben einige Reisende als konische Haufen trockener Zweige, von 25′ Umfang und 10′ Höhe, die mit Riemen von Häuten umwunden und oben mit einer rothen Fahne versehen waren, das Ganze umgab ein Graben, an dessen Eingang ausgestopfte Pferde standen. [8]) Die Abiponer wählen ihre Grabstätten in Wäldern und Gebüschen, die eine gute Strecke von ihrem Wohnplatz entfernt sind, und pflanzen Dornhecken um das Grab. [9]) Die Guajiros graben nach Verlauf von zwei Jahren die Todtengebeine wieder aus und setzen sie von neuem in einer verschlossenen thönernen Vase auf einem einsam gelegenen, von einer Kaktushecke umgebenen Begräbnisplatze bei. [10]) Die Maconis pflegen die Grabhügel der Erwachsenen mit einem Wassergraben zu umgeben. [11]) Auch in dem Staat Santa Catharina finden sich uralte Gräber, die mit einem Graben umgeben sind.

[1]) Waitz, IV, S. 366. [2]) Globus, 64, S. 244. [3]) Globus, 21, S. 124. [4]) Globus: Bd. 73. Heft 24. [5]) von den Steinen, S. 339. [6]) Waitz, III, S. 419. [7]) Ebenda, S. 519. [8]) Waitz. III, S. 508. [9]) Aufsätze, S. 82. [10]) Ausland, 1888, S. 43. [11]) Martius, Reise II, S. 492.

Der Name des Todten wird nicht mehr genannt. — Manche Stämme gehen in ihrer Furcht vor dem bösen Geist des Todten so weit, dass sie sich sogar scheuen, seinen Namen zu erwähnen, und sein Andenken gänzlich der Vergessenheit weihen. Dass der Name dem Naturmenschen als die Person selbst, oder doch wenigstens als ein Theil des Individuums gilt, wird einerseits aus der Sitte des Namenstausches, wodurch der Eine die Eigenschaften des Anderen in sich aufzunehmen glaubt,[1] andererseits durch die Scheu offenbar, einem Fremden den eigenen Namen zu nennen.[2] So gelang es mir bei meinem Aufenthalt im ersten Bakairi-Dorf des *Kulisehu* nur mit grosser Mühe, meine indianischen Begleiter zu bestimmen, mir ihre Namen anzuvertrauen. Der Indianer nimmt an, der Fremde, den er noch nicht kennt und deshalb als seinen Feind ansieht, könne mit dem Namen Zauberei treiben, die dem Individuum selbst schaden würde.

Der Namensruf ist ein einfaches und sicheres Mittel einen Lebenden schnell herbeizubringen. Wird nun der Name eines Verstorbenen genannt, so wird dieser, dem man ja noch irdische Sinne zuschreibt, aus seiner Grabesruhe aufgeschreckt, auf Erden zurückbeschworen und rächt sich an dem Missethäter. Zu diesem letzteren Glauben wird der Indianer wiederum durch Traumgesichte veranlasst. Wenn man von einem Dahingeschiedenen spricht und sich dadurch lebhaft seiner erinnert, so sieht man ihn vor sich, wie er im Leben ausgesehen hat. Dies Erinnerungsbild prägt sich den Sinnen stark ein und kehrt im Traume wieder. Der Indianer, der bekanntlich jedes Traumgesicht für Wirklichkeit hält, ist überzeugt, dass der Todte durch die Namenserwähnung bewogen worden sei, das Grab zu verlassen und ihn zu quälen. Deshalb wird bei den Arawaak mit dem Zuwerfen des Grabes das Andenken an den Verstorbenen der Vergessenheit übergeben.[3] Die Salivas warfen den Todten und alle bei der Bestattung gebrauchten Geräthschaften in den Fluss „pour bannir de leur esprit le souvenir du défunt."[4] Nach der Beerdigung feiern die Mauhé ein grosses *Kaschiri*-Tanzfest „das auf einmal alle Erinnerung an den Todten hinwegnimmt."[5] Der Gesang bei der Leichenfeier der Karayá, während der Todte horizontal an einer Stange aufgehängt ist, lautet: „Es ist aus mit ihm, denkt nicht mehr an ihn, er hängt an der Stange."[6] Die Insel-Karaiben fürchteten die Seelen ihrer Vorfahren, als böse Geister und nannten deshalb niemals deren Namen.[7]

Bei den Guajiros dürfen keine Namen von Verstorbenen von der Familie genannt werden; geschieht so etwas in der Hütte derselben, so wird der Verbrecher sofort getödtet oder er erhält eine schwere Strafe, häufig zwei oder mehr Ochsen. Zahlt er nicht, so nimmt man sein Vieh weg und die Folge ist Krieg zwischen zwei Kasten.[8] So oft bei den Guaycurú ein Verwandter oder auch nur ein Sklave stirbt, nehmen sie andere Namen an, wahrscheinlich damit der Tod (Geist), wenn er wiederum käme, diejenigen nicht zu finden wisse, die er suche. Der Name des Verstorbenen aber wird ferner nicht mehr ausgesprochen, wohl um seinen Geist nicht zu erzürnen und zu citieren.[9] Stirbt ein Lengua, so sprechen weder die Verwandten noch irgend ein anderer Indianer jemals seinen Namen wieder aus, sowie überhaupt kein Verstorbener jemals genannt wird, selbst auch in dem Fall nicht, wenn sie in der Folge eine merkwürdige Handlung von ihm erzählen. Aeusserst sonderbar

---

[1]) So bei den Bakairi. von den Steinen, Naturvölker, S. 125, 127, 129.
[2]) Ehrenreich, Beiträge. [3]) Appun im Ausland, 1871, S. 124. Schomburgk, II; S. 458.
[4]) Gumilla, I, S. 312. [5]) Martius, Reise III, S. 1319. [6]) Ehrenreich, Beitr. 30. Ehrenreich, in Zeitschr. f. Ethnol. 1894, S. 59. [7]) Müller, S. 208. [8]) Sievers, S. 256. Vergl. auch: Ausland 1888, S. 43. Globus, 1896, S. 156. [9]) Waitz, III, S. 472. Martius, Beitr. I, S. 233.

aber ist es, dass jedesmal, wenn irgend einer von ihnen stirbt, die übrigen alle ihre Namen verändern, sodass in der ganzen Nation nicht ein einziger alter Name mehr vorhanden ist. Wenn nämlich ein Todesfall bei ihnen stattfindet, so bilden sie sich ein, der Tod wäre bei ihnen gewesen und habe das Verzeichnis von allen noch Lebenden mitgenommen, um bald wieder zu kommen und abermals einen oder den anderen abzuholen. Sie behaupten daher, dass, wenn sie sämmtlich die Namen veränderten, der Tod denjenigen, den er alsdann sucht, nicht finden und folglich wieder fortgehen würde, um ihn anderwärts aufzusuchen. [1]) Unter dem „Tod" ist der böse Geist des Todten zu verstehen. Die Namensänderung ist ein deutlicher Beweis unserer Ansicht, dass der Indianer häufig den Namen mit dem Individuum selbst identifiziert. Wird der Name geändert, so ändert sich auch die Person und ist ihrem ganzen Aussehen und Wesen nach nicht mehr dieselbe. Die Abiponer scheuen sich, den Namen eines Jüngstverstorbenen auszusprechen. Bringen es aber die Umstände mit sich, dass seiner Erwähnung geschehen muss, so umschreiben sie seinen Namen, oder sie sagen: der Mann, der nicht mehr ist. Alle seine Freunde und Verwandten bekommen neue Namen, und wenn auch nur ein unmündiges Kind stirbt, so unterlassen sie diese Gewohnheit nicht. Wenn die Abiponer aus dem Kampfe heimkommen und die getödteten Landsleute aufzählen, so umschreiben sie sie, da sie den Gebliebenen nicht bei seinem Namen nennen dürfen, und sagen z. B. der Mann des Weibes KAMELEN oder der Vater des Sohnes PACHIEKE ist nicht mehr! [2]) Die Wörter, aus denen der Name des Todten bestand, fallen aus der Sprache heraus. [3]) Auch bei den Tehuelchen ist es Sitte, den Namen des Verstorbenen nie zu erwähnen und auch jede Anspielung auf denselben zu vermeiden, nach ihrer Ansicht soll der Todte völlig vergessen sein. [4])

Die Feuerländer vermeiden es möglichst von, ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich nur sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine historische Ueberlieferung beinahe unmöglich macht. [5])

Wie der Indianer auf doppelte Weise seine Maassregeln zum Schutze gegen den bösen Todtengeist trifft, haben wir im Vorigen an zahlreichen Beispielen auseinander gesetzt.

Einmal gewährt man dem Todten alle Bequemlichkeiten, an denen er im Leben seine Freude hatte, und nimmt ihm dadurch auf gütlichem Wege die Lust, an die Oberwelt zurückzukehren; dann sucht man ihn durch gewaltsame Mittel aus der Sterbehütte, dem Dorf, der ganzen Gegend zu vertreiben und ihn für immer in das Grab zu bannen.

C. DIE TODTENKLAGE.

Wir wollen nun im Folgenden nicht verfehlen, einen Brauch näher zu beleuchten, der sich wohl bei allen südamerikanischen Stämmen als Begleitung der Trauerfeierlichkeiten findet und, wie wir sehen werden, sich in seinen Motiven mit den eben behandelten Schutzmaassregeln sehr nahe berührt: Wir meinen die Todtenklage, die darin besteht, dass die Hinterbliebenen beim Tod eines lieben Angehörigen und oft noch lange Zeit nach-

[1]) AZARA, S. 277, 278. [2]) Aufsätze, S. 77, 85. [3]) WAITZ, III, S. 477. [4]) MUSTERS, S. 191.
[5]) Globus, 49, S. 39. WAITZ, III, S. 508.

her jammern und wehklagen und das Lob des Todten und seiner Thaten in recitativartigen Gesängen feiern.

Dr. K. Th. Preuss hat in seiner Abhandlung: „Die Todtenklage des alten Amerika" (Globus, Bd. 70, S. 341 ff.) die psychologischen Gründe dieser Sitte eingehend untersucht und ist zu der Ueberzeugung gelangt, dass das Todtengeschrei nicht nur „aus einem blossen Affekt hervorgegangen", sondern „mit auf der Grundlage einer Idee entstanden ist". — Zunächst tritt Preuss mit Recht der Auffassung entgegen, dass diese einfache Todtenklage, die sich in lauten Ausbrüchen des Schmerzes um den Verstorbenen äussert, denselben Zweck habe, wie das sogenannte „Trauergetöse", wobei man mit allen möglichen Instrumenten Lärm macht, um die Seele des Verstorbenen aus dem Orte zu verjagen und sie zu zwingen „sich mit seinen Vorfahren zu vereinen". „Dem steht besonders im Wege, dass die Klage sich sehr häufig monatelang für bestimmte, kurze Zeit wiederholt, ja dass man noch nach sehr langer Zeit, wenn die Erinnerung an den Verstorbenen durch irgend einen Umstand wachgerufen wird, sich lauter Klage hingiebt. Zu diesem periodischen, oft nach Belieben angestellten Schreien liegt in jener Auffassung nicht der mindeste Anlass".

Auch die Annahme, dass dieses Trauergeschrei lediglich als ein Ausfluss des Kummers und grenzenlosen Schmerzes über den Verlust eines theuren Angehörigen aufzufassen sei, ist aus verschiedenen Gründen zu verwerfen. Häufig bekümmern sich die eigenen Verwandten gar nicht um die Todtenklage, sondern lassen das Heulen durch gemiethete Klageweiber besorgen, die bei dem Verlust ganz unbetheiligt sind. Öfters geht das Wehklagen auch „gewissermaassen handwerksmässig" vor sich „ohne Thränen oder Spuren von Erregung". Und wenn auch bei diesem Geschrei Thränen fliessen, so braucht noch kein Affekt in Frage zu kommen, denn „selbst Thränenergüsse lassen sich vorzüglich nachahmen"; ja, wie wir gesehen haben, malen sich die trauernden Payaguas Thränen unter die Augen.

Auch dass das Wehklagen manchmal nach längerer Pause wieder aufgenommen wird, oft noch nach Jahren, wenn doch die Bekümmernis nicht mehr so gross sein kann, und unter Mitwirkung Fremder, die doch an dem weit zurückliegenden Verluste gar kein Interesse haben können, beweist uns, dass „das Trauergefühl allein derartige geregelte Ausbrüche des Jammers kaum hervorbringen kann".

Betrachten wir nun die Art und Weise, in der die Todtenklage sich äussert, so finden wir, dass sie bei vielen Stämmen in einem Lobsingen des Verstorbenen besteht, wobei seine vortrefflichen Eigenschaften, seine Thaten etc. in das hellste Licht gesetzt werden. Man kann sogar annehmen, dass dem angeblich unartikulierten „Heulen und Wehklagen", von dem die meisten Reisenden sprechen, ebenfalls ähnliche Lobreden zu Grunde liegen, und dass oft nur die Unkenntnis der Sprache den Zuhörer hinderte, dies einzusehen.

Häufig schreit man die Todtenklage nach der Richtung hin, in der der Verwandte gestorben ist oder begraben liegt. Man will offenbar von ihm oder von seinem Geist gehört werden. „Es ist, als ob man den Todten von seiner Trauer so recht überzeugen wolle". Diese Absicht wird noch deutlicher durch den eigenthümlichen Brauch, schon bevor der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, ihm durch Wehklagen und Aufzählen seiner Verdienste den grossen Schmerz klar zu machen, den man über sein Hinscheiden empfindet.

Aus allen diesen begleitenden Umständen, besonders aber aus der oft mechanischen

Ausübung der Todtenklage, die die Theilnehmer im höchsten Jammer plötzlich abbrechen können, um sich angenehmeren Zerstreuungen hinzugeben, und nach einiger Zeit wieder unvermittelt aufnehmen, erkennen wir, dass von reinen Gefühlsäusserungen dabei wenig die Rede sein kann. Wir werden deshalb nicht fehl gehen, wenn wir annehmen dass, wie bei den Selbstverwundungen, Kasteiungen u. a. der Verwandten, so auch bei der Todtenklage die Furcht vor der Rache des Todten das Hauptmotiv ist. Die nächsten Verwandten, die der Verstorbene am besten kennt und deshalb am ersten straft, und die vielleicht von ihm für die Ursache seines Todes gehalten werden, haben am meisten Veranlassung, sich vor seiner Rache zu fürchten und durch irgend ein Sühnopfer zu schützen. Indem sie nun seine Vorzüge in den glänzendsten Farben schildern und dadurch ihren Verlust als unersetzlich hinstellen, glauben sie, den Zorn des Todten versöhnen oder wenigstens nach einer anderen Seite hin ablenken zu können. „Es muthet fast wie eine Legitimierung der guten Gesinnung" der Hinterbliebenen „gegenüber den Verstorbenen an, welche jeden Theil an dem Tod zurückweisen soll."

Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, dass der Indianer noch heute alle Motive kennt, die diesen Trauergebräuchen zu Grunde liegen. Sie sind ihm im Laufe der Zeit verloren gegangen, und die aus tieferen Erwägungen entstandene Sitte ist zur leeren Ceremonie geworden, die nur noch ausgeübt wird, weil man es so von seinen Vorfahren gewöhnt ist. Als Schomburgk sich bei den Arawaak nach dem Zweck und der Veranlassung der oben beschriebenen Maquarri-Todtenfeier erkundigte, wusste ihm diese keiner anzugeben. „Ihre Voreltern hätten ihre Todten so begraben, und sie begrüben die ihrigen noch auf dieselbe Weise." [1])

Zu den Beispielen von Todtenklagen in Südamerika, die Preuss in seiner Abhandlung zusammengestellt hat, haben wir nicht wenige hinzufügen können.

Fast bei allen Stämmen äussert sich die Todtenklage in lautem Geschrei, und nachweislich nur die Moxes in Peru sollen die Leiche stillschweigend oder schluchzend zu Grabe geleitet haben. [2])

Die Klage dauert lange Zeit. — Öfters wird die Klage geraume Zeit fortgesetzt oder nach längerer Unterbrechung bei passender Gelegenheit wieder aufgenommen. Die Trauerzeit der Chavantes beträgt acht bis dreissig Tage. Ihr Ausdruck besteht u. a. in Heulen. Bei den Anwohnern des unteren Ucayale pflegt beim Tode eines Mannes oder einer Frau der überlebende Theil dann und wann während eines Jahres zu schreien, aber nicht nach dieser Zeit. Nach Verlauf eines Jahres seit dem Begräbnis versammelt sich die ganze Gemeinde der Poracramecrans unter grossem Geheul am Grabe und nimmt den Leichnam heraus zu neuer Bestattung. [3]) Die Puri, Coropo und Coroado begraben ihre Todten unter jämmerlichem Geheul und pflegen die Todtenklage täglich zweimal zu wiederholen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtnis der Todten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo sie begraben liegen, durch Klagegeheul. [4]) Auch von den alten Tupi wird uns erzählt: „wann etwan die Wilden in den Wäldern / hin und her spatziren / und solche Örter / und ihrer Männer Begräbniss antreffen / so heben sie ein solch Geschrei an / dass man sie von ferne hören mag". [5]) Unmittelbar nach dem Tod eines Angehörigen unterhielten die Verwandten ein sechsstündiges Trauergeheul. Mit

[1]) Rich. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana, II, S. 459. [2]) Preuss, Globus, Bd. 70, S. 343.
[3]) Ebenda, S. 344. [4]) Ebenda. Martius, Reise I, S. 383. [5]) Gottfriedt, a. a. O., S. 137 f.

dieser Todtenklage, die den erlittenen Verlust verkündigte, begann auch der Empfang jedes Fremden. [1])

Lafitau sagt von den Brasilianern, es sei eine ganz gewöhnliche Beschäftigung der Frauen, jedesmal, wenn sie in den Wald oder auf das Feld gingen oder zurückkamen, ihre Verstorbenen zu beweinen; [2]) „chemin faisant chacune fait sa partie, mais cela ne préjudicie alors en rien à leur bonne humeur; car après avoir fini, elles sont aussi prêtes à rire, que si elles n'avoient pas pensé à pleurer". [3]) Dies ist ein deutlicher Beweis dafür, dass hier die Todtenklage keine Aeusserung des Affekts, sondern eine leere Ceremonie ist. Die Ottomaken pflegten ihre Todten jeden Morgen vor Aufgang der Sonne zu beklagen. „Dès les trois heures du matin qui est le tems où les coqs commencent à chanter, on entend chez eux un murmure confus de soupirs et de gémissemens, accompagnés de larmes et de marques d'une vive douleur, et tel que ceux qui ignorent leur coûtume s'imaginent qu'il leur est arrivé quelque grand malheur. — — — J'appris que l'usage de cette Nation étoit de pleurer dès la pointe du jour l'absence des parens que la mort leur a ravis. Les uns pleurent leurs pères, les autres leurs maris, les autres enfin leurs mères et leurs frères, tous ont sujet de pleurer et pleurent effectivement de tout leur coeur." [4]) Von den Nationen des Chaco berichtet uns schon d'Orbigny: „A la naissance du jour on entend chaque nation pleurer ses morts avec gémissemens, se rappeler leurs vertus, raconter leurs bonnes actions, exalter leur courage". [5]) Bis auf den heutigen Tag haben einige Chaco-Stämme diese Sitte bewahrt. Die nächsten Verwandten trauern vier bis fünf Wochen, indem sie täglich bei Sonnenaufgang ein einstündiges Klagegeheul erheben. [6]) In Chile wird die Leiche oft monatelang in einem fest verschlossenen Kanu in der Hütte aufbewahrt, bis die Jahreszeit herannaht, in der man *Chicha* bereitet. Ein Trinkgelage vereint dann alle Freunde um den Sarg, wo man weint, heult und klagt. [7]) [Aus ähnlichen materiellen Gründen veranstalten die Wayana drei Tänze zu Ehren eines Verstorbenen. Diese Festlichkeiten, *toulé*, *pono* und *acomeu* genannt, finden einen Monat nach dem Begräbnis statt und sind „de simples divertissements qu'on s'offre quand on en a envie, quand les abatis regorgent de manioc et aussi quand, à la mort d'un tamouchi regretté on se décide à changer de village; c'est alors une occasion d'épuiser tout le manioc de l'abatis"]. [8]) Die Mauhé dörren den Leichnam eines Häuptlings am langsamen Feuer aus. Einen Monat nach dem Sterbefall wird diese Mumie aufgestellt, und die ganze Horde tanzt unter grässlichem Heulen und Weinen einen vollen Tag um sie herum. [9]) Bei den Mundurucú setzen die weiblichen Verwandten längere Zeit ein Klagegeheul fort. [10]) Die Chibchas betrauerten und beweinten ihre Todten sechs Tage lang und wiederholten an dem Jahrestage ihres Ablebens in düsteren Gesängen das Leben und die Thaten der Dahingeschiedenen. [11]) Bei den Patagoniern wird die Todtenfeier (Verzehren von Pferdefleisch, Zechgelage etc.) und das zu ihr gehörige Trauergeheul 15 Tage lang fortgesetzt, in jedem Monat einmal wiederholt, wenn jemand ein Pferd dazu hergiebt, und nach einem Jahr mit einer dreitägigen Feier beendigt. [12]) Die Peruaner beweinten ihre Todten lange Zeit. Die Todtenklage dauerte je nach dem Range des Verstorbenen 4, 5 oder selbst

---

[1]) Waitz, III, S. 419. [2]) Preuss, a. a. O., S. 368. [3]) Lafitau, Moeurs des sauvages Amériquains, II, S. 442. [4]) Gumilla, a. a. O., I, S. 264. Waitz, III, 431. [5]) d'Orbigny, a. a. O., S. 94. [6]) Amerlan im Globus, 42, S. 186. [7]) Preuss, S. 344. [8]) Coudreau, in Le Tour du Monde, 1892, I Sem., p. 24. [9]) Martius, Reise III, S. 1319. [10]) Preuss, S. 369. [11]) Ausland, 1872, S. 389. [12]) Waitz, III, S. 506.

10 Tage.[1]) Auf die Leichenfeier des Inka folgte eine allgemeine Trauer im ganzen Reiche. Ein Jahr lang versammelte sich das Volk zu bestimmten Zeiten, um den Ausdruck seines Grams zu erneuern; es wurden Aufzüge gehalten, wobei man das Banner des verstorbenen Herrschers wehen liess; Dichter und Volkssänger mussten seine Thaten der Nachwelt überliefern, und an hohen Festtagen wurden diese Gesänge vorgetragen.[2]) Beim Tode eines Karayá wird seine Habe unter lautem Klagegeheul der Verwandten zum grössten Theil vernichtet. Die Beerdigung findet am nächsten oder, wenn der Tod in der Frühe eintrat, am Abend desselben Tages statt. Die Feierlichkeiten, Gesänge und Tänze werden dann noch drei bis vier Tage lang fortgesetzt, während welcher Zeit jede Arbeit ruht. Das Andenken Verstorbener, sagt Ehrenreich, schwindet nicht so bald. Noch lange nach dem Tode eines Familienmitglieds giebt die Anhänglichkeit der Verwandten in stürmischen Ausbrüchen des Schmerzes sich kund, wenn die Erinnerung an den Todten durch irgend ein Ereignis wachgerufen wird. Stiessen die Reisenden beim Durchmustern der Vorrathskörbe in den Häusern auf Gegenstände aus dem Nachlass dahingeschiedener Gatten oder Kinder, so brachen die Weiber sofort in ein lautes Klagegeschrei aus, das sich erst legte, wenn man das betreffende Objekt wieder verbarg. Auf dem letzten Dorf der Sambioa (Karayá-Stamm) war Ehrenreich Zeuge einer ebenso eigenartigen als ergreifenden Trauerscene, als die Nachricht eintraf, dass ein Karayá in Para, wohin er ein Boot als angeworbener Ruderer begleitet hatte, gestorben sei. Die Mutter und die Frau desselben schritten zwei Tage lang unter lautem, feierlichen Trauergesang am Ufer auf und nieder, in den Händen Schmuckgeräthe des Beweinten haltend und unablässig damit stromabwärts winkend, wohin er entschwunden war. Die Klagelieder wurden unter Begleitung anderer Weiber bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt.[3])

Die Klage wird den Weibern überlassen. — Wie wir bereits bemerkt haben und noch weiter finden werden, wird die laute Todtenklage meist den Weibern überlassen, während die Männer oft ganz teilnahmlos bleiben. Ursprünglich mag das wohl seinen Grund darin haben, dass die Männer sich scheuten, ihre Furcht vor dem bösen Geist des Todten so offenkundig zur Schau zu tragen und deshalb dies Klagegeschrei, das sie vor dem Verstorbenen schützen sollte, den schon von Natur furchtsameren Frauen übertrugen. Diese fanden dann in ihrer leicht erweckten weiblichen Excentricität einen gewissen Genuss daran, ihre Stimmen möglichst laut hören zu lassen. Ein weiterer Grund ist wohl auch die Bequemlichkeit der Männer, die stets bemüht sind, alle ihnen lästige Arbeit auf die Schultern ihrer Weiber abzuwälzen. Dies geht bei manchen Stämmen so weit, dass man sich die Todtenklage durch bezahlte Klageweiber abhalten lässt.

Bei den Abiponern betrauern die Weiber den Todten Tag und Nacht mit Geheul; die Männer halten ihm zu Ehren ein Gelage ab.[4]) Wenn ein Abiponer aus dem Kampfe zurückkehrt, zählt er zuerst die Feinde auf, die er erlegt hat. Sobald er aber auf die gefallenen Landsleute zu sprechen kommt, erstirbt plötzlich jede Regung der Freude bei seinen Zuhörern: sie heulen und jammern und verwünschen Sieg und Beute, weil ihnen beides mit dem Verluste auch nur eines einzigen ihrer Brüder zu theuer erkauft scheint. Aus allen Hütten schallen Jammertöne, die von Kürbisklappern begleitet werden; die Weiber lösen weinend ihr Haar auf, und die Kinder sitzen zur Seite und vergiessen in der Stille

[1]) Ebenda, IV, S. 467. Petrus Martyr, S. 234. [2]) Presscott, a. a. O., S. 25.
[3]) Ehrenreich, Beiträge, S. 30 ff. [4]) Waitz, III, S. 477.

die bittersten Thränen.[1]) Neun Tage lang nach dem Tode veranstalten die Weiber Trauerprozessionen in einer Anzahl bis zweihundert, wobei sie schrecklich heulen, die Rasselkürbisse schütteln und Trommeln schlagen.[2]) Ausser der neuntägigen Todtenklage der Weiber giebt man sich auch sonst bei diesem Volke Klagen hin. Ein Weib z. B. darf sich nur an ihre verstorbene Mutter erinnern, sogleich löst sie sich die Haare auf, greift nach dem Rasselkürbis und läuft mit einigen Weibern, die ihr mit heulen helfen, dem Dorfplatze zu. Das kommt fast alle Tage und jede Nacht vor. Das Klagen verrichten sie stehend, das Gesicht gegen die Begräbnisstätte des Verstorbenen gerichtet und schütteln immer ihre Kürbisse fleissig dazu.[3]) Die Chiriguanos lassen ihre Verstorbenen „des Tages dreymal, Frühe, Mittag und Abends, auch durch mehrere Monat bey der Grabstatt von gedingten Weibern" beweinen.[4]) Sobald ein Payagua gestorben ist, verkünden Klageschreie der verwandten Frauen den Tod. Zwei bis drei Tage lang, sogar zur Nachtzeit wiederholt sich das schreckliche Heulen. Die Männer geben kein Zeichen der Betrübnis und gehen ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nach.[5]) Bei den Tehuelchen jammern die Wittwe und die anderen Frauen schrecklich und klagen und schreien laut, auf die schwermüthigste Weise, während die Habe des Verstorbenen vernichtet wird. Am Todestage des einzigen Kindes reicher Eltern zog am Abend vor der Beerdigung eine auserlesene Schaar alter Frauen schreiend und jammernd in feierlichem Zuge immer um das Lager herum.[6]) Wenn bei den Araukanern jemand stirbt, so setzen sich die Verwandten und Freunde auf die blosse Erde um die Leiche her und weinen eine gute Weile; alsdann ziehen sie ihm seine besten Kleider an und legen ihn auf eine erhabene Todtenbahre. Hier bleibt der todte Körper die ganze Nacht liegen, und die Freunde bringen während dessen ihre Zeit abwechselend unter Weinen, Essen und Trinken zu, woran zugleich alle diejenigen theilnehmen, die, um sie zu trösten, gekommen sind. Besonders die Frauen weinen und wehklagen und schildern die Vorzüge des Verstorbenen. Den folgenden Tag, zuweilen auch am zweiten und dritten Tag nach dem Absterben, tragen sie den Körper prozessionsmässig zum Begräbnisplatz der Familie. Die nächsten Verwandten tragen die Bahre; umher gehen eine Menge Weiber die den Todten laut beweinen. Am Grabe nehmen sie noch einmal Abschied von ihm und wünschen ihm unter vielen Thränen eine glückliche Reise.[7]) Sobald bei den Bewohnern der Küste von Guayana „ein Capitän / fürnehmer Mann oder sonsten ein sehr guter Freundt / den sie im Leben hochgehalten haben / ... stirbt / stellen sie sonderliche Festtage an / welche mit dem allerstärckesten Wein so sie *Parranow* nennen / begangen werden: Solches Fest wehret drey oder vier gantzer auch weniger oder mehr Tage / nach dem der Wein bey ihnen wehret / und solche gantze Zeit über thun sie nichts anders / als dass sie mit einander singen / springen / essen und trincken. Indem sie aber also mit einander zechen / so sitzet ein Weib / dess abgestorbenen Verwandtin neben ihnen / und wann die andern in ihrer Trunckenheit singen / heulet und schreyet sie drunder / und wann dann der Wein ist aussgetruncken / hat das Fest auch ein Ende."[8]) Auch bei den Insel-Karaiben fiel den Weibern der Hauptantheil an der Todtenklage zu: „Avant que de couvrir le corps, les femmes environnent immédia-

[1]) Aufsätze etc., S. 77 f. [2]) Preuss, S. 369. [3]) Ebenda, S. 370. [4]) Allerhand etc., 1748. Bd. IV, Num. 562, S. 73. [5]) Preuss, S. 369. [6]) Musters, a. a. O., S. 191.
[7]) J. J. Molina, a. a. O., S. 23. P. Treutler, Fünfzehn Jahre in Südamerika. Leipz. 1882, S. 73.
[8]) Gottfriedt: S. 149 (Nach d. Reise d. Engländers Robert Harcurt 1608).

tement la fosse assises sur leurs talons, les hommes se placent derrière elles, situés dans la même posture. Alors les femmes commencent leurs nénies, versent des larmes en abondance, et poussent des cris lamentables, capables de toucher les coeurs les plus insensibles. Leurs maris fondent en larmes à leur imitation, mais sans éclat; ils les embrassent d'une main, et passant l'autre souvent sur leurs bras, comme pour les consoler, ou les exhorter de continuer à pleurer." [1]) Einen weiteren Beleg aus neuerer Zeit giebt uns KAPPLER: Der *Piai* THOMAS eines grossen Karaibendorfes am Maroni war auf einer Reise nach den Pflanzungen gestorben, und seine Wittwe gab ein Jahr später zur Erinnerung an seinen Tod eine Tanzpartie... Mitten in stiller Nacht ertönte plötzlich aus der Hütte der Wittwe ein jammervoller Klagegesang oder Geheul. Der Reisende eilte rasch hin und fand die Wittwe unbeweglich wie eine Schildwache in einer Ecke ihrer Hütte stehen. In der einen Hand hatte sie die Pfeile und den Bogen, in der anderen aber einen alten Hut ihres Mannes. Mit einem Feuerbrand beleuchtete KAPPLER sie von allen Seiten, was sie aber keineswegs irre machte, ihre Litanei herzuheulen und reichliche Thränen zu vergiessen. Vier oder fünf Hängematten hingen in der Hütte, und die darin Liegenden schliefen und schnarchten während der klagende Gesang ohne Unterbrechung wohl eine halbe Stunde lang fortdauerte. Der sich einige hundertmale wiederholende Refrain des Trauergesanges lautete: „Es ist nicht gut, dass Du mich verlassen hast; dein Knabe ist noch zu klein, um für mich zu jagen und zu fischen." Endlich verstummte der Gesang und das Schluchzen hörte auf. Es trat eine kleine Pause ein, bei der sie aber die Stelle ebensowenig verliess, als sie Bogen und Hut aus den Händen legte. Kaum war ihr Gesang einige Minuten lang verstummt, als aus einer andern Ecke derselben Hütte ein ebenso jämmerliches Geheul aus dem Munde eines anderen alten Weibes, der Schwester des *Piai*, erschallte. Ebenso unbeweglich stand auch sie, und ihre Klagen klangen womöglich noch herzzerreissender. Nachdem die Klagen der Schwester beinahe ebenso lange gedauert hatten, kam wieder eine kleine Pause, dann aber heulten beide Weiber ein Duo, wie der Reisende es noch nie gehört hatte. Nach kurzer Zeit war der Thränenquell bei den alten Weibern gänzlich versiegt, und ein ausgelassener Tanz und eine tolle Fröhlichkeit begann. Männer wohnten der Feier nicht bei, obwohl zwei Brüder des Verstorbenen im Dorfe waren, aber ruhig in ihren Hängematten liegen blieben. [2])

Trauer und Weinen sind erkünstelt. — Aus zahlreichen Beispielen ist zu erkennen, dass die Trauer, und besonders das laute Weinen häufig erkünstelt ist, und mit dem Gefühl des Ausführenden wenig oder gar nichts zu thun hat. Stirbt bei den Kamakan ein Kranker, so vereinigen sie sich um ihn her, beugen die Köpfe über den Todten hin und heulen Tage lang heftig, Männer und Weiber. Dieses Weinen ist erkünstelt und dauert oft sehr lange, sie ruhen sich abwechselnd etwas aus, und wenn man die Trauer für beendigt hält, so hebt sie plötzlich mit erneuerter Kraft wieder an. [3]) Wenn die Tupinambas einen ihrer Freunde begraben hatten, beweinten ihn die Angehörigen „ein Monat lang/ und hat ein jeglicher seine bestimmte Zeit ihn zu beweinen." [4]) Bei den Arawaken wird der Todte unter Klagegeheul ohne Thränen begraben. [5]) Auch während der überlauten und lange dauernden Klage der Juris sah MARTIUS die Trauernden zu seiner Verwunderung keine Thränen vergiessen. Der *Tubixava* (Häuptling) darüber befragt, gab dem

[1]) LAFITAU: a. a. O. p. 419. nach du Tertre. [2]) KAPPER: Surinam. S. 230 f. [3]) MAX v. WIED—NEUWIED: II. 222. [4]) GOTTFRIEDT: S. 143. — J. DE LAET: S. 543. [5]) PREUSS: a. a. O. 369.

Reisenden die Antwort: „Der Indianer frisst seine Thränen". [1]) Die Warrau unterhalten nach dem Tode eines Stammesmitglieds und während des Begräbnisses ein ununterbrochenes Wehgeheul. Die Wittwe und Verwandtinnen setzen sich mehrere Tage lang um das Grab herum und lassen von Zeit zu Zeit einen grässlichen Todtengesang ertönen. Während dieses Klagegeheuls sollen sie keine Thräne vergiessen. [2]) Auf seiner ersten Schingú-Expedition beobachtete Karl von den Steinen in den Yuruna-Dörfern verschiedene Todtenklagen: „Eine von der *Roça* (Pflanzung) eintreffende Frau macht Pedro (einem Yuruna, v. d. Steinens Begleiter) eine Mittheilung, beide fangen daraufhin an, die Hände vor das Gesicht haltend, laut zu weinen, seine Frau und die anderen blieben gleichgiltig. Nach ungefähr einer Minute werden die Hände weggenommen; Thränen sind nicht geflossen, das Antlitz hat seinen gewöhnlichen Ausdruck. Darauf geht die Alte zu Pedro's Frau und führt mit ihr dieselbe Scene auf. Hiermit ist die Form offenbar erfüllt." Auch im nächsten Dorfe „fanden eine Reihe von Klageceremonien statt. Immer dasselbe thränenlose Weinen mit vorgehaltenen Händen, immer dieselbe Gleichgültigkeit der Unbetheiligten, bis sie selbst an die Reihe kamen. — — — Eine dicke Alte hatte Clementins (eines brasilianischen Soldaten, Steinens Begleiter) rothgefütterten Reitermantel umhängen und jammerte, die Hände ringend, in herzzerreissenden Tönen." [3]) Bei meinem Aufenthalt in zweiten Bakairi-Dorf des Kulisehu, auf der zweiten Meyer'schen Schingu-Expedition (1899) „beheulte" mein Begleiter, der Bakairi-Häuptling Tumayaua, Steinen's alter Freund, den Tod eines Dorfinsassen, der wenige Tage vorher gestorben war, in lauter und ostentativer Weise, indem er die Hände vor das Gesicht hielt. Als er die Hände wegnahm, war von Thränen und wirklichem Schmerz nichts zu sehen. Es war lediglich eine conventionelle Beileidsbzeugung. [4]) Bei den Bororo wird die Zeit, die zwischen der ersten und zweiten Bestattung liegt, meistens 14 Tage mit Klagegesängen hingebracht. Die Knochen werden dann im *Ranchaõ* (Männerhaus) bemalt und mit Federn verziert, und während dessen finden beständig Tänze der *Baris* (Zauberärzte) unter Begleitung von Klagegesängen der übrigen Bewohner statt. Der ganze *Ranchaõ* ist mit Menschen, hauptsächlich Frauen und Kindern gefüllt; sie singen mit und klatschen taktgemäss in die Hände. Es ist ein einförmiger, doch laut hallender Klagegesang. Die tiefe, bebende Stimme des *Bari* „übertönt alle anderen mit kräftigem Pathos, er lässt nicht nach mit Singen und Springen, bis ihm die Stimme und die Hand versagt; dann verstummt er und lässt die Rassel zitternd ausklappern, eine kleine Pause entsteht, während deren er in seiner Verzückung hastig eine Cigarre zum Munde führt und heftig einziehend den Rauch verschluckt. Wieder singt er und klappert er und raucht zwischen durch; bis nach einer kleinen Stunde die Pflicht erfüllt ist." Auch der Wittwer kommt herbei „mit einem Kind an der Hand. Er setzte sich still beiseit, schluchzte und weinte. Er trug keinen Schmuck als um den Leib die schwarze Schnur, die er sich aus dem Haar seines Weibes gesponnen und geflochten hatte. Seine Wangen waren thränennass, er kniff die Augen zusammen, wie wenn das Weinen schmerzhaft wäre." Dieses Weinen ist also offenbar erkünstelt. „Ein Theil der Anwesenden kümmerte sich bald nicht mehr um die Feier. Die Kinder sprangen munter umher, einige Männer knabberten an Maiskolben und arbeiteten, ein paar Frauen fingen sich gegenseitig

[1]) Martius: Reise. III. 1238 f. [2]) Rich. Schomburgk: a. a. O. II. 446. — Appun im *Ausland:* 1871. S. 182. [3]) K. v. d. Steinen: Durch Central- Brasilien. Leipz. 1886. S. 252, 260.
[4]) Eigene Beobachtung des Verfassers.

Läuse, sangen dabei aber andächtig weiter." Allmählich verlässt man den *Ranchaõ* und treibt sich draussen umher, schwatzend, lachend, wie fast alle Abende."

Mit solchen zahlreichen Unterbrechungen dauert die durch ihre Pantomimen hoch interessante Todtenfeier einige Tage lang. Bemerkenswerth ist die absolute Gleichgültigkeit der Theilnehmer. Auch während der sogenannten „Einsegnung" der sterblichen Überreste durch die *Bari* sassen die übrigen „vergnügt herum, trieben kleine Spässchen, bettelten um Tabak und brummten nur den Schlusstakt mit." — — — „Ohne jeden feierlichen Abschluss ging die Handlung zu Ende: man hörte einfach auf. Moguyokuri (der Häuptling) bat sich meine Pfeife aus und schwatzte behaglich. Die Ceremonie war schon vergessen." Auch das Wegbringen des Knochenkorbes beachtete niemand. [1]) Während der Anwesenheit Crevaux' unter den Guaraunos des Orinokodeltas starb ein zwölfjähriger Knabe. Der Reisende fand die versammelten Indianer weinend und kläglich singend; die Mutter des Todten lag in einer Hängematte neben der ihres Sohnes. Mitunter ging einer der Indianer hinaus, rauchte eine Cigarette und sang und weinte dann um so kläglicher. [2]) Von demselben Stamme berichtet Chaffanjon: „La mort d'un Indien est pleurée .... Les cris, les larmes, une musique lente et monotone semblent exprimer une grande douleur". [3]) Die Guajiros glauben, dass die Geister ihrer Todten eine Zeitlang gern dahin zurückkehren, wo sie im Leben geweilt haben. Deshalb heben die Verwandten früh vor Sonnenaufgang alltäglich ihr Klagegeheul mit gen Osten gerichtetem Auge an, um den Todten zu versöhnen und zu der Behausung seines Schattens zurückzutreiben. [4]) Bei den Jipurinas ruft der Tod eines Stammesmitglieds ein allgemeines Wehklagen und Weinen hervor. Im Uebrigen wird kein besonderes Ceremoniell beobachtet. [5]) Wenn die Karaiben Surinams einen Verstorbenen verbrannt haben, so „feiern sie ein Fest mit Trinken, Klingen und possierlichen, unordentlichen Tänzen, die unter ihnen sehr gebräuchlich sind; unterdes sitzen die nächsten weiblichen Anverwandten des Verstorbenen dabei und machen ein jämmerliches Geheul über den Verlust ihrer Freunde und Anverwandten." [6]) Bei den Arawaken von Britisch Guayana wird am Tag nach einem Todesfall der Leichnam des Verstorbenen „nackend verbrannt, und dies geschieht in Versammlung seiner Verwandten, Freunde und Bekannten, die nach vollbrachter Ceremonie ihr Heulen und Klagen in ein Trinkfest verwandeln, wo der *Piworree* (*Paiwari*) reichlich herumgegeben wird. . . . . . Diese Gelegenheiten geben ein lächerliches Schauspiel von Schreien, Singen, Lachen und Trunkenheit; sonderlich machen die alten Weiber viel Lärm, treiben allerlei Muthwillen und singen laute Gesänge zum Lobe der abgeschiedenen Person. Das Ganze macht eine verwirrte Scene von Fröhlichkeit und Schmerz aus, die in einem Gegenstande lächerlich vereinigt sind." [7]) Einst hatte der Reisende Kappler einen schon älteren Karaiben vom Maroni, Curieli, nach Paramaribo mitgenommen, wo er einige Monate blieb. Als nun ein Boot kam, um den Reisenden wieder abzuholen, hörte Curieli dass während seiner Abwesenheit ein Söhnchen von ihm gestorben sei. Bei dieser Nachricht zeigte er sich ganz theilnahmlos und blieb auch den Tag über in seiner gewöhnlichen muntern Laune. Als er aber Abends seine Cigarre anzündete, um sich auf dem Speicher schlafen zu legen, sagte er zu Kappler: „so, jetzt werde ich mein Kind beweinen", und wenige Augenblicke nach-

---

[1]) v. d. Steinen, Naturvölker. S. 458. 504 ff. [2]) Globus: 43, S. 7. J. Crevaux: Voyages etc. S. 614. [3]) A. a. O. 13 [4]) Ausland: 1865. S. 838. [5]) Ausland: 1887. S. 539. (Gustav Wallis' Reisen). [6]) Berkel: a. a. O. S. 269. Fermins: Ausführliche historisch-physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam. Berlin 1775. S. 75. [7]) Bancroft: a. a. O. S. 196.

her hörte der Reisende auch sein Schluchzen und Weinen, und als er ein Licht nahm und auf den Dachboden stieg, fand er den Indianer in seiner Hängematte, seine Cigarre rauchend, aber in Thränen gebadet. Sein Klagen und Schluchzen dauerte abwechselnd mit kläglichem Gesang bis spät in die Nacht.[1]) Am ersten Tag nach dem Tod eines Botokuden lassen alle Verwandten, besonders die Weiber, ein wildes Geheul ertönen. Am folgenden Tag schon ziehen sie weiter und treiben ihre Geschäfte nach wie vor. Also scheint keine wirkliche Betrübnis vorhanden zu sein.[2]) Wenn die Kamayurá am Schingú einen Häuptling beerdigen, weint und klagt alles. Die Trauer dauert nicht lange und wird mit einer Festlichkeit beendigt. „Zur Bestattung (einer Häuptlingsfrau) waren von allen Stämmen Leidtragende gekommen."[3]) Bei den Payagua tragen die Männer niemals Leid um ihre verstorbenen Anverwandten; die Weiber dagegen weinen um ihren Vater oder ihren Mann zwei oder drei Tage lang in der Einsamkeit. War es jedoch ein besonders geachteter und berühmter Mann, oder ist er vor dem Feinde gefallen, so beweinen sie ihn auch länger und laufen dabei Tag und Nacht heulend und schreiend um ihre Wohnplätze herum.[4]) Aehnliches wird von den Guaná berichtet.[5]) Auch die Lenguas beweinen ihre Todten nur drei Tage lang.[6]) Stirbt ein Guahibo, so heulen und wehklagen seine Verwandten, bis er beerdigt ist. Dann findet ein grosses Zechgelage statt: „on boit, on chante, on rit, on pleure et finalement on se grise. Il arrive souvent qu'en cet état, les convives animés de l'esprit du mort, se livrent des batailles sanglantes et vident des querelles dont la jalousie est généralement le motif." Nach einem Jahr werden die Gebeine wieder ausgegraben und unter Tanzen, Singen und Heulen der Leidtragenden in einer Urne zur Erde bestattet.[7])

Die Todtenklage ist formelhaft. -- In vielen Fällen ist die Todtenklage formelhaft, mit immer wiederkehrenden Redensarten ausgestattet, die sich im Grossen und Ganzen bei den verschiedensten Stämmen gleich bleiben. Sie besteht in einer, oft von klagenden Ausrufen begleiteten Aufzählung der Verdienste und Thaten des Verstorbenen, schildert den grossen, unersetzlichen Verlust, der die Familie oder den Stamm getroffen hat und handelt bisweilen auch von den Annehmlichkeiten des jenseitigen Lebens. Gerade diese stereotypen Klageformeln scheinen ein neuer Beweis für unsere Ansicht zu sein, dass die Hinterbliebenen bestrebt waren, durch ihre Klagegesänge den Dahingeschiedenen zu beruhigen und mit seinem Schicksal auszusöhnen. Ob die Indianer noch heute den ursprünglichen tieferen Zweck der Todtenklage kennen, ist sehr unwahrscheinlich; vielmehr scheint auch hier gewohnheitsmässige Ceremonie an Stelle der Erwägung getreten zu sein.

Die Bewohner von Haiti begruben ihre verstorbenen Kaziken unter dem Schalle des Todtengesanges, der die Erzählung der bemerkenswerthen Ereignisse ihrer Regierung enthielt[8]). Wenn bei den Tupinambas ein Hausvater starb, so wurde der Gesang, den sie bei dem Kranken angestimmt hatten, „plötzlich in ein Heulen verändert / und wird so ein gross Geschrey darauss / dass / wann die Frantzosen zu solcher Zeit etwan in ein Dorff einkehrten / allda über Nacht zu bleiben / sie entweder weiter fort reisen / oder jn dieselbige Nacht schlafflоss zubringen müssen. Dann die Weiber ruffen und schreyen anderst nicht / wie die Hund und Wölffe. Und ist die Klage / welche sie mit zitternder

[1]) Kappler: a. a. O. S. 231 f. [2]) Wied-Neuwied, II, S. 56. [3]) v. d. Steinen, Naturvölker, S. 339. [4]) Azara, a. a. O., S. 271. [5]) Azara, Voyages dans l'Amérique méridionale. (Franz. Uebers.) II, S. 99 f. [6]) Azara, a. a. O., S. 277. [7]) Chaffanjon, a. a. O., S. 185 ff. [8]) L. G. Tippenhauer, Die Insel Hayti. Leipz. 1893. S. 381.

Stimme führen: Er ist nun todt / der allertapfferste Held / der uns vorzeiten so viel Feinde zu verschlingen zu wegen bracht. Dann fangen die andern an: O dess gewaltigen Jägermans / o dess herrlichen Fischerknechts / o dess tapffern Schlachtmetzlers der Portugaleser und Markayas / In Summa je eine ermahnet und reitzet die andere zu klagen / und fassen sich einander mit den Armen .... Diese Klage hat kein Aufhörens / biss der Verstorbene wird hinauss getragen. Dann sprechen die Männer darauff / Hey ist er gestorben / und wir werden ihn nicht mehr sehen / biss wir mit ihm werden über dem Gebirge tantzen und springen / wie uns lehren unsere *Caraibes* (Zauberer). Und hängen dergleichen viel daran / und diss Geheul währet auff sechs Stund / dann sie lassen ihre Todten nicht länger unbegraben ligen." [1]) Wenn die Inselkaraiben einen ihrer Verwandten oder Freunde durch den Tod verloren, erhoben sie ein grosses Geschrei und Geheul: „alle Aelteste / so wohl Männer als Weiber kniehen nieder / und neigen den Kopff gegen der Erden. Die Männer aber kniehen hinter den Weibern / und legen denselben zu unterschiedenen mahlen die Hände auff die Arme / dass sie dieselbe zum Weinen antreiben. Hernach sagen sie singend und weinend / mit einer erbärmlichen und kläglichen Stimme: Ach warumb bist du gestorben? Du hattest so gut Manioc / so gut Batates / so gute Bananen / so gut Ananas / du warest geliebt von Deiner gantzen Freundschafft / und man hat so grosse Sorge vor dich getragen. Ach warumb bist du dann gestorben? warumb bist du gestorben?" Aus dieser Todtenklage erkennen wir deutlich das Bestreben der Hinterbliebenen, dem Verstorbenen ins Gedächtnis zurückzurufen, dass sie es bei seinen Lebzeiten an keiner Bequemlichkeit für ihn hätten fehlen lassen, ihm also keinen Grund zur Rache gegeben hätten. „Wann es ein Mann ist / so setzen sie hinzu: Du warest so tapffer und grossmüthig; du hast so viel Feinde erschlagen; du hast dich in so vielen Treffen berühmt gemacht; du hast uns so viel Arovager zu essen geben. Ach! wer wird uns ietzund beschützen wider die Arovager? Ach warumb bist du dann gestorben? warumb bist du gestorben? und diesen Gesang fangen sie etlich mahl von neuem an". [2])

War bei einigen Orinokostämmen (Tamanaken, Maipures u. a.) ein Vater, eine Mutter, ein Sohn oder eine Tochter gestorben, so brach alles in bittere Thränen und laute Klagen aus. „Die Weiber drängen sich zum Bette des Verstorbenen, umringen es und drücken ihren Schmerz in natürlichen unaffektierten Klageliedern aus. Sie bestehen darin, dass sie den Verlust, den die Nation oder die Familie erlitten, kürzlich besingen, den Verstorbenen als einen grossen Jäger rühmen, nachher aber nur bloss seinen Namen wiederholen. Aber auch diese Wiederholung ist noch einigermassen musikalisch, da sie die Stimme bald erhöhen, bald in halben Tönen sinken lassen. Gewöhnlich sprechen sie den Namen sechsmal nach einander aus, dann erfolgt eine kleine Pause, und darauf geht der Gesang von neuem an. Die Männer sitzen unterdessen still und niedergeschlagen und unterbrechen ihr Stillschweigen nur von Zeit zu Zeit durch Seufzer und Thränen." [3])

Die Indianer Colombias trauerten mit Geschrei bei den Begräbnissen über den Verlust ihrer Verstorbenen und feierten in Gesängen deren Thaten. „Wenn der Verstorbene hohen Ranges war, so feierten jährlich seine Freunde sein Todtenfest. Dabei wurde der Leichnam in der Mitte niedergelegt und in der Nacht gesoffen, getanzt und geheult." [4])

---

[1]) Gottfriedt: a. a. O., S. 137; Rochefort, a. a. O., II., S. 509.
[2]) Rochefort, II., S. 506, ff. [3]) Aufsätze etc. S. 104. (nach Gilii).
[4]) Ethnogr. Archiv, Bd. 23. S. 354 f.

Bei den Betoyes wurde der Todte in feierlichem Zug nach dem Begräbnisplatz gebracht. Dort setzten sich die Leidtragenden in einer gewissen Ordnung nieder „les enfans s'assoyoient d'un côté et les filles de l'autre, les hommes étoient placés derrière les enfans et les femmes derrière les filles. La Veuve ou le Veuf commençoit alors la cérémonie, s'écriant d'un ton lamentable accompagné de larmes: „Malheureuses que nous sommes, il est mort! Malheureuses que nous sommes!" sans dire autre chose durant cette lamentation. Tous les Assistans répétoient les mêmes paroles et sur le même ton, ce qui joint au son des instrumens et aux cris des femmes et des enfans, et soutenu des bassons, formoit une musique, telle qu'on n'auroit pas crû devoir l'attendre d'un Peuple aussi grossier, et en même tems si triste et si lugubre, que je manque de termes pour l'exprimer". [1]) Die Salivas beobachteten bei dem Begräbnis ihrer Todten grosse Feierlichkeiten. Die Theilnehmer führten einige Tage lang Tänze auf nach einer, auf den verschiedenartigsten Instrumenten hervorgebrachten Musik, wobei sie den Verstorbenen beweinten und beklagten: „alors tout le monde gardant le silence, un Indien faisoit l'éloge du défunt à haute voix, et d'un ton plaintif, en ces termes: „Hélas! quel excellent Pêcheur avons nous perdu!" Après quelques pleurs, un autre s'écrioit: „Ah! quel admirable Archer venons-nous de perdre, il ne manquoit jamais son coup!" [2])

Wenn die Piapoco am Rio Guaviare einen der ihrigen beerdigt haben, „les hommes se tiennent d'un côté de la fosse, les femmes de l'autre. Tous chantent ensemble sur un air larmoyant le chant du départ du guerrier qui se compose des seuls paroles: „Imaca camouahi, iéta camouita" qui signifient: „Mon frère m'a laissé". [3]) Die Guahibos am Vichada graben nach Jahresfrist die Gebeine ihrer Todten wieder aus und bergen sie in einem *Catoumare* (Todtenkorb). Während alles tanzt und trinkt und einige Flöte spielen, bringen andere einen Sack herbei, der alle Habe des Verstorbenen enthält: Hängematte, *Guayuco* (Schamschürze), Federkronen u. a.. Die Wittwe nimmt nun aus dem Sack alle Gegenstände, einen nach dem andern, heraus, indem sie dabei schreit: „Da ist sein *Guayuco*, da ist seine Federkrone" u. s. w.. Während dessen weinen und singen alle übrigen. Schliesslich legt man die Sachen wieder in den Sack zurück und begräbt Sack und Todtenkorb in der Hütte. Ein grosses Zechgelage mit Tanz beschliesst die Ceremonie. [4])

Stirbt bei den Piaroas ein Häuptling, so wird sein Leichnam in die Hängematte eingehüllt, mit Lianen und Bananenblättern umwickelt und in einem cylindrischen Korbgeflecht in der Hütte aufgestellt. „Dès le soleil couché, parents, amis et voisins se réunissent auprès du mort, racontent sa vie, rappellent ses qualités comme ses défauts; on dirait une assemblée de juges discutant la valeur morale d'un personnage. Dès l'aube, tous l'accompagnent, en dansant, jusqu'à la dernière demeure". [5])

Auch bei diesen Klageformeln fällt den Frauen, entsprechend ihrer Eigenschaft als Hauptklagenden, eine besondere Rolle zu, wie z. B. in Guayana die Indianer alles Wort für Wort wiederholen, was die Klageweiber von dem Verstorbenen sagen. [6]) Bei den Stämmen von Britisch-Guayana werden unter Tänzen, Trinken und Singen die guten Eigenschaften des Verstorbenen verkündigt. [7]) Während des blutigen Maquarri-

---

[1]) Gumilla, a. a. O., I., S. 321. [2]) Ebenda, I. S. 311. [3]) J. Crevaux, a. a. O., S. 526.
[4]) Ebenda, S. 548. [5]) Chaffanjon, a. a. O., S. 188. [6]) Preuss, a. a. O., S. 370.
[7]) Globus, Bd. 46, S. 23. (nach im Thurn).

Todtentanzes der Arawaken, an dem nur Männer theilnehmen, lassen die Weiber ein heftiges Geschrei und Wehklagen hören und rufen unter beständigem Schluchzen und Seufzen, wer nun für die Wittwe Brod pflanzen, auf Jagd und Fischfang ausgehen, Krabben fangen soll u. s. f.[1]) Wenn ein Makuschi den letzten Seufzer ausgehaucht hat, so geben sich die Hinterbliebenen „maasslosen Lamentationen" hin.[2])

Wenige Tage nach der Beerdigung eines Verstorbenen veranstalten die Warrau ein grosses Trinkfest, zu dem viele Gäste aus den Nachbardörfern eingeladen werden. Während man die Vorbereitungen dazu trifft, sitzen die Wittwe und Verwandten des Verblichenen im Kreise um das Grab und brechen immer von neuem in ihre Klagegesänge aus, die ungefähr folgenden Inhalt haben: „Warum hast Du Dein Weib, Deine Kinder, Deine Freunde verlassen, Die Dich alle so herzlich geliebt? Warum bist Du von Deinem Hause, Deinem Felde gegangen, auf dem die Yams, Cassada so reichlich gediehen? Wer soll mir jetzt Aguti und Affen jagen, wer mir Fische, wer mir Schildkröten fangen?" Die letzte Strophe wird mit herzzerschneidender Stimme, die folgenden in einem mehr klagenden und flehenden Tone gesungen: „O Jawahu, Du hast ihn mit Gewalt von uns genommen, er wäre sonst nimmer von seinem Felde, von den Seinen gegangen. Bringe ihn zu seinen Freunden, die Du uns vor ihm geraubt, damit er Aguti und Affen kann jagen, damit er Yams, Cassada auch findet! Wer soll mir Aguti, wer Affen jagen, wer mir Fische, wer mir Schildkröten fangen?"[3]) Wenn bei den Uaupés-Stämmen Jemand stirbt, „les parents font entendre des lamentations sur un ton convenu, triste et monotone, jusqu'à ce que l'on ait fait l'enterrement. On pleure beaucoup et on fait l'éloge de la personne morte. Les voisines, les parentes font l'office de pleureuses. On ne les paie pas, mais elles trouvent leur salaire dans un cachiri ultérieur".[4]) Bei Todesfällen, und zwar eines Mannes, überlassen sich die Weiber gewisser brasilianischer Stämme ihrem Schmerze, schreien und wehklagen, während sie den Körper des Todten waschen und schmücken. Bei dieser Arbeit sprechen sie mit ihm, erinnern ihn an Mancherlei und geben ihm Aufträge an längst geschiedene Verwandte u. s. w. mit in das Jenseits. Dann treten die ältesten Krieger auf, um wechselweise alle Thaten des Todten, seine Geschicklichkeiten aller Art hervorzuheben. Dies geschieht in einem Vortrage, der am Ende in ein Geheul ausartet. Die Klage wird improvisiert und geht in eine monotone Sprechweise über, welche so klingt als wären es Verse, da alles gleichsam frageweise vorgetragen wird und am Ende immer eine Pause entsteht. Endlich bringt die Wittwe mit den anderen Frauen unter Weinen eine Art von Danksagung den Männern dar für ihre Theilnahme und Hülfe und fordert sie im Namen des Geschiedenen auf, einen Abschiedstrunk zu nehmen, damit der Verstorbene seine Reise alsobald antrete, da er unmöglich scheiden könne, solange seine Freunde bei ihm weilen. Es dauert nicht lange Zeit, so ist alle Trauer verschwunden. Tanz, Gesang, Reden zu Ehren des Verstorbenen, Nachahmung seiner Tänze u. s. w. steigern sich bis zum Tumult.[5]) Tritt bei den Ingraeknung (Botokuden) ein Sterbefall ein, so folgen ebenfalls Tanz, Gesang und Wehklagen, Reden mit dem Verstorbenen und Erinnerungen an die vorangegangenen Krieger und Verwandten aufeinander, und dies geschieht solange, als noch Vorräthe zum Verzehren da sind. Dann wird alles still.[6])

---

[1]) Berkel, a. a. O., S. 57. [2]) Rich. Schomburgk, a. a. O., II, S. 319. [3]) Ebenda, II, S. 446.
[4]) Coudreau, a. a. O., II., S. 172; Vgl. auch Martius: Beiträge I., S. 598. [5]) Rath, a. a. O., S. 28.
[6]) Ebenda, S. 27.

Einige Gês-Stämme, besonders die Poracramecrans, unterhalten nach dem Absterben eines Stammesmitglieds ein grosses Geheul und stossen laute Todtenklagen aus. Nach Verlauf eines Jahres versammelt sich die Gemeinde wieder unter denselben Ausdrücken der Trauer an dem Grabe; es wird geöffnet, der Körper herausgenommen, hingelegt, und nun erzählt man ihm alles, was sich seit seinem Tode in der *Aldeia* im Allgemeinen, und in seiner Familie insbesondere zugetragen hat, worauf die Gebeine bemalt und abermals bestattet werden. Auch besuchen die Indianer noch oft die Grabhügel ihrer entschlafenen Lieben und erzählen ihnen alle Vorfälle, fest überzeugt, dass die Verstorbenen sie hören und Antheil nehmen können. [1])

Hier haben wir also einen für lange Zeit fortgesetzten Verkehr zwischen Lebenden und Todten; ein deutlicher Beweis für den Wahn des Indianers, dass der Todte seine Worte — auch in den Klagegesängen — versteht.

Der erste Tag nach dem Tod eines Kayapó wird mit Heulen und Weinen zugebracht. Dabei werden stets die Thaten des Verstorbenen im singenden Klagetone erzählt und gepriesen, wie viele Rehe und Schweine er erlegt, wie viele Feinde er getödtet habe u. s. w. [2]) Von den sagenhaften Canoeiros (Chavantes?) erzählt Pohl, dass die Beerdigung der Todten mit grossem Geheul stattfindet; die ganze Habe des Verstorbenen wird verbrannt, indem man dabei seine Geschichte und seinen Ruhm erzählt. Die Trauer wird noch 8 bis 30 Tage lang unter beständigem Heulen fortgesetzt. [3]) Bei den Paravilhana am Rio Branco ertönt das Klagegeheul der Familie um einen Verstorbenen am Morgen, Mittag und Abend. Eine Leichenrede vor der versammelten Gemeinde feiert den Todten durch Anführung seiner Erfolge im Krieg und auf der Jagd. Nach acht Tagen werden feierliche Tänze abgehalten, wobei viel Getränke auf das Grab gegossen wird. [4]) Ihre Nachbarn, die Manáos, begraben ihre Todten in der Hütte selbst, indem sie, ähnlich wie die Warrau u. a., unter tagelangem Klagegeheul die Erde mit den Füssen feststampfen. [5]) Auch bei den Jumana findet das Begräbnis unter Heulen und Tanzen statt. [6]) Bei den Juri hörte Martius ein heftiges Klagegeheul, das von den bei dem Begräbnis betheiligten Verwandten ausgestossen wurde. Besonders die Schwester des Verstorbenen schrie unter heftigem Schluchzen stets die Frage hervor: „Wer wird mir nun Affen jagen, wer wird mir Schildkröten bringen?" u. s. w. [7]) Nach einem Todesfall und während des Begräbnisses geben sich die Tschamakoko einem allgemeinen Bejammern und Lobsingen des Todten hin. Die Frauen werfen sich über das Grab und rufen ihn bei Namen. Noch Monate lang hört man Nachts das Weinen und Klagen; immer wieder erklingt das Lob des Verstorbenen, und wird er beim Namen gerufen. [8]) Nach dem letzten Athemzug eines Sterbenden beginnen die Chiriguanos sofort ein lautes Jammern und Wehklagen. Der Leichnam wird in hockender Stellung in der Mitte der Hütte unter dem Trauergeschrei der Verwandten niedergelassen. „Les assistants font cercle autour de lui, la veuve crie et pleure plus fort que tous les autres et au milieu des sanglots on l'entend dire: „Pourquoi m'as tu abandonnée, mon fils, mon ami, père de mes enfants? Qui viendra maintenant m'apporter le bois, semer le maïs?" Unter lauten Klagen, die noch mehrere Tage und Nächte fortgesetzt werden, wird dann der Leichnam in einem grossen Topfe in die Erde gesenkt. [9]) Auch bei

[1]) Martius, Beiträge I, S. 291. [2]) Dr. S. R. Steinmetz: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Leipz. 1894. I. S. 171. (nach Pohl). [3]) Ebenda, I., S. 170. [4]) Martius, Beitr. I., S. 632. [5]) Ebenda, I., S. 590. [6]) Ebenda, I., S. 485; Martius, Reise III., S. 1182. [7]) Martius, Reise III, S. 1238 f. [8]) Globus, Bd. 67, S. 325 ff. [9]) A. Thouar, a. a. O., S. 52.

den Guaykuru bricht bei einem Todesfall die ganze Verwandtschaft in ein grosses Wehklagen aus: Die Weiber heulen und besingen in traurigen Tönen die Spaziergänge, Vergnügungen und Arbeiten, die sie gemeinschaftlich mit dem Verstorbenen unternahmen. [1]) Wenn ein Mundurucú-Krieger im Kampfe fällt, schneiden ihm seine Genossen den Kopf ab, mumifizieren ihn auf eine eigenthümliche Weise und nehmen ihn mit in die Heimath. Man bereitet nun zu Ehren des Todten eine grosse Festlichkeit vor, zu der zahlreiche Gäste aus den benachbarten *Aldeas* eingeladen werden. Am Tag der Trauerfeier bringen die Wittwe, die Mutter und die Schwestern des Verstorbenen auf ihren Schultern eine Art Korb herbei, der den Mumienkopf enthält. Die anderen Frauen setzen sich in einem Kreis um die weiblichen Angehörigen herum. Stücke harzigen Holzes brennen als Fackeln zur Seite des Todtenkorbes. Die Krieger in vollem Federschmuck, bewaffnet mit Bogen und Pfeil tanzen um die Gruppe zum Klang ihrer Flöten und Trompeten. Andere Gruppen von Männern singen und tanzen um das Haus, in dem sich der Todtenkorb befindet. „En même temps, on entonne à haute voix ces lamentations chantées: „Tu es mort, nous te vengerons; c'est pour cela que nous sommes au monde: pour venger ceux des nôtres qui succombent dans les combats. Nos ennemis ne sont ni plus vaillants, ni plus hommes que nous". Diese Trauerfeierlichkeiten dauern länger als einen Tag und werden noch vier Jahre nach dem Tod eines Kriegers fortgesetzt. Das Fest des vierten Jahres schliesst mit der Beerdigung des Kopfes. „A cette occasion, les hommes comme les femmes adressent à la relique les paroles suivantes: „Mon frère, mon fils, nous venons ici pour faire ton enterrement. Tu est mort, c'est pour cette fin que tu étais né. Tu es mort à la guerre parce que tu étais vaillant; c'est pour cela que nos pères et nos mères nous ont créés. Nous ne devons pas avoir peur des ennemis. Qui meurt à la guerre meurt avec honneur, ce n'est pas comme celui qui meurt de maladie. Nous venons de toutes les malocas pour pleurer et danser jusqu'à la fin de ton enterrement." Alors ce sont les femmes qui viennent à leur tour faire cercle autour du panier funéraire et qui font une allocution comme si c'était le mort lui-même qui parlât: „Ma mère, ma femme, vous vous mourrez dans votre hamac; moi je suis mort à la guerre parce que j'étais vaillant." [2])

Stirbt ein Karayá, so wird unter anderen Ceremonien ein Todtentanz um die Leiche veranstaltet, die mit *Urucu* gefärbt und in Matten eingehüllt an einer horizontalen Stange aufgehängt ist. Unter Leitung zweier Vorsänger, die von Zeit zu Zeit abgelöst werden, geht der Reigen im Kreise herum, wobei die Theilnehmer die Finger übereinander geschoben halten. Der Gesang dabei ist eine Art Wechselrede. Der Chor fragt den Todten, wo er sei, und wie es ihm gehe, einer der Vorsänger antwortet für ihn. So z. B.: Chor: Er lebt nicht mehr, es ist aus mit ihm, denkt nicht mehr an ihn, er hängt an der Stange. Der Todte: Ich bin in einem schönen Lande, bringt mir Tabak, habt ihr mir den Lippenpflock angelegt? Ferner: Es fehlt mir nichts, aber bringt Wasser zum Grabe, u. s. w. [3]) Der Todte macht also die Hinterbliebenen auf ihre Pflichten aufmerksam, ihm nichts von seiner Habe und seinen Bedürfnissen vorzuenthalten, widrigenfalls er aus seinem Grabe hervorkommen und durch strenge Strafe deren Unterlassung ahnden wird.

Aus allen diesen Gebräuchen lässt sich deutlich erkennen, dass der Indianer fest überzeugt ist, seine Klagen und Lobpreisungen würden von dem Todten verstanden.

---

[1]) Preuss, a. a. O., S. 370. [2]) H. Coudreau, Voyage au Tapajoz. Paris 1897, p. 135 ff. (Nach Gonçalves Tocantins). [3]) Ehrenreich, Beiträge, S. 30.

Die Klage wird schon vor Eintritt des Todes begonnen. — Manche Stämme gehen in der Todtenklage noch weiter. Sie jammern schon, bevor der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, sie also in der That noch verstehen kann. Sie wollen dadurch dem Sterbenden ihre Ergebenheit und Trauer über sein Hinscheiden möglichst einprägen, damit er sich dessen im Grabe noch erinnert und nicht herauskommt, seine Verwandten und Freunde zu quälen und zu strafen.

Von den Chiriguanos erzählt ein alter Missionsbericht: „Manichsmal fangen sie die Klaglieder noch vor dem Hinscheiden an, alsbald die Krankheit für tödtlich gehalten wird. Es setzen sich drei oder vier alte Weiber um das Beth des Kranken und erfüllen alles mit einem kläglichen Geschrei. Der Kranke, obschon das unangenehme Heulen dieser Weiber ihm sehr empfindlich fallet, gedultet doch selbes ganz willig, weilen sie darvor halten, dass, wer unbeweint dahin stirbet, in seinem Leben wenig seie geliebet und geschätzet worden." [1]) Ist ein Pano oder Conibo krank, so wehklagt man. Wenn der Kranke sich überzeugt hat, dass sein Tod allen nahe geht, ziehen sie sich wieder in ihre Häuser zurück. Nach seinem Tode versammeln sie sich jede Nacht zwei Monde lang in dem Hause des Verstorbenen, wo sie eine Viertelstunde verweilen, um ein lautes Geschrei zu erheben. [2]) Wenn ein Abiponer in den letzten Zügen lag, entfernten sich alle Männer; die Weiber aber, die zu seiner Verwandtschaft gehörten oder in dem Rufe der Heilkunst standen, kamen in Scharen herbei und umgaben heulend, mit aufgelöstem Haar und entblösster Brust sein Lager zu beiden Seiten, um ihn mit allen möglichen Mitteln, Saugen etc. zu kurieren. Die Vornehmste stand mit einer grossen Heertrommel dicht über seinem Kopfe und wirbelte schrecklich auf derselben. Ueber den Sterbenden deckte man eine dicke, schwere Haut, die man von Zeit zu Zeit abnahm, um zu sehen, ob er noch lebte. „Hört man den Athem des Sterbenden nicht recht vernehmlich mehr, so erhebt sich ein grosses Geschrei und alles ruft: „. . . . . Er ist nicht mehr, er ist todt!" Dies ist die Losung für die Weiber und Mädchen des Fleckens. Alle eilen herzu und erheben ein gemeinschaftliches Wehklagen. Oft ziehen sie schon in langen Reihen unter einem betäubenden Jammergeschrei vor der Hütte des Verstorbenen auf und ab; plötzlich ruft ihnen eine Stimme zu: „. . . . Er lebt schon wieder!" Sogleich legt sich das Geheul, einige kehren zu ihren Hütten zurück, andre dringen in die Hütte des Sterbenden, um ihn vollends mit Trommeln, Klappern und Klagen aus der Welt zu jammern." [3]) Auch bei den Jagan werden die letzten Augenblicke eines Sterbenden durch schreckliches Geheul angekündigt, an dem alle Anwesenden Theil nehmen. [4]) Die Karayá beginnen nach Ehrenreich nicht selten die Todtenfeierlichkeiten, ehe der Tod wirklich eingetreten ist. [5])

Hier möchten wir auch eine eigenthümliche Sitte erwähnen, die zwar nicht direkt in das Gebiet der Todtenklage gehört, aber doch eine gewisse Aehnlichkeit mit den Beileidsbezeugungen vor dem Eintritt des Todes hat, und vor allem demselben Wahn entspringt wie diese. Bei Crevaux' Aufenthalt in einem Dorf der Wayana am Jary lag ein Indianer im Sterben. Seine Freunde bezeugten ihm in sonderbarer Weise ihre Liebe, indem sie wetteiferten, eine möglichst grosse Last harzigen Holzes, das zum Verbrennen seiner Leiche dienen sollte, in seine Hütte zu schleppen, was dem Aermsten nicht wenig zu schmeicheln schien. [6])

---

[1]) Allerhand, So Lehr- als Geistreiche Brieff etc. IV. N°. 562. S. 73. [2]) Preuss, a. a. O., S. 370.
[3]) Aufsätze, S. 80 ff. [4]) Globus, Bd. 43, S. 156 ff. [5]) Ehrenreich, Beitr., S. 30. Anmerkung.
[6]) Globus, Bd. 37, S. 71. J. Crevaux, Voyages etc., p. 120 f.

Die Klage wird von Unbetheiligten ausgeübt. — Das Ceremonielle der indianischen Todtenklage tritt besonders deutlich hervor in den Fällen, wo Fremde, die oft nur zufällig in eine Trauerversammlung kommen und an dem Verlust ganz unbetheiligt sind, in die lauten Klagen der Leidtragenden mit einstimmen. [Vgl. meine eigene Beobachtung bei den Bakairi Tumayaua. S. 107.] Umgekehrt herrscht bei einigen Stämmen die Sitte, beim Empfange jedes Fremden dessen Todten zu beweinen. Dies ist wohl einerseits eine Höflichkeitsbezeugung, die man der befreundeten Nation schuldig zu sein glaubt, andererseits will man durch die Klage zu erkennen geben, dass man keine Schuld an dem Tode der Dahingeschiedenen trägt. Diese letztere Rücksicht ist nicht unbegründet, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie der Indianer den Tod eines Angehörigen selten von natürlichen Ursachen abhängig macht, sondern lieber als das Werk eines Feindes, Angehörigen eines anderen Stammes, ansieht, an dem er sich mit allen Kräften zu rächen bestrebt ist.

In Brasilien waren es besonders die Frauen, die beim Empfang von Fremden die Todten beweinten: „Elles s'accroupissent sur leurs talons, en mettant leurs deux mains sur leur visage; elles se tiennent pendant quelque temps en cette posture pleurant en cadence et versant des larmes"... Die eigentliche Klage wurde von den Gastgebern in folgender Weise gehalten: „Ils nomment alors tous ceux qu'ils ont connu des gens de la nation qui les visitent, et font des lamentations d'autant plus vives, qu'ils les regardent comme le lien de leur union, et du droit d'hospitalité qu'ils ont les uns chez les autres". [1]) Starb ein Saliva, so wurden aus den benachbarten Dörfern zu der dreitägigen Hauptfeier, die mit der Bestattung des Leichnams schloss, eine Menge Theilnehmer eingeladen, die in einzelnen Trupps ankamen und jedesmal beim Betreten des Trauerhauses in laute Klagen ausbrachen. Der Pater Gumilla war sehr erstaunt über den raschen Uebergang vom tiefsten Schmerz zur höchsten und ausgelassensten Freude, den er bei einer derartigen Festlichkeit beobachtete: — „je ne sçaurois dire où ils avoient pris les larmes qu'ils répandoient, car quoiqu'ils arrivassent gays et contens, ils n'eurent pas plutôt mis le pied sur la porte qu'ils se mirent à pleurer de la manière la plus triste. Ceux qui étoient dedans répondoient à leurs pleurs, mais ces premiers momens de tristesse passés, ils se mettoient à boire et à danser avec une joie qu'on ne peut exprimer; mais s'il arrivoit quelqu' autre compagnie sur ces entrefaites, les pleurs recommençoient de nouveau, ce qui continua de même jusqu'à ce que les dernières furent arrivées." [2]) Gleich nach dem erfolgten Tod eines Makuschi beginnen seine Verwandten ein Trauergeheul, das nur während der Begräbnisceremonie stockt, sodann aber wieder aufgenommen und noch drei Wochen nach dem Tode fortgesetzt wird. Jeder die Hütte des Verstorbenen Besuchende muss in das Geheul einstimmen. [3]) Während der Anwesenheit Appun's in einem Makuschidorfe starb einer der Bewohner. Am Begräbnistage kamen einige gerade dort weilende Arekuna vom Fischfang zurück, wobei grässliches Todtenklagen der ganzen Versammlung erfolgte, als man ihnen den Tod mittheilte, verbunden mit reichlicher Thränenfluth. [4]) Nach der Beerdigung eines Atorai nehmen die Hinterbliebenen in der Sterbehütte die Trauervisiten ihrer Bekannten unter schauderhaftem Geheul entgegen. [5]) Crevaux fand in einem Wayana-Dorf bei einem eben Verstorbenen Männer und Frauen, welche alle gleichzeitig des Verstorbenen Güte, seinen Muth im Kampfe, seine Geschicklichkeit bei Jagd und Fischfang rühmten. Sobald sich neue

[1]) Lafitau, Moeurs des Sauvages Amériquains. Paris 1624, III, S. 443. [2]) Gumilla, I, S. 302, 303.
[3]) Appun, Ausland, 1871, S. 446. [4]) Appun, Unter den Tropen, II, S. 351.
[5]) — Ausland, 1871, S. 547.

Ankömmlinge der Hütte des Todten näherten, stimmten sie Klagelieder an, seufzten und schluchzten.[1])

Wenn in den Missionen in Brasilien monatelang nach dem Begräbnis ein Blutsfreund, der bei der Bestattung nicht zugegen gewesen, ankommt, so beginnt man im Sterbehause wieder zu heulen und zu weinen.[2]) Treffen sich bei den Guajiros zwei Angehörige eines Todten, so müssen sie die Hände auf die Erde stützen und, je lauter desto besser, wohl eine Viertelstunde lang heulen. Nach anderer Darstellung geschieht das nur, wenn sie sich zum ersten mal nach dem Ableben eines Verwandten treffen.[3])

Betrachten wir nun noch einmal die verschiedene Art und Weise, in der die Todtenklage ausgeübt wird. Sie dauert mit Unterbrechungen meistens lange Zeit, bisweilen Jahre lang und kann bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit aufgenommen werden. Häufig bleibt sie als unbequeme Pflicht den Weibern überlassen, während die Männer, selbst die nächsten Angehörigen, die grösste Theilnahmlosigkeit zeigen. Nicht selten sind die Trauer und das Weinen erkünstelt, die Worte der Klage formelhaft, mit stets wiederkehrendem, sich bei den meisten Stämmen gleichbleibendem Refrain. Um die Theilnahme schon dem Sterbenden recht ans Herz zu legen, damit er sich dessen auch nach dem Tode erinnere, beginnt man mit der Todtenklage bisweilen schon vor dem Eintritt des Todes. Endlich pflegt die Todtenklage auch von gänzlich Unbetheiligten ausgeführt zu werden, von Fremden, die zufällig das Sterbehaus betreten.

Kann da noch von einem wirklichen Affekt die Rede sein, oder handelt es sich nicht vielmehr, wie wir bereits oben des Öfteren auseinanderzusetzen Gelegenheit hatten, um einen ursprünglich von der Furcht diktierten Brauch, den man zum eigenen Schutz ausübte, der jedoch im Laufe der Zeit zur leeren Ceremonie herabgesunken ist?

III. JENSEITS.

Es bleibt uns noch übrig, über die Vorstellungen der Indianer von dem Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen und ihrem Loos im Jenseits zu sprechen, aus denen sich gewisse Bestattungsgebräuche direkt erklären lassen.

Es giebt wohl kein Volk Südamerikas, bei dem sich nicht gewisse Vorstellungen über ein Fortleben der Seele nach dem Tode finden. Aus der vorliegenden Abhandlung haben wir gesehen, dass Traumerscheinungen den Indianer zu dem Glauben bringen, dass der Geist des Menschen in seiner irdischen Gestalt auch nach dem Tode weiter fortbesteht und den Hinterbliebenen öfters unliebsame Besuche abstattet. Dies Vorhandensein einer Geisterwelt wird dem Indianer auch durch den Zauberarzt bestätigt, der sich in willkürliche Verbindung mit den Geistern setzen kann und dann die in der Narkose gehabten Hallucinationen mit mehr oder weniger phantastischen Ausschmückungen dem gläubigen Volke zum Besten giebt.

---

[1]) Crevaux, Voyages, p. 120. Globus, 37, S. 71. (Crevaux). [2]) Preuss, a. a. O., S. 371.
[3]) W. Sievers, a. a. O., S. 258. Globus, 49, S. 156. (Sievers). Preuss, a. a. O., S. 371.

A. LAGE.

Auf der Erde. — *a*) Beim Grab. Was nun den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen betrifft, so kennt der Indianer, wie wohl überhaupt der Naturmensch, ursprünglich keinen gemeinsamen Sammelplatz für die Seelen der Verstorbenen, sondern lässt sie einfach einzeln in menschlicher oder thierischer Gestalt in dem Grab bei dem Leichnam oder wenigstens an dem Platz verweilen, den der Todte im Leben inne gehabt hatte. So berichtet GUMILLA von einigen Orinokostämmen, sie bildeten sich ein, dass die Seelen der Verstorbenen um ihre Gräber irrten.[1]) Dieser Glaube ist offenbar daraus hervorgegangen, dass der Indianer, wie wir des Oefteren oben erwähnt und erläutert haben, sich Leib und Seele nicht getrennt denken kann, sondern zwischen beiden einen innigen Zusammenhang annimmt, der die Letztere zwingt, immer wieder zu dem Ersteren zurückzukehren. Traumerscheinungen todter Vorfahren waren nur geeigent, diesen Glauben zu festigen.

Der Indianer lebt in unmittelbarem Verkehr mit seinen, ihm in den Tod vorangegangenen Stammesbrüdern, deren Geister ihn beständig umschweben, ihm in schwierigen Fällen Rath und Hülfe ertheilen, ihn aber auch weit öfters martern und strafen. Die Sorgfalt, mit der der Indianer dem Verstorbenen Waffen und Lebensmittel mit in das Grab giebt, beweist zur Genüge, dass das Grab ursprünglich als Aufenthaltsort des Todtengeistes gilt. Dieser Glaube bestimmt wohl die Chiriguanos, die Leichen der Verbrecher oder der schlechten und bösen Stammesmitgleider weit entfernt von der Niederlassung zu begraben oder einfach in den nächsten besten Graben oder Dornbusch zu werfen, den Raubvögeln zum Frass, um die bösen Seelen aus der Nähe des Stammes zu bannen und ihnen dadurch für immer die Ruhe zu rauben.[2]) Die Seele eines Mataco, der in fremdem Lande eines natürlichen oder gewaltsamen Todes verstorben ist, ist verurtheilt, ewig zu schweifen und zu büssen, wenn sein Körper nicht beerdigt worden ist. Sie wird von den übrigen Seelen für unrein gehalten und diese entfernen sie aus ihrer Gesellschaft.[3])

Auch die Sitte mancher Stämme, wie z. B. der Abiponer, Mauhe, Palikurs u. a. (vgl. oben S. 33—34), ihre Todten unbedingt in der Heimath zu beerdigen und die Leichname zu diesem Zweck oft tage- und wochenlang mit sich zu führen, hat wohl ursprünglich ihren Grund in der Besorgnis, der Geist wäre, fern von der Heimath, seinem natürlichen Aufenthaltsorte, gezwungen unstät umherzuschweifen. Aus demselben Motiv lässt sich bei den Itonama ein Kranker stets in das Haus bringen, wo er geboren ist, mag es noch so weit entfernt sein.[4])

b) In benachbarten Gegenden. Im weiteren Fortschreiten der Jenseitsvorstellungen gelangt der Naturmensch, in dem Bestreben diese unheimlichen und gefährlichen Geister los zu werden und sie an einem bestimmten Platz zu internieren, wo er sie nicht mehr zu fürchten braucht, zu einem besonderen Jenseits, das zunächst noch auf Erden und zwar häufig in derselben Gegend, in der der Stamm seinen Wohnsitz hat, oder doch wenigstens in nächster Nähe gelegen ist.

Die Bewohner von Haiti verlegten den Aufenthaltsort der Todten entweder in die jeweilige Provinz, oder man dachte sich zwar einen besonderen Wohnort der verstorbenen Vorfahren, wo man in schattigen und blühenden Lauben mit schönen Weibern lebte und

[1]) GUMILLA: a. a. O. I., S. 331. [2]) BALDRICH: a. a. O., S. 281/282. [3]) Ebenda: S. 242.
[4]) D'ORBIGNY: a. a. O., S. 299.

an köstlichen Früchten sich labte, aber dieser Ort war nirgends anders als auf der Insel Haiti selbst, in den schönen Thälern auf der westlichen Seite der Insel. Dort hielten sich den Tag über die Seelen der Verstorbenen in den unzugänglichen Klüften der Berge versteckt, das Nachts aber flogen sie in die glücklichen Thäler hinab, um die Frucht *Mamey* zu geniessen. Man scheute sich daher auch, diese Frucht den Geistern wegzuessen. [1]) Die Tupinambas glaubten „der Abgestorbenen Seelen seyen unsterblich / und werden gar verwandelt in Geister / und halten sich auff in etlichen schönen Feldern / so an schönen Wassern / da auch ein grosser Vorrath von Feygen / und Feygenbäumen seye / und da thun sie nichts anderst / als dass sie tantzen und sich erlustiren.“ [2]) Von den Coroado und Caiuá sagt ein brasilianischer Bericht: „O Coroado, como o Caiuá, crê na existencia de forças superiores á natureza humana e que as almas dos seus mortos vaõ viver em outras regiões da terra.“ [3]) Die Chiriguanos glauben nach Thouar an ein zukünftiges Leben „et se rendent, disent-ils, dans un endroit appelé „Iguihoca“ ou „Iboca“ — littéralement: lieu de la terre situé près d'Aguairenda, (Missionsstation der Chiriguanos) dans le cagnon de Ingre. C'est leur paradis terrestre; ils y trouveront après leur mort des „cuñas“ (des femmes) et de la chicha; ils se réuniront pour chanter, danser et jouer de la „*pucuna*“, sorte d'instrument de musique.“ [4]) Unter einigen Indianerstämmen Columbias herrscht die Meinung, dass die Seelen der Verstorbenen auch nach dem Tode da wandeln, wo sie sich im Leben aufhielten. [5]) Die Calchaquis waren überzeugt, dass die Todten an der Meeresküste wieder auferstehen würden. [6]) Die Peruaner kannten eine Landschaft, wo nach ihrem Glauben ihr oberster Gott Pachacamac „gemeinlich gewohnet / welche nicht über vier tausend Schritt von der Statt Regio gelegen / nach seinem Nammen / jhm zu Ehren unnd ewiger Gedechtnus / genennet. Es werden in dieser Landtschafft der Obersten und Fürnembsten abgestorbenen Cörper vergraben / und gleich als diesem Abgott auffgeopfferet / damit er jhre Seel von allen Sünden unnd Missethat / (erlöse) und sie in erwünschter und ewiger Freudt mögen ruwen.“ [7]) Auch hier haben wir also die Ueberreste des Glaubens an ein irdisches Jenseits.

c) In weit entlegenen Gegenden. — Die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen lässt den Indianer bisweilen das Jenseits in weit entlegene, schwer erreichbare Gegenden verlegen, die man sich häufig noch durch Wasser, das nach dem Glauben der Naturvölker für die Geister nur schwer passirbar ist, von dem Lande der Lebenden getrennt denkt. So stellten sich die Insel-Karaiben den Aufenthaltsort der Tapfern als selige Inseln oder als eine grosse Ebene vor, welche mit einer Art Aprikosen bedeckt sei, die man im Ueberfluss geniesse. Daher enthielten sich auch die Lebenden, — ähnlich wie bei den Bewohnern von Haiti — dieser Speise, aus Furcht den Todten ihre Nahrung zu entziehen. Hingegen mussten die Seelen der Schwachen und Feigen jenseits der Berge in wüsten und unfruchtbaren Gegenden ein mühseliges und beschwerliches Leben führen. [8]) Die Chilenen glauben nach Pöppig an elyseische Gefilde und schmücken diese in dem Maasse aus, wie sich die Phantasie des Wilden das grösste Glück und die höchsten Genüsse denkt. Die Meinung aller Stämme verlegt ihr Paradies jenseits des Meeres, in

---

[1]) Müller: a. a. O., S. 174. [2]) Gottfriedt: a. a. O., S. 143. [3]) Revista trimensal T. XV. 1892. S. 252. [4]) Thouar: a. a. O., S. 50. [5]) Ethnographisches. Archiv. Bd. 23. S. 325.

[6]) Ausland: 1891. S. 944. [7]) Petrus Martyr: III. S. 29. (Dritte Theil der Neuen Welt, Von des Peruvianschen Königreichs erste Erfindung etc. aus dem Latein in das gemein Teutsch vertolmetschet durch Nicolaum Höniger von Tauber Königshofen). [8]) Müller: 223.

dem die Abendsonne untergeht.[1]) Ebenso bezeugt d'Orbigny von den Araukanern: „Ils croient à l'immortalité de l'âme et comptent après la mort se retrouver dans un lieu de délices de l'autre côté des mers."[2]) Auf die Fahrt der Seele über das Meer bezieht es sich ohne Zweifel, dass die Leiche vor dem Begräbnis in einem Kahne im Hause aufgehängt und auch in einem solchen begraben wird. Auch bei den Pehuenchen herrscht der Glaube an ein anderes Leben jenseits des Meeres. Sie stellen sich aber das Jenseits als ein kaltes Land vor und suchen deshalb die Todten mit Feuer zu erwärmen.[3]) Die Tamanaken nahmen an, dass die Seele nach dem Tode über das Meer oder in diejenigeu Gegenden ginge, die die Europäer bewohnen. Daselbst verfertigten sie allerlei künstliche Arbeiten für ihre zurückgelassenen Verwandten, wie Bänder und andere Waaren, die den Indianern am bewundernswürdigsten erscheinen.[4])

Unter der Erde. — In Anbetracht des bösen Charakters der Todtengeister wählt man gern wilde Abgründe, deren düstere Tiefe manches Räthsel birgt und abgeschlossene, enge Thäler, durch ihre Öde unheimlich für den stets zu Visionen geneigten Naturmenschen, zum Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen. Daraus entwickelt sich dann im Laufe der Zeit der Glaube an ein gemeinsames unterirdisches Jenseits. Zu dieser Vorstellung hat, wie Tylor[5]) wohl richtig bemerkt, nicht wenig der Lauf der Sonne beigetragen, die durch ihr allabendliches „Versinken in die dunkle Unterwelt und ihre Rückkehr in das Land der Lebenden" den Augen des Wilden „das Schauspiel des Hinabsteigens zum Hades" Tag für Tag in aller Wirklichkeit darbot. Dies befestigte bei vielen Stämmen den Glauben, dass das Jenseits im fernen Osten oder Westen gelegen sei. Um die Seele deshalb den Weg ins Jenseits nicht verfehlen zu lassen, wendet man das Antlitz der Leiche bei manchen Stämmen, wie bei den Guarani,[6]) Jumaná,[7]) Pampas[8]) u. a. nach Osten, bei anderen, wie den Warrau,[9]) den Araukanern,[10]) den Bewohnern von Peru[11]) u. a. nach Westen.

Stirbt ein Mataco, so verlässt sein Geist (*aoot*) die fleischliche Hülle und begiebt sich unter die Erde, um dort in Gemeinschaft der Seelen der Vorfahren weiter zu leben.[12]) Die Seelen der verstorbenen Chibchas setzten nach der herrschenden Meinung in einem Kahn von Spinnwebfäden über einen Fluss (daher die Schonung der Spinnen) und gelangten zum Mittelpunkt der Erde, um später wieder ins irdische Leben zurückzukehren.[13]) Nach der Vorstellung der Patagonier wohnen die Menschen nach dem Tode in Höhlen bei ihren Vorfahren, den „guten Göttern."[14]) Noch heutigen Tages betrachten, wie schon oben erwähnt, die christlichen Chaimas das Innerste der Guacharo-Höhle von Caripe, die sich tief in das Gebirge erstreckt, als den Aufenthaltsort der Seelen, die sie als böse Geister fürchten.[15])

Im Himmel und bei den Gestirnen. — Da die Phantasie des Naturmenschen das Jenseits gern als eine weit entfernte, unerreichbare Gegend hinstellt, so kam man allmählich dazu, in dem geheimnisvollen, unerforschlichen Himmelsgewölbe und seinen Gestirnen den Wohnsitz der Seele zu suchen.

[1]) Pöppig: a. a. O. 393. Waitz: a. a. III. 520. [2]) A. a. O. 184.
[3]) Waitz: III. S. 520. [4]) Aufsätze etc.: S. 153. [5]) a. a. O. II. S. 47. [6]) d'Orbigny: S. 337.
[7]) Martius: Reise. III. S. 1182. Waitz: III. S. 444. [8]) Waitz: III. S. 500. [9]) Ebenda: S. 393.
[10]) Ebenda: S. 519. [11]) Waitz: IV. S. 467. [12]) Baldrich: S. 242. [13]) Waitz: IV. S. 365.
[14]) Müller: S. 288/289. Bastian: Der Mensch in d. Geschichte. II., S. 345. [15]) Aus allen Welttheilen: Jahrg. 20., S. 36. Humboldt: a. a. O. II., S. 113.

Der Uebergang von einem irdischen zu einem himmlischen Paradies wird uns noch deutlich aus der Sage der Bakairi: „Die Schatten der todten Bakairi gehen in den Himmel zu den Vorfahren. Der Himmel ist zunächst nicht das Land der Zukunft, sondern das der Vergangenheit, die Alten sind noch da, wo nämlich alle Geschichte begonnen hat. Der Himmel, in dem die ersten Bakairi lebten, lag früher neben der Erde und man konnte bequem auf diese hinüber gelangen.” Er war also gewissermassen ein Theil von ihr. „Es starben dort aber zu viel Leute, so siedelte man auf die Erde über und der Himmel stieg dahin empor, wo er jetzt ist, und wo die Thiere, die Örter, die Sachen, die in den alten Geschichten vorkommen, noch heute zu sehen sind.” „Alles ist geblieben; wie es war.” [1])

Die Verbindung zwischen Erde und Himmel wird nach dem Glauben einiger Stämme durch einen Baum hergestellt. So nehmen die Mbocobi oder Toba an, dass die Seelen der Verstorbenen auf dem Baume *Llagdigua*, der die Erde mit dem Himmel verbindet, zu letzterem emporsteigen. [2]) Die Guarayos verehren in ihrem *Tamoï* oder Grossvater ein wohlthätiges Wesen, dem sie Viel verdanken. In alter Zeit lebte er mitten unter ihnen und lehrte sie den Ackerbau. Er war ihr erster Stammvater. Bevor er sie verliess, versprach er ihnen, sie in Nothfällen zu unterstützen und nach ihrem Tod zum Himmel zu bringen. Sobald nun ein Guarayo stirbt, so erhebt der *Tamoï* die Seele von dem Gipfel eines heiligen Baumes, den sie immer neben ihre Wohnungen pflanzen, gen Osten zum Himmel, wo sie weiter lebt und sich an allen dem erfreut, was der Lebende auf Erden besessen hat. Deshalb pflegen die Guarayos auch ihren Todten im Grab das Gesicht nach Osten zu wenden. [3]) Auch die Culino glauben, die Seele des Verstorbenen käme in den Himmel, wo sich alle Völker versammelten. [4]) Von den Yaguas berichtet Castelnau: „Ils ont idée de l'immortalité de l'âme et d'un Dieu qui réside dans le ciel, (— worunter wohl wiederum der erste Vorfahr verstanden ist —) mais qui ne s'occupe jamais des affaires de la terre. Après la mort l'âme monte vers lui, puis recommence à vivre sur la surface de la terre.” [5]) Nach dem Glauben der Makuschi besteht alles sichtbare Wesen aus einem Körper und einem Geist. Da nun diese Geister sich nur durch ihre grössere oder geringere Kraft unterscheiden, ohne dass der eine dem anderen untergeordnet wäre, so giebt es bei den Indianern den Begriff eines höheren Wesens in unserem Sinne nicht. Wenn sie von dem „Alten im Himmel” oder „unserem Vater” sprechen, so meinen sie damit zweifellos nur einen ihrer Vorfahren, der schon im Lande der Seligen weilt. [6]) Die Abiponer verehren ihren Stammvater in den Plejaden. [7]) Die Salivas bezeichnen den Mond als ihr Paradies, wo es keine Moskitos giebt, und die Guaycuru halten dies Gestirn für die Heimath ihrer verstorbenen Häuptlinge und Zauberer. [8]) Die Seelen der Inkas kehrten nach ihrem Tod zu ihrem Stammvater, der Sonne, zurück. [9]) Die Pampas-Indianer glauben ihre Ahnen unter die Sterne an den Himmel versetzt. [10]) Die Milchstrasse gilt den Patagoniern als ein Feld, wo alte Indianer, in Sterne verwandelt, Strausse jagen. [11]) Fällt ein Meteor, so halten es die Bororo für die Seele eines verstorbenen *Bari* (Zauberarztes), der herabkommt, um den Stammesgenossen mitzutheilen, dass er ihnen Dysenterie schicken werde. [12]) Die Seelen der Schamanen bei den Jipurina fahren im Feuer zum Himmel. [13]) Die Chiquitos glauben, nach d'Orbigny, dass in den Blitzstrahlen die Geister der Vorfahren

[1]) v. d. Steinen, Naturvölker, S. 349, 350. [2]) d'Orbigny, S. 232 f. [3]) Ebenda, S. 341 f. [4]) Martius, Reise III, S. 1189. [5]) A. a. O., V, S. 25. [6]) Globus, 46, S. 25. Nach im Thurn. [7]) Waitz, III, S. 477. [8]) Tylor, II, S. 70. [9]) d'Orbigny, S. 139. [10]) Waitz, III, S. 501. [11]) Ebenda, S. 505. [12]) v. d. Steinen, a. a. O., S. 514. [13]) Ehrenreich, Beiträge, S. 70.

zur Erde herabsteigen.[1]) Blitz und Donner denken die Manacicas durch die Seelen der Todten verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber mit ihnen in Kampf gerathen.[2])

B. ART UND WEISE DES ZUKÜNFTIGEN LEBENS.

Die Vorstellungen der Naturvölker über die Art und Weise des zukünftigen Lebens haben die Ethnologen in zwei Theorien geordnet, in die Fortsetzungstheorie und die Vergeltungstheorie.

Fortsetzungstheorie. Die Fortsetzungstheorie, die sich vornehmlich bei Völkern niederer Kulturstufe findet, sieht das Leben im Jenseits als eine blosse Fortdauer, als ein getreues Spiegelbild des irdischen Daseins an. Wie die Menschen ihrer geistigen sowohl-, wie körperlichen Beschaffenheit nach auf Erden gewesen sind, so dauern sie auch im Geisterlande fort: „Ein krummer Mensch, sagt Müller, ist dort wieder krumm, lahm wieder lahm, verwundet, krank oder gesund, jenseits wieder so."[3]) Denselben Leidenschaften, denselben Bedürfnissen ist der Mensch unterworfen hier wie dort. Freundschaft und Feindschaft werden mit hinüber genommen, Hunger und Durst, Krankheit und ein zweites Sterben erwarten die Seelen in der neuen Heimath, und der Ehe Band wird nicht durch den Tod gelöst. Auch die Beschäftigungen sind in beiden Welten dieselben. „Die irdische Arbeitstheilung dauert auch im Jenseits fort."[4])

Auf diesen Voraussetzungen beruht die Sitte vieler Stämme, den Todten Waffen und Geräthschaften, Speisen und Getränke, Kleider, Schätze, ja selbst Diener und Weiber mit in das Grab zu geben, damit sie nichts von dem Gewohnten zu entbehren brauchen.

Wenn wir die Fortsetzungstheorie auf ihren Ursprung hin prüfen, so können wir mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass Traumerscheinungen den Naturmenschen zu diesen Vorstellungen geführt haben. Da alle Traumerscheinungen mehr oder weniger Erinnerungsbilder sind, so erscheinen uns im Traum die Verstorbenen in der Gestalt und mit dem Wesen, wie wir sie im Leben zu sehen gewohnt waren. Der Wilde, der im Traum Wirkliches zu erleben glaubt, ist deshalb der Ueberzeugung, dass die Seinen auch im Jenseits das auf Erden geführte Leben fortsetzen.

a) Dieselben Bedürfnisse und Beschäftigungen. Nach dem Glauben der Bewohner von Haiti dauerten die vereinzelten Zustände diesseits, dem Wesen nach jenseits weiter fort. Darum wurden den Verstorbenen allerlei zum Leben nothwendige Dinge mitgegeben, gewöhnlich eine Calabasse mit Wasser und ein Laib Brot. Bei dem Tode der Kaziken und Fürsten wurden einige Weiber derselben mitbegraben.[5]) Die Chibchas dachten sich das Leben im Jenseits nur als eine Fortsetzung des irdischen; ein jeder fand dort seine Felder zur Bearbeitung vor.[6]) Gewissen Stämmen Brasiliens ist das Jenseits in der Art der Existenz eine Fortdauer des Diesseits, ein belebtes Todtenreich. Die Menschen jenseits sind aber blosse Bilder der Menschen diesseits, Schatten und Schälle. Dort wird dasselbe getrieben, was auf Erden; die Männer finden dieselben Weiber wieder,

[1]) A. a. O., S. 265. [2]) Waitz, III, S. 531. [3]) A. a. O., S. 286. [4]) v. d. Steinen, a. a. O., S. 339.
[5]) Müller, S. 174. [6]) Waitz, IV, S. 366.

und die alten Leidenschaften herrschen dort wie hier.[1]) Auch die Mehrzahl der Peruaner war der Meinung, dass das Leben nach dem Tode seiner ganzen äusseren Art nach eine Fortsetzung des Lebens diesseits sei, mit denselben Erscheinungsformen, Bedürfnissen und Verhältnissen. Daher versäumte man nicht, die Todten mit allem Nöthigen auszustatten, den Vornehmen sogar Weiber und Sklaven zu opfern.[2]) Von den Jenseitsvorstellungen der Uaupés-Stämme berichtet COUDREAU: „Dans le ciel de Jurupari (ihres ersten Vorfahren, zu dem sie nach dem Tode gehen) on chasse, on pêche, on fait des cachiris et des dabucuris comme dans le Uaupés.[3])

b) Alle Menschen an einen Ort. — Wie auf Erden gute und böse Menschen neben einander leben, so auch im Jenseits. Eine moralische Vergeltung in unserem christlichen Sinn giebt es nach dieser älteren Auffassung nicht. Schon der Pater GUMILLA hebt hervor, dass die Indianer nichts von einer Vergeltung nach diesem Leben wussten, und deshalb auch nicht von Gewissensbissen gepeinigt würden.[4]) Wie die Inselkaraiben,[5]) so hatten auch die meisten Orinokostämme keinerlei Vorstellungen, die dem Leben jenseits eine sittliche Bedeutung gaben und eine Wiedervergeltung für Handlungen diesseits annahmen. So glaubten die Ottomaken, dass alle Seelen, mochten sie gut oder böse gewesen sein, sich gegen Westen an einen Ort begäben, wo sie ohne Beschwerde und Arbeit ruhig lebten.[6]) Noch heutigentags weisen die Makuschi Guten und Bösen einen und denselben Aufenthaltsort nach dem Tode an, wo sie alles, was sie bedürfen, wo sie alle vorangegangenen Freunde finden werden.[7]) Von den Brasilianern (Tupi?) schreibt ein alter Gewährsmann: „Sie erwarten keine Belohnung oder Vergeltung nach diesem Leben, wiewohl sie sich bereden lassen die Todten kommen alle an einen allgemeinen Orth."[8]) Die Araukaner glauben nach einigen Nachrichten, dass alle Menschen ohne Unterschied ewige Vergnügungen nach dem Tode geniessen werden und dass die hienieden begangenen Handlungen auf den zukünftigen Zustand nicht den mindesten Einfluss haben.[9]) Die Yuracarés hoffen auf ein anderes Leben „dans laquelle ils auront abondance de chasse, et où *tous*, *sans exception* doivent se retrouver."[10]) Dass die Gerechtigkeit auf Erden unvollkommen ist und der Gute dereinst belohnt, der Böse gestraft werden müsse, diese „ethischen Forderungen" sind dem Bakairi fremd. „Seine Vorstellung von der Fortdauer nach dem Tode entspringt keinem Hoffen und Vertrauen. Allerdings verbindet sie sich mit dem Gedanken an angenehme Verhältnisse insofern, als bei dem späteren Zusammenleben mit den „*Antigos*" (Vorfahren) im Himmel Fische, Wildpret und Pikibrühe sehr reichlich bemessen sein werden, und nimmt auch Rücksicht auf das Verhalten nichtswürdiger Gesellen, da diese nicht etwa, weil sie „verflucht" wären, sondern weil sie ihre Schlechtigkeiten an anderem Orte natürlich fortsetzen, sich als übelwollende Geister Furcht und Schrecken verbreitend Nachts im Walde umhertreiben.[11])

c) Angenehmes Leben in verstärktem Masse. — „Der Wunsch ist der Vater des Gedankens." Dies Wort lässt sich auch auf die Jenseitsvorstellungen der meisten Stämme Südamerikas anwenden, die den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, wie wir bereits oben an verschiedenen Beispielen auseinandergesetzt haben, mit allem ausstatten, was ihnen im Leben theuer und angenehm ist und was sie dort ohne Mühe in verstärktem

[1]) MÜLLER, S. 286. [2]) Ebenda, S. 401. [3]) COUDREAU, La France Équinoxiale, II, S. 195. [4]) A. a. O., I, S. 331. [5]) MÜLLER, S. 324. [6]) Aufsätze etc., S. 154. [7]) RICH. SCHOMBURGK, a. a. O., II, S. 318. APPUN im Ausland, 1872, S. 685. [8]) GOTTFRIEDT, a. a. O., S. 117. [9]) MOLINA, a. a. O., S. 72. [10]) D'ORBIGNY, S. 164. [11]) V. D. STEINEN, S. 349.

Masse geniessen können. Nach dem Glauben der Inselkaraiben war das Leben im Jenseits nur eine Fortsetzung des diesseitigen Lebens mit dem Zusatz, dass die Tapferen dort noch angenehmer lebten als hier und alles nach Wunsch fanden.[1]) Die Seele des verstorbenen Guajiro geniesst in ihrem Paradies in vollen Zügen alle jene Herrlichkeiten, die hier auf Erden der Leib des Sterblichen nur in verkümmertem Maass vertragen kann.[2]) Die Apiaca erklären, dass sie nach ihrem Tod sich auf Feldern aufhielten, auf denen immer schöne Früchte wüchsen, ohne dass man sie zu pflanzen brauchte.[3]) Der Guarani, der sich das Jenseits als ein herrliches Jagdgebiet vorstellt, hofft dort alle seine Frauen in verjüngter Gestalt wieder vorzufinden.[4]) Die Chiriguanos glauben an ein anderes Leben voller Freuden und Festlichkeiten, wo sie Weiber und *Chicha* im Ueberfluss finden und in Tanzen, Singen und Spielen ihre Zeit verbringen.[5]) Nach der Meinung der Warrau ist das Jenseits ein reiches Jagdgebiet und Ackerland, denn eine Strophe ihres Todtengesanges lautet: „(*O Jawahu*) Bringe ihn zu seinen Freunden, die Du uns vor ihm geraubt, damit er Aguti und Affen kann jagen, damit er Yams, Cassada auch findet."[6]) Dem Uaupés-Indianer bietet das Jenseits ein Leben der vollkommensten Glückseligkeit. „On y vit éternellement, bien mangeant, bien buvant, bien portant. La souffrance et la douleur sont inconnues."[7]) Die Glückseligkeit im Paradies der Patagonier besteht in ewiger Trunkenheit, und die Zauberer versichern, sie sähen, wenn sie auf ihre Trommel schlügen und ihre Zauberbüchsen schüttelten, unter der Erde Menschen, Vieh und ganze Gewölbe voll Rhum und Branntwein.[8])

Wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, beruht die Fortsetzungstheorie auf einfachen und natürlichen Folgerungen, die dem naiv-kindlichen Sinn des Naturmenschen durchaus angemessen sind, und ist infolgedessen als die ursprünglichere Stufe des Jenseitsglaubens anzusehen. (Die Hauptvertreter dieser Ansicht sind ausser I. G. MÜLLER: MEINERS, WUTTKE, BRINTON,[9]) MARILLIER[10]) u. a.)

„*Vergeltungstheorie*", *ursprüngliche.* Die Vergeltungstheorie in unserem Sinn, die das Loos der Seelen in der anderen Welt und den Grad des dortigen Wohlergehens abhängig macht von der sittlichen Führung des Menschen auf Erden, gehört einer höheren Stufe an und findet sich wohl bei keinem Stamm Südamerikas selbständig ausgebildet; sondern wo sie uns von Gewährsmännern bezeugt wird, ist sie, wie wir weiter unten darlegen werden, auf fremden christlichen Einfluss zurückzuführen.

Indessen treffen wir bei manchen Stämmen Vorstellungen an, die, wenn sie sich auch nicht auf eine moralische Vergeltung in unserem Sinn beziehen, doch das irdische Leben des Menschen gewissermassen verantwortlich machen für das im Jenseits zu erwartende Loos.

Inwieweit sich diese Vorstellungen eng an die Lehre von der Fortdauer anschliessen und unmittelbar aus ihr hervorgegangen sind, wollen wir im Folgenden durch Beispiele zu erläutern suchen.

a) Das Loos im Jenseits ist abhängig von „Vornehm" oder „Gering" im Leben. — Da das Jenseits nach dem ursprünglichen Glauben des Indianers nur ein getreues Abbild des irdischen Daseins ist, und alle Personen und ihre Verhältnisse unverän-

[1]) MÜLLER, S. 222. [2]) Ausland, 1865, S. 838. [3]) CASTELNAU, II, S. 314.
[4]) D'ORBIGNY, S. 109. [5]) D'ORBIGNY, S. 347. THOUAR, a. a. O., S. 50. [6]) RICH. SCHOMBURGK, II, S. 446. [7]) H. COUDREAU, a. a. O., II, S. 195. [8]) MÜLLER, S. 289. D'ORBIGNY, S. 109.
[9]) STEINMETZ, Strafe II, S. 366. [10]) L. MARILLIER, La survivance de l'âme et l'idée de justice chez les peuples non civilisés. Paris, 1884.

dert fortbestehen, dort wie hier, so nehmen auch die Verstorbenen im anderen Leben denselben Rang ein, geniessen dieselben Ehrnen, durch die sie auf Erden über die gewöhnlichen Sterblichen emporragten. Herr wird wieder Herr, Sklave wieder Sklave. Daraus entwickelte sich allmählich der Glaube, dass die Grossen nach ihrem Tod an einen besondern Ort kämen, der sich vor dem Aufenthaltsort der niederen Seelen durch mancherlei Vorzüge auszeichnete. Bei manchen Stämmen zeigt sich diese Bevorzugung schon in der Grabanlage. Die Piaroas setzen die Gebeine ihrer Todten in korbähnlichen Behältern in einer Höhle oder Grotte bei: „La dépouille d'un simple mortel est mise en corbeille et abandonné telle quelle, mais les caciques sont déposés dans une partie réservée et recouverts de grosses pierres pour les garantir contre les profanations et la dent des animaux." [1]) Auch bei den Imos am Orinoko wurde bei der Beisetzung der Todtenurne nach einer bestimmten Rangordnung verfahren: „Le broc funéraire était placé haut ou bas suivant le rang qu'avait occupé le mort." [2]) Neben dem Schattenreich, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der Gestorbenen, giebt es nach dem Glauben gewisser brasilianischer Stämme ein Lichtreich für die Lieblinge der Götter, ein Paradies. Unter den Lieblingen der Götter sind sowohl die Zauberer als die Häuptlinge und tapferen Helden verstanden. Der Ort ihres Aufenthaltes sind lustige Gärten hinter den Bergen, klare Brunnen und Bäche bewässern sie, köstliche Fruchtbäume, besonders Feigenbäume, stehen da in Fülle, und eine Menge Wild, Fische und Honig ist Jedem zu Gebote. Das Paradies ist also nicht etwa ein Ort der Belohnung, sondern bloss durch persönliche Befreundung mit den Geistern gelangen die Todten in dasselbe, die Zauberer wegen ihrer höheren Stellung schon im Leben und ihres zwingenden Einflusses auf die Götter, die Häuptlinge und Helden, weil sie den Tod ihrer Verwandten und Vorfahren, die Götter sind, gerächt haben; alle aber, weil sie es bereits diesseits besser hatten und dort dieselben Verhältnisse fortdauern. [3]) Die Guaycuru haben keine Idee von einer Zukunft, wo das Gute vergolten und das Böse bestraft wird, wohl aber haben sie den festen Glauben, dass ihre Anführer, ihre Edelleute und ihre Zauberer, welche sie *Onequenitos* nennen, nach dem Tode in die Campos der Freude und des Vergnügens gelangen, nach anderen Zeugnissen um den Mond schweben, während die Seelen des Volkes in der Nähe ihrer (der Hauptleute) Gräber umherschweifen und Wache halten. [4]) Nach der Meinung der Ingraeknung kommen nur die Seelen der Häuptlinge in die Freudenorte des Jenseits, die Seelen der geringeren Personen des Stammes, sowie der Weiber sind davon ausgeschlossen und verdammt, in den Fluren umherzuirren. [5]) So oft ein Luftfeuer am Himmel gesehen wird und dort verknallt, glauben die Abiponer, dass einer ihrer Zauberer verstorben und in den Himmel eingegangen sei, wo man ihn festlich empfängt. Die gemeinen Seelen werden in Vögel verwandelt. [6]) Auch für die alten Peruaner möchten wir entgegen Prescott [7]) und Waitz, [8]) die von einem verschiedenen Aufenthaltsort für Gute und Böse sprechen, mit Tylor und Müller annehmen, das der Grund der Scheidung nicht ein moralischer ist, sondern einzig und allein in der höheren oder niederen Stellung des Menschen auf Erden fusst; in den Verhältnissen des Naturstaates und seiner Geburtsstände. [9]) Die Inkas, nahm man an, kehrten nach ihren Wohnsitzen in der Sonne zurück, und die glückliche, ruhige Oberwelt des Himmels war

---

[1]) Chaffanjon: a. a. O., S. 188. [2]) Ebenda: S. 184. [3]) Müller: a. a. O., S. 288/289.
[4]) Rath: a. a. O., S. 25. Martius: Beitr. I., S. 233. Castelnau: II., S. 395. [5]) Rath, S. 27.
[6]) Bastian: Der Mensch etc. II., S. 326. [7]) A. a. O. I., S. 68/69. [8]) A. a. O. IV., S. 454.
[9]) Müller: S. 403.

nur für die höheren Klassen da, während ein Aufenthaltsort in der dunkelen Unterwelt, *Cupay*, oder eine Wanderung in Thierkörper vielleicht für das gemeine Volk bestimmt war.[1] Nach d'Orbigny war den Niederen nach dem Tod nur beschieden ihren irdischen Herrn, den Inkas, weiter zu dienen.[2] Die strengen Kastenunterschiede in dieser Welt dauerten über das Grab hinaus.

Aus diesem Unterthanenverhältnis, das sich bis ins andere Leben fortsetzt, entwickelt sich mit der Zeit, — wie wir aus den Vorstellungen der Peruaner, deren irdische Herrscher zugleich ihre Götter waren, deutlich erkennen können, — die Verehrung eines höheren Wesens, das über die niederen Seelen im Jenseits herrscht.

b) Das Loos im Jenseits ist abhängig von „stark, tapfer, schwach, feig" im Leben. — Wie unter Kindern ein guter Turner oder ein unerschrockener Knabe, der vor keinem waghalsigen Streich zurückschreckt, bei den Spielen eine Führerrolle einnimmt, und alle Kameraden sich seinem stärkeren Willen unterordnen, so bedingt auch bei einem rohen Naturvolk die physische Stärke und der damit verbundene grössere Muth die Machtstellung, die besonders im Krieg in Kraft tritt. Der Starke und Tapfere ist mächtig, angesehen, „gut", der Schwache und Feige dagegen verachtet „schlecht." Dieser Unterschied im persönlichen Ansehen auf Erden zeigt sich auch im Jenseits, indem den Seelen der Tapferen ein bevorzugter Platz eingeräumt wird, während die Seelen der Feigen an hässlichen, finsteren Orten einem elenden Loos entgegengehen.

Die Tupinambas glaubten an ein ewiges Leben der Seelen „und geben für / dass die Seelen derjenigen / die sich der Tugend beflissen haben / (das halten sie aber für Tugend / wann einer viel Feinde erlegt und gefressen hat) nach dem Absterben über die allerhöchsten Berg hinüberfliegen zu ihrer Vätter und Grossvätter Geistern / und daselbst mit einander in schönen / lustigen Gärten in ewigen Freuden / Wollust und Springen ein fröliches Leben führen. Welche aber nach keiner Ehre gestrebet / und für das Vatterland nicht mannlich gestritten haben / dieselbige führe der Teuffel Aygnan davon / und müssen mit ihm in ewiger Pein und Qual leben."[3] Noch schärfer tritt der Gegensatz zwischen dem Schicksal der Tapferen und Feigen nach dem Tode in dem Jenseitsglauben der Insel-Karaiben hervor, wie ihn uns Rochefort[4] überliefert hat: Die Karaiben waren überzeugt, „dass die tapfferste ihrer Leuthe nach ihrem Tod in die glückseelige Inseln gebracht werden / da sie alles nach Wunsch haben / und dass die Arovager daselbst ihre Leibeigene seyen. Dass sie ohne Müdigkeit in grossen und breiten Flüssen schwimmen / und dass sie in allen Wohllüsten leben / und ihre Zeit mit Dantzen / Spielen und Gastreyen zubringen / in einem Land welches allerhand gute Früchte von sich selbsten hervorbringt. Hergegen sind sie der Meinung dass diejenige so furchtsam und verzagt gewesen wider ihre Feinde in den Krieg zu ziehen / nach ihrem Tod den Arovagern dienen / welche wüste und unfruchtbare Länder jenseit der Berge bewohnen."[5] Nach dem Glauben der Makuschi leben die Geister der Verstorbenen in einer anderen körperlichen Form und in einem anderen Lande der Erde fort, wo ihnen bisher feindliche Stämme als Sklaven dienen und die einzige Beschäftigung in der Jagd besteht.[6] Eine andere Ansicht der Insel-Karaiben war die, dass der Mensch mehrere, gewöhnlich drei Seelen habe, die des

[1]) Tylor: A. a. O. II., S. 85. [2]) A. a. O., S. 139 und 109. [3]) Gottfriedt: A. a. O. S. 133 (nach Lery). Ebenda, S. 143. Waitz: III., S. 418. Tylor: II., S. 86. [4]) A. a. O. II., S. 361/362.
[5]) Vgl. auch: Waitz: III., S. 387. Müller, S. 222/223. [6]) Globus: 46, S. 25 nach im Thurn.

Herzens, die des Kopfes und die in den Armen. Vorzüglicher als die Seele des Kopfes oder die in den Armen und Gliedern, war die Seele des Herzens, die gleichsam für die Seele an sich galt, denn für Seele und Herz gebrauchten sie dasselbe Wort. Aus diesen Seelen nun, wenn sie das Diesseits verlassen, entstehen die Geister. Aus den Seelen des Herzens werden gute Geister, sie erhalten einen schönen, jungen, ganz neuen Leib und gelangen an den Ort der höheren Geister im Himmel. Aus den anderen Seelen des Menschen, der des Kopfes und der der Glieder werden die bösen Geister, welche die Luft erfüllen, unwirthbare Gegenden oder die Ufer des Meeres bewohnen und daselbst die Schiffbrüche verursachen oder auch in Thiere verwandelt werden.[1]) Wieviel von diesen letzteren Vorstellungen wirkliche Meinung der Insulaner gewesen, wie viel auf Kosten der Phantasie der Gewährsmänner zu setzen ist, jedenfalls fehlt auch dieser Lehre gänzlich die streng sittliche Bedeutung. Das Schicksal jenseits ist durch eine unabänderliche Naturnothwendigkeit bestimmt, indem die Seele des Herzens es auf jeden Fall gut bekommt, die anderen, die schon bei Lebzeiten des Menschen viel minderwerthiger sind als jene —, schlecht.[2]) Die Isannas nehmen, wie schon oben erwähnt, an, dass die Seelen der Tapferen in schöne Vögel fahren und gute Früchte geniessen; die Feiglinge werden Reptilien.[3])

Wie wir bereits auseinandergesetzt haben und aus den angeführten Beispielen genügend erkennen können, gilt dem Naturmenschen die Tapferkeit für die höchste Tugend, die Feigheit für die niederste Schande. Wir werden deshalb nicht fehlgehen, wenn wir bei den meisten Angaben, wo es sich um eine Vergeltung von „Gut" und „Böse" im Jenseits handelt, soweit sich kein christlicher Einfluss erkennen lässt, einen Gegensatz zwischen „Tapfer" und „Feig" annehmen; — ein Irrthum, der wohl aus der Gewohnheit mancher Stämme entstanden ist, alles, was ihnen gefällt, mit „gut" und das Gegentheil davon mit „schlecht" zu bezeichnen.[4])

Schon die ersten Entdecker fanden in Cuba den Glauben an ein verschiedenes Loos der Guten und Bösen im anderen Leben.[5]) Von der Völkerschaft der Yaier in Guayana berichtet Laetius: „Credunt, ut plurimum, animarum immortalitatem et vita functos, si bene vixerint, ad caelum ferri, quod ipsi vocant „caupo": si vero improbe, ad inferos sive terrae viscera detrudi, quae nominant „Soy".[6]) Die Yaruros nehmen zum Aufenthalt der Guten einen Ort an, wo sie die herrlichsten Speisen geniessen, die Bösen aber versetzen sie in Gegenden, wo nichts als wilde, herbe Früchte wachsen.[7]) Nach dem Glauben der Wayana steigen die Seelen der gewöhnlichen Menschen auf dem Rauche des Feuers, das ihre Leichen verbrennt, zum Himmel, dem sogenannten *Katun*, empor; die der Guten gelangen hoch hinauf bis über die Wolken, wo sie schöne Weiber, reiche Jagdgründe und fortwährende Kaschiri-Gelage vorfinden, nicht zu arbeiten brauchen und die ganzen Nächte in fröhlichen Tänzen verbringen. Die Seelen der Bösen bleiben unter den Wolken, wo sie unaufhörlich suchend umherirren müssen, ohne doch jemals in die glückselige Höhe gelangen zu können. Bei den *Piays* aber, deren Körper nicht verbrannt, sondern stets begraben werden, bleibt die Seele, wie wir bereits oben (S. 32) erwähnt haben, mit dem Leichnam verbunden; Körper und Geist ruhen zusammen im Grab und werden hier von den lebenden Zauberern sowie von den Menschen und Thieren besucht, die Rath und Hülfe von ihnen

[1]) Müller, S. 208. 223. [2]) Ebenda, S 224. [3]) Martius, Beitr. I., S. 602. [4]) K. v. d. Steinen, Bak. Gram., S. 67/68; und Naturvölker, S. 69 und 332. [5]) Weitz, IV., S. 327. [6]) J. de Laet: Americae utriusque descriptio. p. 641 f. Gottfriedt, a. a. O., S. 149. [7]) Aufsätze etc., S. 154. (vgl. damit die oben erwähnten Vorstellungen der Inselkaraiben).

wünschen.[1]) Die Guatos erklären, dass die Seelen der Bösen nach dem Tode vernichtet würden, die der Guten aber im Jenseits fortbestünden und ein freudenvolles Dasein verbrächten.[2]) Nach den Vorstellungen der Toba gehen die Seelen der Guten nach dem Absterben in die Lieblingshausthiere über und unterstützen die Hinterbliebenen mit Rath und That. Die Seelen der Bösen dagegen werden böse Geister, die unstät umherschweifen. Es ist ihnen verboten, sich dem Zeltlager zu nähern und mit den guten Geistern Gemeinschaft zu pflegen. Sie sind verurtheilt an den abgelegensten Waldorten zu leben oder in den Höhlen der hohen Uferwände des Pilcomayo.[3]) Über das Schicksal der Seele nach der Trennung vom Körper geht die Meinung mancher Araukanerstämme dahin, dass die Seele jenseits des Meeres gegen Abend zu nach einem Ort, Gulceman genannt, wandere, der in zwei verschiedene Regionen getheilt sei; die eine höchst angenehm für die Guten und die andere von allem beraubt zum Aufenthalt der Bösen bestimmt.[4]) Wenn bei den Jagan jemand stirbt, glauben sie, dass der Geist den Körper verlässt und durch die Wälder und über die Berge irrt, unruhig und leidend, wenn er im Leben böse war; freudig und ruhig, wenn er gut war.[5])

Da die Tapferkeit und die Verdienste um den Stamm, das Vaterland, als die glänzendsten Tugenden geschätzt werden, so ist es eine natürliche Folge, dass derer, die in der Bethätigung dieser Tugenden den Tod finden, ganz besondere Freuden in der anderen Welt warten.

So schrieben die Chibchas den „guten" Menschen, den im Krieg Gefallenen und den im Wochenbett gestorbenen Frauen ein glückliches Leben im Jenseits zu.[6]) In der Unterwelt einiger brasilianischer Stämme werden die Seelen in drei Abtheilungen gesondert, in Ertrunkene, in den Wäldern Umgekommene und in den Hütten Gestorbene.[7])

In einem eigenthümlichen Widerspruch mit diesen Vorstellungen von einer Belohnung der Tapferen in der anderen Welt steht der Glaube, — den auch Tylor (S. 86 f.) hervorgehoben und für einige Völkerschaften Asiens und Nordamerikas bezeugt hat, — dass die Seelen derer, die in der Schlacht gefallen oder überhaupt eines blutigen Todes gestorben sind, der jenseitigen Herrlichkeiten verlustig gehen.

So berichtet der französische Reisende Thouar, dessen Nachrichten wir freilich nur mit grosser Reserve aufnehmen dürfen, von dem Jenseitsglauben der Chiriguanos: „Les braves guerriers et les bons pères de famille iront à Iguihoca [in ihr irdisches Paradies]. Les poltrons ou ceux qui sont morts en combattant, revivront dans un autre endroit, mais privés de tous les privilèges de ce lieu de délices."[8])

Die einzig annehmbare Erklärung dieser Vorstellung giebt Tylor,[9]) der sagt, der Naturmensch gehe dabei vielleicht von der Annahme aus, „dass durch einen gewaltsamen Tod mit dem Leib auch die Seele entstellt" und dadurch unfähig werde, das Paradies zu betreten.

c) Schwierige Passage ins Jenseits. — Die im Jenseits zu erwartenden Herrlichkeiten sind natürlich nicht mühelos zu erreichen, sondern voll Gefahren und Hindernissen ist der Weg, der hinüberführt, überall stellen sich der wandernden Seele Schwierigkeiten entgegen, die nur von dem „Muthigen" und „Starken" überwunden werden können, während der „Feige" und „Schwache" ihnen unterliegt.

[1]) J. Crevaux, a. a. O., p. 298. Globus, 40, S. 273. [2]) Castelnau, III, S. 10. Martius, Beitr. I, S. 247. [3]) Baldrich, a. a. O., S. 266. [4]) Molina, a. a. O., S. 72. [5]) Globus, 43, S. 159. [6]) Waitz, IV, S. 366. [7]) Müller, S. 287. [8]) A. a. O., S. 50. [9]) A. a. O., S. 86, 87.

Bevor die Seelen der verstorbenen Ottomaken in das westliche Paradies gelangen, haben sie mit dem bösen Vogel *Fichitigi* einen Kampf zu bestehen, der sie tödtet und auffrisst, wenn sie sich nicht tapfer wehren.[1]) Auch bei einigen brasilianischen Stämmen ist der Weg in die Unterwelt beschwerlich, geht über Berge, Flüsse und durch Wälder bis zu einem grossen Fluss, über den man entweder mittelst einer Brücke gelangt oder von einem freundlichen Wesen auf einem Kahn übergesetzt wird.[2]) Auf einem Floss von Spinnengeweben fuhren die Seelen der todten Chibchas über diesen „Styx".[3]) An der Grenze des Jenseits stellt sich der Seele des Araukaners ein böses altes Weib feindselig entgegen, um ihr, wenn sie unterliegt, ein Auge auszustechen.[4]) Die Bewohner von Cuba nahmen zwei Strassen an, durch die man in das Jenseits gelangte, die eine finster und scheusslich für die bösen, die andere lieblich und angenehm für die guten Seelen.[5]) Schwierig ist der Weg ins Jenseits nach den Vorstellungen der Uaupés-Indianer: „Après leur mort les hommes vont avec *Jurupari* [ihrem ersten Stammvater] si, de leur vivant, ils ont honoré son culte. Mais s'ils ne l'ont pas honoré, — le chemin est long de la terre au ciel, — ils se perdent en route. Pour les femmes, dans le sentier qui va de la terre au ciel, elles rencontrent à mi-chemin une baraque dont le propriétaire s'appelle *Bichiú*, esprit inférieur. La baraque est pleine d'objets indiens, tangues, bracelets etc. Si les femmes ont vu le *macacaraua* [ein Tanzmaskenkostüm, den *Jurupari* darstellend, dessen Anblick den Weibern bei Todesstrafe verboten ist (vgl. Coudreau, La Fr. équin., II, 187)] ou *Jurupari* sur la terre, elles restent dans la baraque de *Bichiú*, établissement qui constitue une espèce d'enfer supportable. Si elles n'ont pas vu le *macacaraua*, elles continuent leur route et arrivent au ciel de *Jurupari* où elles passent le temps à s'ébaudir avec les hommes en buvant le *cachiri.* D'autres tribus Uaupés disent que si les femmes ont vu le symbole ou le dieu sur la terre, à leur mort elles sont changés en crocodile ou en serpent. — — — A côté du ciel de *Jurupari*, de la baraque de *Bichiú* des forêts de l'égarement, il y aurait aussi quelque part, dans un endroit mal défini, une autre espèce d'enfer où les hommes mauvais, après s'être longtemps perdus en route, finiraient par arriver. Ils y continueraient la vie terrestre mais malheureux, en souffrant beaucoup. Un *Jurupari* inférieur aurait le département de cet enfer. D'après des pagets autorisés et compétents, ce lieu de maladie et de misère serait situé tout au fond de la terre."[6]) Dies sind offenbar ursprüngliche Vorstellungen, wenig oder gar nicht beeinflusst von christlichen Ideen.

d) Zauberarzt bringt die Seele ins Jenseits. — Da die Seelen der gewöhnlichen Menschen zu schwach sind, um allen Gefahren der langen Reise mit Erfolg begegnen zu können, so muss bisweilen der Seele ein mächtiger Begleiter zur Seite stehen, der sie sicher durch alle Fährnisse in ein besseres Leben hinüberleitet. Die geeignetste Persönlichkeit hierzu ist der Zauberarzt, dem nichts unmöglich und unerreichbar ist, der vermöge seiner übernatürlichen Kräfte schon in dieser Welt einen beständigen Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen unterhält und gelegentlich Besuche im Jenseits abstattet. „Der Medizinmann, sagt der Bakairi, ist dort (im Himmel) im Augenblick, für ihn ist er nicht höher als ein Haus."[7]) Bei manchen Stämmen Columbias herrscht des-

[1]) Aufsätze, S. 154, 155. Rich. Schomburgk, III, S. 318. [2]) Müller, S. 286. [3]) Waitz, IV, S. 366. [4]) Molina, S. 74. [5]) Petrus Martyr, S. 276. [6]) Coudreau, II, S. 195, 196. [7]) v. d. Steinen, Naturvölker, S. 357.

halb die Meinung, dass das Schicksal der Seele nach dem Tod von der Politik ihrer Häuptlinge und Priester abhänge.[1]) Sobald ein Manacica gestorben und begraben ist, verschwindet der Zauberarzt, *Mapono*, für einige Zeit, indem er vorgiebt, die Seele während dessen in den Himmel überzuführen. „Nach einigen Tagen, die er nemlich auf seiner vermeinten Reis zugebracht, ruffet er die, einer guten Zeitung begierigen Befreundte der nunmehro in ihre Ruhestatt übertragenen Seel vor sich, befiehlt ihnen die Zäher abzudrocknen und die Trauerzeichen abzulegen, weilen sie, die Seel allbereit schon im Himmel wäre und alldorten ihrer erwarte, um mit ihnen Freud und Glück theilen zu können. Der Weg, den der *Mapono* mit der Seel machen muss, halten sie für sehr gefährlich und mühsam. Sie glauben, er müsse die dickeste Gebüsch durchbrechen: über die schroffigste Gebürg kletteren: See, Fluss und Moräst durchwaden, bis er an jenen grossen Fluss gelange, an welchem der Gott *Tatutiso*, der Vorsteher des Uebergangs deren Seelen bey der hölzernen Brucke, die an die Strassen des Himmels führet, Tag und Nacht Wacht haltet. Dieser bleichsichtige, kahlköpfige, geschwär-volle, hässlich und mit Lumpen gekleidete Gott — — — ist Amtshalber immer an diesem Fluss beschäftiget, die Seelen über selben zu übersetzen und ihre Reis zum Himmel zu beförderen. Manche Seelen, besonders deren jüngeren Leuten, haltet er an, um selbe mehrer zu reinigen; wo es sich dann zutraget, dass wann diese sich ihm widerspenstig erzeigen, er selbe in den Fluss stürze und ersäuffe; aus welchen dann manche Unglücks-Fäll [z. B. anhaltender Regen] auch auf der Welt erfolgen."[2]) Nach diesen Fährlichkeiten kommt die Seele endlich im Ienseits an, wo sie sich mit den übrigen Seelen von Gummi, Honig und Fisch nährt. Der Zauberer lässt sich natürlich von den Hinterbliebenen seine Mühe gut bezahlen.[3])

3) *Vergeltungstheorie unter christlichem Einfluss.* — Betrachten wir nun zum Schluss die Vorstellungen einiger Stämme über eine Vergeltung im Jenseits, die, wenn sie auch die ursprüngliche Ansicht nicht verkennen lassen, doch deutlich den Einfluss christlich-katholischer Lehren zeigen. Da ist es besonders die Lehre vom Fegefeuer, die auf das Gemüth des Wilden den tiefsten Eindruck machen musste und deshalb häufig den ursprünglichen Ideen verbunden und angepasst erscheint.

Diese Lehre bringt wohl die Payaguas zu dem Glauben, dass sie nach ihrem Tod an einen Ort kämen, der voll von Kesseln und Feuer wäre, oder nach einer anderen Vorstellung, die unter ihnen herrschend ist, dass nur die bösen Payaguas an diesen letzteren Ort gingen, die Seelen der guten hingegen immerfort unter Wasserpflanzen wohnten und sich daselbst von Fischen und *Yacarrés* nährten.[4]) — [Die Payaguas waren bekanntlich Flussnomaden]. — Die Maipures bestimmen der Seele, wenn sie im Leben gut gewesen ist, einen angenehmen Ort zum Aufenthalt, doch ohne ihn näher zu beschreiben; ist sie aber böse gewesen, so kommt sie in einen Brunnen, worin ein beständiges Feuer brennt.[5]) Nach dem Glauben der Paressi dringen die bösen Menschen nicht bis zum Himmel vor. Ein kleines Feuer, auf dem Wege dahin, flackert hoch empor, wenn ein „Sünder" erscheint, und verzehrt ihn, sodass er nun den zweiten, endgiltigen Tod erleidet. „Sünder" aber, die dem Feuer entrinnen, fallen in die Gewalt eines Ungeheuers, das ihnen die Augen ausreisst und sie „tödtet." Im Himmel leben die Seelen der guten Paressi mit den Vorfahren wie auf Erden und zeugen viele Kinder.[6]) Hier haben wir also deutlich die

[1]) Ethnogr. Archiv, Bd. 23, S. 354 f. [2]) Allerhand u. s. w., Bd. IV, N°. 557, S. 25.
[3]) A. Z. Helms: a. a. O. S. 141. [4]) Azara: a. a. O. S. 267. Globus: Bd. 34, S. 95.
[5]) Aufsätze, S. 154. [6]) v. d. Steinen: Naturvölker, S. 435.

Lehre von der Fortdauer des irdischen Lebens im Jenseits in christliches Gewand gekleidet.

Bei den Sensis, Remos und anderen benachbarten Stämmen bestehen beide Ansichten, die von einer Fortdauer und einer Vergeltung, neben einander. Einmal glauben sie, dass alle Menschen der ewigen Herrlichkeit theilhaftig würden, ausgenommen die Weissen; dann nehmen sie an, dass die Seelen der Bösen in unterirdischen Feuern verbrannt würden, die der Guten aber den Mond bewohnten.[1]) Eine ähnliche Mischung ursprünglicher Ideen mit christlichen Lehren zeigen die Jenseits-Vorstellungen der Jumanás und Passés; erstere nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie *Uauüloa* und *Locozy* nennen. Beide wohnen oberhalb der Erde gegen die Sonne zu. Das böse Wesen fürchten sie; vom guten glauben sie, dass es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Todten zu essen und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen.[2]) Die Passés glauben an einen Schöpfer aller Dinge und sind überzeugt, dass die Seelen derjenigen, welche gut gelebt haben, als Belohnung mit dem Schöpfer leben, die der Bösen dagegen als Strafe böse Geister bleiben.[3])

Ein spezifisch christliches Gepräge zeigt schon die Glaubenslehre der Marauhas, welche annehmen, dass die Guten nach dem Tode in Gemeinschaft mit einem guten Wesen kommen, die Bösen mit dem Teufel.[4])

Wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, ist die Lehre von der Fortdauer als die unterste Stufe des Jenseits-Glaubens anzusehen, besonders wenn wir von den Traumerscheinungen als der Haupttriebfeder der animistischen Anschauungen des primitiven Menschen ausgehen. Nur durch sie lassen sich eine Reise von Todtengebräuchen erklären, die den Zweck haben, den Verstorbenen mit den gewohnten Bedürfnissen auch in jenem Leben hinreichend zu versehen.

Der Glaube an eine künftige Vergeltung, der sich bei den niederen Rassen findet, und dessen Existenz ich durchaus nicht leugnen will, ist nur ein weiteres Ergebnis der Fortsetzungslehre, indem hohe soziale Stellung in diesem Leben und Ansehen, das man sich besonders durch Tapferkeit vor dem Feinde erwirbt, auch im Jenseits ihre volle Anerkennung in verstärktem Maass finden, während Feigheit und Knechtschaft dort wie hier der Verachtung anheimfallen.

Wenn ich also den Glauben an eine himmlische Vergeltung bei den Naturvölkern als eine zweite Stufe des Fortsetzungsglaubens, und mit diesem engstens zusammenhängend, ansehe, gleichsam als eine Zwischenstufe zwischen primitiver Fortsetzung und höherer Vergeltung, so kann ich der Ansicht Steinmetz' nicht ganz bestimmen, dass auf der ersten Stufe eine moralische Beurtheilung im Jenseits stattfindet.[5]) Die Beispiele, wenigstens südamerikanischer Völker, die dieser treffliche Forscher als Beweismittel für seine Meinung heranzieht,[6]) sind doch zu gering und zu wenig ausschlaggebend, um die in diesen Blättern dargelegte und durch zahlreiche direkte und indirekte Beweise, durch die kompetentesten Zeugnisse und meine eigenen Erfahrungen über den Ideengang dieser Naturvölker bestätigte Auffassung zu entkräften; auch die übrigen Beispiele, aus Nordamerika, der indischen Inselwelt und der Südsee entnommen, lassen sich zum grossen Theil in der Weise, wie wir es oben gethan haben, mit der Continuitätslehre in unmittelbaren Zusam-

---

[1]) Castelnau: IV. S. 387. [2]) Martius: Reise III. S. 1182. [3]) Ebenda: S. 1206.
[4]) Ebenda: S. 1185. [5]) Steimmetz: Strafe II. S. 366 ff. Derselbe: Continuität oder Lohn und Strafe im Jenseits der Wilden. (Im Archiv für Anthropologie. Bd. XXIV. S. 577. ff. — Besprechung der Abhandlung von L. Marillier.). [6]) Steinmetz, Strafe. II. S. 375/376.

menhang bringen. Und dann möchte ich zwischen der auf ganz anderen Voraussetzungen beruhenden sogenannten „Moral” des Naturmenschen und der christlichen Moral eine strengere Scheidung vornehmen, als es STEINMETZ gethan hat.

Eine rein ethische Vergeltungslehre im christlichen Sinn ist in Südamerika nicht einmal bei den hoch entwickelten Kulturvölkern der Peruaner und Chibchas ursprünglich und, wo sie sich findet, auf den Einfluss der Missionäre zurückzuführen.

Die Reihenfolge der Jenseitsvorstellungen ist also meiner Ansicht nach diese: Zuerst die Lehre von der Fortsetzung, eng verküpft mit dem ursprünglichen Glauben an die irdische Lage des Jenseits, dann aus ihr hervor- und zum Theil noch neben ihr hergehend die Lehre von einer jenseitigen Vergeltung, gestützt auf die eigenartige Moral des primitiven Menschen; endlich erst in zweiter Linie, und in Südamerika ursprünglich unbekannt, die aus rein ethischen Forderungen, aus dem Bedürfnisse nach ausgleichender Gerechtigkeit, entstandene Lehre einer himmlischen Wiedervergeltung.

IV. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSS.

Wenn wir den Gang der Untersuchung über den Animismus der südamerikanischen Indianer, wie er uns in dieser Abhandlung vorliegt, noch einmal kurz rekapitulieren, so erkennen wir, dass zunächst Traumerscheinungen den Indianer zu dem Glauben an das Vorhandensein einer Seele im Menschen und einer überirdischen Welt bringen, in der die Geister der abgeschiedenen Vorfahren ein ähnliches Leben führen wie auf Erden. Diese Geister stehen in beständigem Verkehr mit den Lebenden, besonders mit dem mit übernatürlichen Kräften begabten Zauberarzt, und gewähren ihnen in Nothlagen ihre Unterstützung, weit öfters aber quälen sie sie und bringen ihnen Tod und Verderben.

Um sich einerseits die Geister geneigt zu machen und sich ihrer Hülfe zu versichern, andererseits ihrem Zorn zu entgehen, thut man beim Begräbnis alles, was ihnen angenehm sein könnte und sucht durch alle möglichen Mittel dem Geist den Weg zu den Hinterbliebenen zu versperren.

Aus dem Bestreben, den Zorn des Todtengeistes von sich abzulenken, entwickelt sich mit der Zeit ein regelrechter Ahnenkult, der mit dem Fortschreiten der Kultur, indem man die irdischen Herrscher auch im Himmel weiter gebieten liess, zu der Verehrung eines höheren Wesens führen musste.

NACHSCHRIFT DER REDACTION.

Die vorstehend abgedruckte Arbeit wurde der Redaction durch Herrn Prof. W. SIEVERS in Giessen zur Veröffentlichung empfohlen.

Die dieser vorangehende Untersuchung ergab, dass selbe ein einigermaassen abgerundetes Bild der animistischen Erscheinungen bei den Eingebornen Südamerikas enthielt, und dass der Verfasser in Folge einer, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. HERM. MEYER, Leipzig, nach dem Quellgebiet des Schingu unternommenen Reise, seinem Text eine Reihe eigener Beobachtungen eingeflochten. Demgemäss erschien der Redactionscommission die Veröffentlichung wünschenswerth.

Vermisst wurde jedoch die vergleichsweise Heranziehung verwandter Erscheinungen aus anderem, zumal Indonesischem Gebiete, wo eine Reihe einschlägiger Arbeiten, meist in holländischer Sprache, vorliegen, die einen Vergleich ermöglicht haben würden. Es lag daher ursprünglich in der Absicht des Unterzeichneten in Fussnoten auf jene Arbeiten zu verweisen; bei näherer Ueberlegung aber wurde davon abgesehen, weil dadurch der Charakter der Arbeit, als abgeschlossenes Ganze, zu sehr gelitten haben würde.

Im Einverständnis mit dem Herrn Verfasser beschränken wir uns daher hier auf einen kurzen Hinweis auf die beregte Litteratur, für diejenigen, welche Vergleiche mit ähnlichen oder selbst gleichen psychologischen Vorgängen aus Indonesischem, etc. Gebiete anzustellen wünschen.

In erster Linie kommen hier einige Arbeiten des leider viel zu früh verstorbenen genialen Prof. G. A. WILKEN, zumal dessen „Animisme" in Betracht.[1]) Für das zeitweise Verlassen des Körpers durch die Seele während des Traumes, die Entstehung von Krankheiten infolge der Wirkung böser Geister, die Wanderung der Seele in Thiere, den Seelenvogel, das Sterben als Folge von Zauberei, die Todtenausstattung, Tödtung von Weibern oder Sklaven beim Tode des Herrn und deren Beweggrund, Vernichtung des Eigenthums des Verstorbenen und das Verlassen seiner Hütte, für das pg. 74 betreffs der Haaropfers Gesagte, die Begräbnisgebräuche, den Lärm bei denselben und die Art und Weise des Transports der Leiche, die Anlage des Grabes und die Jenseitsvorstellungen werden sich dem, der sich die Mühe nehmen will des Studiums der Werke des genannten, äusserst belesenen und eminenten Forschers, der auf lange hin seines Gleichen kaum finden dürfte, eine Menge von hochinteressanten Parallelen mit den, auf den vorhergehenden Seiten geschilderten Vorgängen etc. ergeben, zumal WILKEN selbst schon Vergleiche aus anderem als Indonesischem Gebiete gab. Auch hier wird sich dem aufmerksamen Leser ein neuer Beweis für die psychologische Einheit des Menschengeschlechts bieten.

---

[1]) Dr. G. A. WILKEN: De betrekkingen tusschen Menschen-, Dieren- en Plantenleven (Ind. Gids, Nov. 1884) Amsterdam, 1884. 8°.
— — Het Animisme (Ind. Gids, 1884/85) Amsterdam 1885. 8°.
— — Ueber das Haaropfer (Rev. col. intern.). Amsterdam 1887. 8°.
— — Handleiding voor de vergelijkende Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, bewerkt door C. M. PLEYTE, Wzn. Leiden, 1892. 8°.

Noch sei betreffs dessen was pg. 13 rücksichtlich des Werwolfs und von Tigern in Menschengestalt zu lesen, ausser dem in Wilkens „Animisme" pg. 21 ff. Gesagten, auf eine neuerdings von Prof. J. J. M. de Groot veröffentlichte Arbeit verwiesen. [1])

Eine interessante Parallele zu den mit dem Schädel des Vorfahren ausgestatteten *Zemes* (pg. 23) bieten die Schädel-Korware in Nord-West Neu-Guinea. [2])

Das Schlafen mit offenem Munde wird sogar noch in Hamburg von Kinderen nicht gern gesehen, weil sonst nach dem Volksglauben „böse Geister hineinfliegen"; liegt dort ein Verstorbener mit offenem Munde, so sucht man ihm diesen zu schliessen, „weil er sonst bald ein anderes Familienglied nachholen würde."

Von dem Gebrauch des Schlachtens der Pferde der Krieger oder des Anführers auf dem Grabe derselben (pg. 61), in der Annahme dass der Geist derselben dem Herrn ins Jenseits folge, hat sich ein „Survival" in unsern eigenen heutigen Zuständen erhalten, das Nachführen des Lieblingspferdes hinter dem Sarge hoher Militärs oder der Herrscher. Ebenso sei, mit Bezug auf pg. 76, daran erinnert dass in einigen Theilen Europas, so z. B. in Holland noch die gänzliche Verhüllung der Wittwe in lange schwarze Schleier üblich ist.

Für das Fingeropfer, pg. 73, finden sich Parallelen u. a. auf vielen Südseeinseln, so zumal auf den Samoa-Inseln.

Auf die weite Verbreitung des Schwirrholzes über Europa, Afrika, den Stillen Ocean und Australien haben wir schon in unserer, pg. 88 citierten, Arbeit die Aufmerksamkeit gelenkt. Seitdem wir jene Arbeit publicierten haben wir eine ganze Reihe von Nachweisen dieses Lärmgeräthes aus den verschiedensten Theilen Europas, theils noch mit abergläubischen Anschauungen verknüpft, kennen gelernt. Auch aus dem malayischen Archipel sind uns ausser dem einen, bei den Bataks, jetzt noch zwei Vorkommnisse bekannt; wir gedenken auf diesen Gegenstand in einer grösseren Arbeit zurückzukommen.

Ueber Steinhaufen etc. auf Gräbern und deren Vergrösserung (pg. 97 & 98) ist R. Andree zu vergleichen, [3]) betreffs dessen was über das Jenseits (pg. 177 ff.) gesagt, zumal betreffs der Lage, Dr. Zemmrich's Arbeit. [4])

Wir beschränken uns auf diese wenigen Andeutungen, die genügen dürften um zu zeigen, zu welch interessanten Vergleichen die hier veröffentlichte Arbeit dem sich für den Gegenstand Interessirenden Veranlassung bietet.

Leiden, 12 August 1900. Dr. J. D. E. Schmeltz.

---

[1]) De Weertijger in onze Kolonien en op het Oost-Aziatische Vasteland. (Bijdr. Taal-, Land- en Volkk. v. Ned. Indië. 6e volgreeks, Deel V pg. 549 ff. Mit Nachtrag: „Matjan godoengan von G. P. Rouffaer. Ibid. Deel VI pg. 67 ff. 's Gravenhage 1898/99. 8°.

[2]) F. S. A. de Clercq & J. D. E. Schmeltz: Ethnogr. Beschrijving van de West- en Noordkust van Nieuw-Guinea (Leiden, 1893. 4°.) pg. 185 & pl. XXXVI fig. 15.

[3]) Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 1e Folge (Stuttgart, 1878) pg. 46 ff.

[4]) Dr. Joh. Zemmrich: Toteninseln und verwandte geographische Mythen (Intern. Archiv für Ethnographie; Vol. IV (1898) pg. 217 ff.

ALPHABETISCHES REGISTER.

C.

H.

Q.

R.

S.

U.

V.

W.

Y.

Z.

DRUCKFEHLER.

Seite 9	Zeile 22	von	oben	lies:	*Tabak*	statt: *Taback*
„ 13	„ 10	„	„	„	*Werwolf*	„ *Wehrwolf*
„ 17	„ 3 und 4	„	„	„	*Aenjang*	„ *Anjang*
„ 20	„ 7	„	unten	„	*Blitze*	„ *Bitze*
„ 23	„ 1 und 2	„	„	„	*Petrus*	„ *Petri*
„ 27	„ 12	„	oben	„	*aoot*	„ *avot*
„ 43	„ 11	„	„	„	„*Zauberarzt*"	„ „*Zauberrazt*"
„ 46	„ 10	„	„	„	„*ihrigen*"	„ „*Ihrigen*"
„ 50	„ 17	„	unten	„	„*Bewusstsein*"	„ „*Bewustsein*"
„ 54	„ 7	„	„	„	die Worte: „*wie wir schon gesagt haben*" sind zu streichen.	
„ 69	„ 2	„	„	„	„*Globus* (*Jahrg. 1900*)"	statt: „*Globus*"
„ 87	„ 16	„	oben	„	„*b.*)"	„ „*b.*"
„ 93	„ 8	„	„	„	„*Savanne*"	„ „*Savane*"
„ 106	„ 9	„	„	„	„*Tanzparthie*"	„ „*Tanzpartie*"
„ 117	„ 1	„	unten	„	(SIMONS)	„ (SIEVERS)
„ 131	Fussnote 5			„	„STEINMETZ"	„ „STEIMMETZ"
„ 136	Zeile 1	„	„	„	„*Cercoleptes*"	„ *Cercoleptos*"

DRUCKFEHLERLISTE

ZU

DIE ANTHROPOPHAGIE DER SÜDAMERIKANISCHEN INDIANER

VON

THEODOR KOCH,
in Grünberg (Hessen).

(Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XIII).

[Infolge der Abwesenheit des Verfassers auf einer Forschungsreise in Central-Brasilien haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die hier richtig gestellt werden].

Es muss heissen:

Seite	6 Zeile	4	von	oben	lies:	*Marauhas*	statt: *Maranhas*
„	7 Fussnote 3,				„	55/56	„ 55/55.
„	9 Zeile	10	„	„	„	*Mauhé*	„ *Mauhe's*
„	10 „	8	„	„	„	*Yamias*	„ *Yamuas*
„	10 „	15	„	unten	„	*Couto*	„ *Conto*
„	11 „	11	„	oben	„	*ist*	„ *isst*
„	13 „	4	„	unten	„	*aufhäben*	„ *aufschäben*
„	24 „	15	„	oben	„	*steht*	„ *stehen*
„	24 „	16	„	„	„	*hat*	„ *haben*
„	24 Fussnote 4,				„	*Observaçaõ e exploraçaõ*	*Observaçao e exploraçao.*
„	26 Zeile	2	„	„	„	*im*	„ *am*
„	30 „	7	„	unten	„	*Umáua*	„ *Amáua*
„	„ „	1	„	„	„	„	„ „
„	32 „	13	„	oben	„	*Macus*	„ *Marus*
„	„ „	4	„	unten	„	*Ticunas*	„ *Titunas*
	34 „	9	„	oben	„	*Hiotutos*	„ *Hirtutos*


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00829 9899